This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HOOVER
WITHDRAWN
The Hoover Library
Ruth Perry Memorial
Collection on Africa

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

I.

Die Reise ins Togoland.

Von demſelben Verfaſſer ſind im gleichen Verlage erſchienen:

Die Deutſchen im braſiliſchen Urwald. 2 Bände.

Pampas und Anden. Sitten und Kulturſchilderungen aus dem ſpaniſch redenden Südamerika mit beſonderer Berückſichtigung des Deutſchtums.

Die

Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste

I.

Das Togoland

und

die Sklavenküste

Leben und Sitten der Eingebornen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel u. die deutschen Faktoreien auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert

von

Hugo Zöller

HOOVER WITHDRAWN INSTITUTION

K. B. REKTORAT D. REAL GYMNASIUMS MÜNCHEN

Berlin und Stuttgart

Verlag von W. Spemann

1885

Ta

DT582
Z85

230436

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

THE HOOVER LIBRARY

Die Reise ins Togoland ist vom Verfasser im Auftrage der

„Kölnischen Zeitung“

ausgeführt worden.

Inhalt.

		Seite
1. Kap.	Die Franzosen in Senegambien	1
2. „	Die Negerrepublik Liberia	25
3. „	Wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde	70
4. „	Das Togoland: der Handelsort Lome, das Hauffa-Lager bei Abosa, die Fetischstadt Be	77
5. „	Lagunenfahrten und Streifzüge in das Togoland . .	99
6. „	Der Togo-See und die Auffindung des Haho-Flußes	128
7. „	Die Handelsorte Porto Seguro und Bagida. Weitere Streifzüge ins Togoland und deren Ergebnisse . .	147
8. „	Die drei Königreiche Klein-Povo, Ague und Groß-Povo	163
9. „	Handel und Klima der Sklavenküste	193
10. „	Rechtszustände in den Negerreichen der Sklavenküste.	215
11. „	Das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei . .	229

Ein eingeborener Händler in Porto Seguro im deutschen Schutzgebiet.

Erstes Kapitel.

Die Franzosen in Senegambien.

(Auf Woermannschem Dampfer. — Die Dampferlinien nach Westafrika. — Quarantaine in Madeira. — Portugiesische Zollplackereien. — Die Westspitze Afrikas. — Gorée. — Wolof-Weiber. — Ueppige Mulattinnen in Pariser Toilette. — Sehnsucht der Offiziere nach La belle France. — Die Eisenbahn von Dakar nach St. Louis. — Dakar, der Zukunftshafen von Westafrika. — Fieberschwangere Luft. — Die Dörfer der Eingebornen. — Rufisque. — Italienische und chinesische Eisenbahnarbeiter. — Ein Marokkaner leistet so viel wie zehn Neger. — Dampfboot auf dem Niger. — Bathurst. — Das Telegraphenkabel nach Teneriffa und Cadix.)

An der Landungsbrücke von St. Pauli bei Hamburg — dicht unterhalb jenes stattlichen, von hohem Hügel herniederschauenden Gebäudes, wo der geniale Leiter der deutschen Seewarte alle wissenschaftlichen Seiten des Seewesens wie in einem Brennpunkte vereinigen, verarbeiten und praktisch nutzbar machen läßt — liegt unruhig und schnaubend ein winzig kleines Dampfschiff zur Abfahrt bereit. Da die meisten der von Hamburg auslaufenden transatlantischen Postdampfer bloß einen Teil ihrer Ladung bei der Stadt selbst, den Rest aber weiter elbabwärts einnehmen, so werden die Passagiere fast stets mit solch kleinen rauchspeienden Nußschalen dem ihnen vorausgefahrenen Schiffe nachgesandt.

Die „Anna Woermann", ein funkelnagelneues Fahrzeug, das seine erste Fahrt machen sollte, lag, 30- bis 40 000 Pfund für Neger und Neger-Gewehre bestimmtes Schießpulver ladend,

bei Schulau. Als ich die Treppe zu dem hübschen und geräumigen Salon, an den sich aber bloß drei, für sechs Passagiere bestimmte Kabinen anschließen, herunterstieg, bot sich mir ein fremdartiges Bild: ein schlankes Mädchen, Abschied nehmend in den Armen eines gebräunten jungen Mannes, eine Mutter, die sich zärtlich über ihren kaum zum Jüngling herangereiften Sohn beugt, ein Vater, der ruhig und gleichgültig über die gleichgültigsten Dinge zu sprechen sucht, während sich unversehens die Rührung aus seinen Augen stiehlt, ein gewaltiger Ueberfluß an Thränen, Abschieds-Sekt und guten Ratschlägen, Ratschlägen, die gehört und — vergessen werden. Denn als wir in Cuxhaven, Väter, Mütter, Bräute mitsamt den zwei Ingenieuren der Reiherstieg-Schiffswerfte (wo die Anna Woermann das Licht der Welt erblickte) ans Land gesetzt hatten, da dachte in gemütlicher Runde bei heimischem Bier kaum einer von uns der Thränen, die um ihn geflossen, selbst jene beiden noch ganz jungen Kaufleute nicht, die mit dem zunächst auf drei Jahre lautenden Vertrag und den besonderen Wünschen und Befehlen ihrer in Hamburg oder Bremen sitzenden Prinzipale in der Tasche zum erstenmal hinausfuhren zu den Faktoreien und der Fieberküste Westafrikas.

Bei einer Besatzung von 26 Mann und bloß 4 Passagieren konnte jener Kreis, der sich zu den drei Mahlzeiten (um 9, 1 und 6 Uhr), sowie namentlich auch abends in der Kajüte, bei schönem Wetter aber zu allen andern Tageszeiten auf Deck versammelte, nicht sehr groß sein. Unter Leuten aber, die von der See und dem Leben gleich viel umhergeschleudert worden sind, fehlt es nicht an Gesprächsstoff. Da war zunächst unser Kapitän, der von jedem kleinsten Neste in Afrika, von dem nie das Ohr eines Geographen vernommen, Wind, Strömung und Küstenverhältnisse für jeden Monat des Jahres anzugeben vermochte, eine wahre Verkörperung seemännischer Vertrauenswürdigkeit. Da war ferner unser erster Offizier, der früher auf dem kleinen Woermannschen Dampfer Okota den Ogowe bis zu dessen Katarakten befahren hatte. Da war endlich mit kokett auf die braunen Locken gedrücktem Negerkäppchen und einem seltsam geformten Ring (Negerfabrikat von der Goldküste) am Zeigefinger ein etwa 25jähriger Mann von herkulischer Gestalt, der aber doch schon dem Fieber seinen Tribut gezahlt hatte und jetzt eben zum zweitenmal als genesen zurückkehrte.

Im Grunde genommen, meinte Kapitän Jarck, als wir eines Abends angesichts von Madeira einen Grog brauten, sind die Herren selbst daran schuld, wenn sie Malaria oder gar Gallenfieber bekommen, das in Westafrika mehr als Cholera oder gelbes Fieber gefürchtet wird. Die jungen Leute gehen, allzu sehr auf Kraft und Gesundheit pochend, hinaus, nehmen keine Rücksicht auf das Klima, lassen ihre Kleider am Leibe trocknen, wenn es geregnet oder wenn sie geschwitzt haben, trinken viel und legen sich wohl gar spät abends erhitzt im Freien zum Schlafen nieder.

Der junge Herkules aber, der jetzt schon bei der Annäherung an wärmere Klimate seine indischen Byjamas angelegt hatte, wollte den Einfluß einer unklugen Lebensweise nicht anerkennen und meinte, je eher ein neu Angekommener vom Fieber befallen werde, desto besser; denn später pflege dasselbe in viel heftigerer Form aufzutreten. So vorsichtig man auch leben möge, so sei es doch unmöglich, jenen winzigen Lebewesen, welche nach der jetzt geltenden Ansicht das Fieber hervorrufen, den Eintritt in unsern Körper ganz zu verschließen. Leute, die bloß gekochtes Wasser tränken und jede erste Scheibe eines im Anschnitt befindlichen Stückes Fleisch, einer Wurst oder dergleichen wegwürfen, würden ebensogut wie alle andern vom Fieber befallen.

Die Liste der Opfer, die Westafrika nicht bloß unter den Forschungsreisenden, sondern auch unter den Angestellten der deutschen, englischen, französischen und holländischen Faktoreien gefordert hat, ist thatsächlich sehr groß; fast nicht minder lang ist aber auch die Reihe derjenigen, welche sich an das Klima gewöhnt haben und sich, wenn sie einmal auf längere Zeit nach Europa reisen, doch schon bald wieder nach ihrer palmenumwehten, brandungumrauschten Faktorei, der großen Schar ihrer gehorsamen Kru-Neger, der schwarzen Haushälterin und dem bequemen Leben zurücksehnen. Alle nur irgendwie schwierigen oder gefährlichen Dinge sehen sich aus der Ferne weit schlimmer an, als von Angesicht zu Angesicht, wenn man ihnen fest ins Auge blickt. Zudem gilt, was vor 4000 Jahren von den Phöniciern galt, auch noch heute: der Kaufmann liebt es, mehr instinktiv als aus bewußter Furcht vor Konkurrenz, die entlegeneren Gebiete seiner Thätigkeit in möglichst abenteuerlichem Lichte erscheinen zu lassen.

Will der geneigte Leser, der sich entschließt, mich auf meiner Reise nach und durch Westafrika zu begleiten, sich des nähern über die Reisewege unterrichten, so möge er das Reichskursbuch zur Hand nehmen, welches über alle wesentlichsten Postdampferlinien Aufschluß gibt. Da aber diese Passagierdampfer doch nur einen Teil des sehr mannigfach entwickelten Verkehrs vermitteln, so möge eine kleine Uebersicht über Westafrikas Verbindungen mit Europa und namentlich Deutschland hier Platz finden. Nach Westafrika in engerm Sinne (wobei wir von Französisch-Senegambien und den westafrikanischen Inselgruppen absehen) gibt es drei Passagier-Dampferlinien, deren Anlegeplätze zwar nicht miteinander übereinstimmen, die aber doch im großen und ganzen ein und dieselbe Fahrstraße innehalten. Zwei große englische Gesellschaften, die British and African Steam Navig. Co. und die African Steam Ship Co., welche zusammen über mehr als dreißig Dampfer verfügen, haben sich nach langer Befehdung untereinander geeinigt und senden wöchentlich einen Dampfer von Liverpool zu den zahlreichen westafrikanischen Küstenplätzen bis zu den Shallow Rivers und Alt-Kalabar an der Biafra-Bai, westlich von Kamerun, welches selbst jedoch nur von jedem dritten Dampfer angelaufen wird. Alle vier Wochen lassen die Gesellschaften einen Dampfer über die Mündung des Congo hinaus bis Loanda und alle zwei Wochen von Hamburg aus einen Dampfer bis Benguela und Mossamedes abgehen. Das deutsche Haus C. Woermann in Hamburg sendet monatlich einen viele Küstenplätze, auch Lome und Bagida im Togoland, sowie Kamerun anlaufenden Dampfer ebenfalls bis Loanda und außerdem jeden zweiten Monat einen ganz besonders für die kleinen Plätze bestimmten Dampfer bloß bis Kamerun. Die dritte portugiesische, von Lissabon ausgehende Linie, deren Dampfer auch ganz gut und sauber sind, erstreckt ihre Fahrten am weitesten südwärts, nämlich bis Mossamedes. In Mossamedes (Betonung auf dem a) ist aber die Welt mit Brettern zugenagelt, von dort weiter südwärts gibt es keinerlei direkte Verbindung. Wer mit den dem gewöhnlichen Publikum zur Verfügung stehenden Verkehrsmitteln von Mossamedes nach Lüderitzland gelangen wollte, müßte zunächst nach Madeira zurückkehren und dort einen der wöchentlich nach Kapstadt fahrenden Dampfer (Union Steam Ship Co. und Colonial Mail Line, oder auch von St. Vincent aus Orient and Pacific Steam Navigation Co.) besteigen.

Die Fahrzeit von Europa nach Westafrika ist des häufigen Anlegens wegen sehr lang und beträgt bei deutschen und englischen Dampfern übereinstimmend bis zu den unter deutschem Schutze stehenden Orten an der Sklavenküste (Bey Beach oder Lome und Bagida) etwa 30, nach Kamerun etwa 36 Tage, zuweilen auch etwas mehr. Nach Kamerun kann man auch noch von der nahen spanischen Insel Fernando Po gelangen, wo alle englischen Dampfer anlegen und von wo man nach Kamerun leicht Fahrgelegenheit mit Segelkuttern findet. Die Post wird nach und von Bagida und Kamerun mit englischen und deutschen Dampfern, nach und von dem weiter südwärts gelegenen Gabun dagegen über St. Thome mit portugiesischen Dampfern befördert. Das einzige Telegraphenkabel, dessen sich Westafrika bedienen kann, ist das von Lissabon über Madeira und St. Vincent (Kap-Verdische Inseln) nach Südamerika führende. Man sendet die Telegramme zunächst mit Schiff nach Madeira; da aber von dort die Fahrzeit nach Hamburg bloß neun, nach Liverpool sieben und nach Lissabon drei Tage beträgt, so wird durch diese Art von Depeschenbeförderung nicht gerade sehr viel Zeit gewonnen.

Die C. Woermannsche Dampferlinie hat sich aus kleinen Anfängen binnen sehr kurzer Zeit zu ihrer heutigen Höhe entwickelt. Jene gewaltigste Umwälzung im Seewesen, die Ersetzung der Segler durch Dampfschiffe, hat noch immer keinen auch nur zeitweisen Abschluß gefunden, und da es sich beim westafrikanischen Handelsverkehr nur wenig um Massenartikel, dagegen vorwiegend um teure Waren, wie Palmöl, Kautschuk, Elfenbein, Kaffee u. s. w., handelt, so fällt bei den Dampfern die Ersparnis an Zinsen gegenüber den dreißig Tage mehr gebrauchenden Seglern, die auch keine sehr viel niedrigeren Frachten berechnen können, ziemlich stark ins Gewicht. Nachdem die „Aline Woermann" voriges Jahr während eines Sturmes in der Nordsee mit Mann und Maus untergegangen, ist die Zahl der Woermannschen Dampfer durch den Neubau zweier Schiffe, „Anna W." und „Erna W.", auf fünf erhöht worden, von denen die drei größeren, „Karl W.", „Ella W." und „Professor W.", je zwölf Kajüttpassagiere und acht Passagiere zweiter Klasse an Bord nehmen können. In Bezug auf die Passagierbeförderung sind bekanntlich deutsche und französische Dampfer (letztere bisweilen eine Art schwimmender Gasthöfe) die angenehmsten und gemütlichsten, während man von den Engländern in dieser Hinsicht

wenig Lobenswertes hört. Im Frachtverkehr machen sich die Woermannschen und die nach Westafrika fahrenden englischen Dampfer starken Wettbewerb; die Kundschaft der deutschen sind hauptsächlich deutsche und auch französische Firmen, Engländer verfrachten beinahe gar nicht mit ihnen.

Von den übrigen mit Westafrika handeltreibenden deutschen Firmen lassen Witt u. Büsch in Hamburg einen Dampfer für die direkte Fahrt bauen. Die Firma G. L. Gaiser unterhält noch eine direkte Segelschiff-Linie (zwischen Hamburg und Lagos), ebenso wie früher auch Friedr. M. Viktor Söhne in Bremen und Jantzen u. Thormälen in Hamburg. Die meisten Firmen, wie z. B. Wölber u. Brohm, Max Grumbach, C. Goedelt, Goedelt u. Gütschow in Hamburg und German Factory (Chevalier in Stuttgart), chartern Segelschiffe oder verfrachten mit den deutschen und englischen Dampfern. Noch wäre zu erwähnen, daß die Baseler Missions-Faktorei einen Dampfer, den Condor, von Bremen nach der Goldküste laufen läßt. Ziemlich zahlreich ist auch die Flotte der deutschen Firmen gehörigen und beständig in Westafrika stationierten Küsten- und Flußdampfer. So befahren beispielsweise für C. Woermann die beiden Dampfer Eloby und M'pongwe die westafrikanische Seeküste, der Dualla die Flüsse, welche sich in das Sammelbecken von Kamerun ergießen, Ogota den Ogowe und Auguste den Kuilu-Fluß. Alle diese kleineren Fahrzeuge werden mit Holz geheizt und sind außer dem Kapitän und zwei Heizern bloß mit Kru-Negern bemannt. Für G. L. Gaiser vermitteln drei kleine Dampfer und für Witt u. Büsch ein Dampfer den Verkehr zwischen Lagos und den Plätzen an der dortigen Lagune, während der „Pionier" von der Baseler Missions-Gesellschaft den Volta-Fluß (an der englischen Goldküste) hinauffährt.

Was den Verkehr der übrigen seefahrenden Nationen mit Westafrika anbelangt, so hat eine dritte englische Dampfer-Gesellschaft mit dem Sitz in London gegenüber der allmächtigen Konkurrenz der beiden oben genannten Gesellschaften nicht aufkommen können. Die große englische Firma Hatton u. Cookson, welche neben C. Woermann die bedeutendste Firma in ganz Westafrika ist, läßt einen Dampfer zwischen Liverpool (nach Liverpool und Hamburg geht der überwiegende Teil des westafrikanischen Handels) und der Küste von Gabun bis Cabinda laufen und unterhält ebenso wie die englische Firma John Holt mehrere

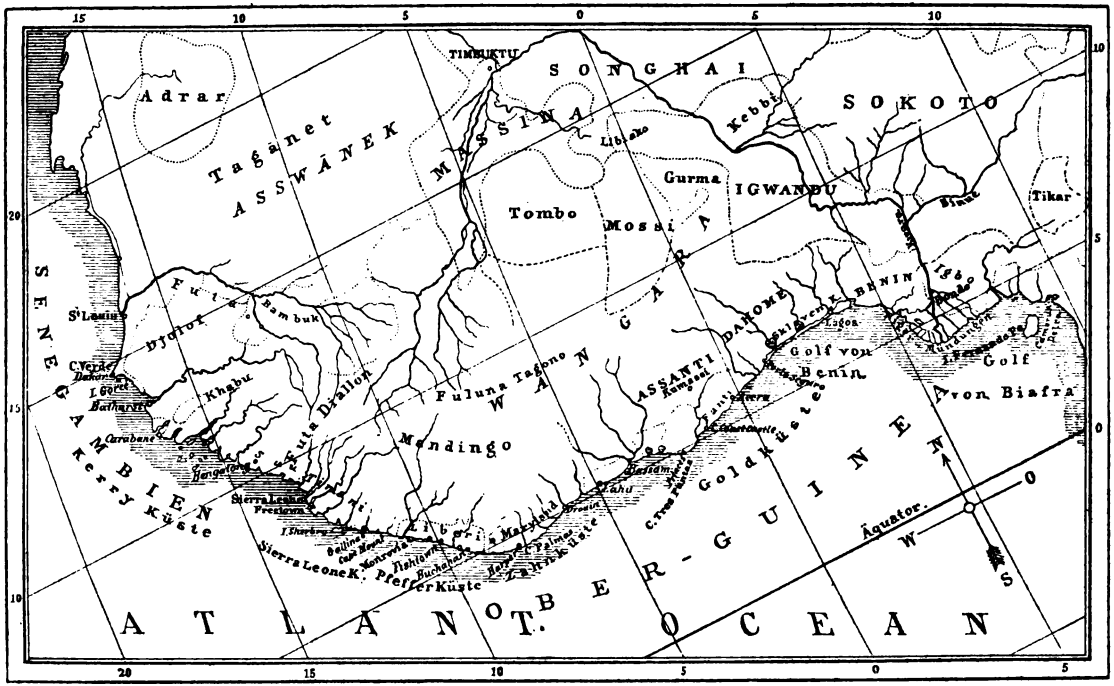
Dampfer auf den Flüssen. Die Niederländer, deren Handel mit Westafrika sehr bedeutend ist, besitzen einen zwischen Rotterdam und dem Congo laufenden Hochsee- sowie fünf bis sechs Küstendampfer.

Am zähesten haben bisher Franzosen und Nordamerikaner an den alten Straßen des Seglerverkehrs festgehalten. Die Franzosen vermitteln beispielsweise mit ihren Segelschiffen fast ausschließlich von Zanzibar her den umfangreichen Transport jener Kauri-Muscheln, die in den Gegenden landeinwärts von der Gold- und Sklavenküste als Zahlungsmittel dienen. Es soll jedoch neuerdings an der Herstellung einer französischen Dampferlinie von Dakar in Senegambien nach Gabun gearbeitet werden. Die Nordamerikaner betreiben ihren lebhaften Handel nach Liberia und der Goldküste ganz im alten Stil, d. h. ihre Schiffe, die mit Waren vollgepfropft von Amerika herüberkommen, bleiben so lange an der Küste, bis nach sechs oder zwölf Monaten alles in afrikanische Landeserzeugnisse umgetauscht ist, und kehren alsdann wieder heim. Im Grunde genommen betreiben ja auch Deutsche und Engländer den Handel auf ähnliche Art, nur daß bei ihnen die Waren nur selten mehr direkt aus dem Schiffe, sondern meist in den Faktoreien am Lande gegen die Tauschwaren der Neger umgesetzt werden. Und diese Einfuhrartikel sowohl als die Landeserzeugnisse haben sich seit Jahrhunderten nur wenig geändert, werden sich auch erst dann ändern und in größerem Maßstabe als bisher vermehren, wenn man, wie das jetzt bereits von den Portugiesen in Angola geschieht, mit Plantagenbau vorgeht. Seit Jahrhunderten bringt jedes in Westafrika ankommende Schiff Spirituosen, Salz, Tabak, Pulver, Steinschloßgewehre, Zeuge, Messer, Aexte, Töpfe, Steingut, Glasperlen und allen jenen hundertfältigen Krimskrams, an dem des Negers Herz sich erfreut. Die abfahrenden Schiffe nehmen dagegen Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Ebenholz, Rothholz, Erdnüsse (sogenannte groundnuts, aus denen Oel gepreßt wird), Elfenbein von Gabun und Kamerun (monatlich 5 bis 800 Zähne zu je 15 Pfund und mehr), etwas Kakao (der von den Eingebornen bei Kamerun gepflanzt wird), Kaffee (hauptsächlich aus Angola und Liberia), arabischen Gummi, Baumwollsamen, Oschella-Gras (zur Bereitung grüner Farbe) und Ingwer mit hinweg.

Sollte man es für möglich halten, daß wegen der in

Frankreich und Italien herrschenden Cholera über Schiffe, die von Hamburg kommen, Quarantäne verhängt wird? Solches widerfuhr uns auf der „Anna Woermann" angesichts der malerischen Berghöhen Madeiras, von denen wir bloß durch einen Zwischenraum von wenigen Hundert Meter getrennt waren. Kleine Kutter mit Zollbeamten umschwärmten uns die ganze Nacht — eine nichts weniger als angenehme Beschäftigung für diese armen Leute, die sich ganz gewiß nach den kernigen Mahlzeiten und dem frischen Bier des Dampfers sehnten, Genüssen, die ihnen für diesmal versagt blieben. Nach der Ansicht deutscher und englischer Seeleute versteht sich kein Volk in Europa besser auf Zoll- und Sanitätsplackereien als gerade die Portugiesen. Wir entnahmen die gewünschten Kohlen von einer jener Hulks (alten, abgetakelten Schiffen), die, um ihren Kohlenhandel trotz Quarantäne betreiben zu können, auf jeden Verkehr mit dem Lande verzichten müssen. Als daher ein junger Kaufmann zu uns an Bord geklettert war, um uns zu erzählen, daß die deutsche Korvette Leipzig vor wenigen Tagen auf der Heimfahrt hier gewesen sei, da wurde ihm bedeutet, daß er nunmehr fünf Tage lang an Bord eines jener Hulks verbleiben müsse.

Uebrigens sei hier noch bemerkt, daß die von den meisten nichtdeutschen Schiffen (die deutschen führen jetzt vielfach Ruhrkohle) benutzten Kardiff-Kohlen in Hamburg die Tonne auf 14—16 Mark, aber schon in Madeira auf 27 Mark und an der Mündung des Congo auf 60 Mark zu stehen kommen. Gleich hinter Madeira gelangten wir in den Bereich des Nordostpassats, der, die frisch gesetzten Segel schwellend, unsere Fahrgeschwindigkeit um eine bis zwei Seemeilen in der Stunde vermehrte. Zwischen den Kanarischen Inseln fuhren wir bei mäßigem, die Aussicht auf den Pic von Teneriffa verhüllenden Nebel hindurch. Sturmverschlagene Landschwalben und sogar ein Habicht suchten ermüdet Zuflucht auf unseren Raaen — lauter todgeweihte Opfer, denn ihre Entkräftung ist derart, daß sie selbst bei der sorgsamsten Pflege keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen vermögen. Als dann bei der Annäherung an das die äußerste Westspitze von Afrika bildende Kap Verde der kühle Nordostpassat nachließ, begannen sich auch schon, während die Temperatur in unseren Kabinen niemals mehr unter 31—32° C. sank, fliegende Fische in größeren Mengen zu zeigen.



Uebersichtskarte der westafrikanischen Küste.

Am fünften Tage nach der Abfahrt von Madeira tauchten jene mittelhohen, les deux Mamelles genannten und mit einer dünnen Pflanzenschicht überzogenen Hügel vor uns auf, welche, überragt von riesigem Leuchtturm, einer Schöpfung des tüchtigen Faidherbe, dem landschaftlich sonst ganz unbedeutenden Sand- und Felsengestade des grünen Vorgebirges ein charakteristisches Gepräge geben. Noch eine Stunde, dann sahen wir geradeaus vor uns ankernde Dampfschiffe und in großer Anzahl Leichterschiffe, Kutter und Kanoes, links sahen wir die ihrer Vollendung entgegengehenden Steinmolen des Zukunftshafens von Dakar und etwa in der Mitte der halbkreisförmigen von Sanddünen und einigen Hügeln vulkanischen Ursprungs eingeschlossenen Bucht zeigte sich eine kleine längliche, bloß 800 bis 900 m breite Insel, deren dem Meere zugewandter Teil bis zu 100 m ansteigt und über schwarzen, senkrecht emporragenden Basaltsäulen altertümliche, von hohen Bäumen überschattete Festungswerke trägt. Der dem Festlande zugewandte niedrigere Teil der Insel wird von der Stadt Gorée eingenommen, die mit ihren weißen Häusern und ihren roten, teils flachen, teils schrägen Dächern, ihren von langen Reihen regelmäßiger hoher Bogen getragenen Veranden von weitem einer orientalischen Stadt gleicht, etwa einem der kleineren Orte an Algeriens Küste. Erst beim Umherwandern in der Stadt selbst merkt man, daß der allergrößte Teil dieser sich von weitem recht stattlich ausnehmenden Häuser von Schwarzen bewohnt wird, in deren patriarchalischen, übel duftenden Haushalt man durch die offenstehenden Thüren interessante Einblicke erhält.

Kaum war in einiger Hundert Meter Entfernung von dem mit riesigen Basaltblöcken übersäten Landeplatz der Anker der Anna Woermann gefallen, als sich auch schon mit der französischen Trikolore hinten, der gelben Quarantäneflagge vorn ein von Laptots (schwarzen senegalischen Matrosen) gerudertes Boot uns näherte, das den Arzt der Gesundheitsbehörde langseits brachte. Diese Pünktlichkeit der Franzosen, die wir auch bei manchen anderen Kleinigkeiten, z. B. am folgenden Morgen beim Ausladen, zu beobachten Gelegenheit hatten, stach sehr angenehm ab gegen den unbeschreiblichen Schlendrian von Madeira. Allerdings mochte bei der Pünktlichkeit der Franzosen auch das Verlangen nach Briefen aus der Heimat mitgewirkt haben, denn nachdem wir ein paar Mal die Versicherung, daß

in Hamburg keine ansteckende Krankheit herrsche, wiederholt hatten, folgte auch sofort schon das Verlangen nach Briefen und Zeitungen — deren Beförderung die Woermannschen Dampfer ebenso wie die meisten anderen ohne Bezahlung übernehmen, bloß um der Ehre willen, außer der National- und der Kontorflagge auch noch die Postflagge führen zu dürfen.

Als ich vor drei Jahren diese Gestade besuchte, da war Senegambien das erste von Negern bewohnte Land, das ich bis dahin betreten. Seitdem aber ist mir Gelegenheit geworden, die Negerrasse in Brasilien, in Panama, auf Jamaika, Hayti u. s. w. zu studieren, und nach meinen dort gesammelten Erfahrungen möchte ich behaupten, daß der in Senegambien wohnende Negerstamm der Wolofs zwar zu den kräftigsten und muskulösesten, aber auch in Bezug auf die Bildung des Gesichts zu den häßlicheren, affenähnlicheren Vertretern der Rasse gehört. Man braucht gar nicht viel Zeit, um herauszufinden, daß diese Leute für ihren patriarchalischen Haushalt doch ziemlich ebensoviele Bedürfnisse haben, wie etwa ärmere deutsche Bauern; auch liefert ihr Benehmen den Beweis, daß ihre Geistesanlagen gar nicht schlecht entwickelt sind, ja, man würde kaum irgend eine Seite unsres Geistes-, Gemüts- und Phantasielebens herausfinden, die nicht, wenn auch in geringerem Grade, bei den Negern zu finden wäre. Aber dennoch und trotz alledem überrascht jedesmal wieder, wenn man sie nach längerer Zeit zum erstenmal sieht, jene Affenähnlichkeit, deren peinlicher Eindruck sich später verwischt, ohne ganz geleugnet werden zu können. Sähe man dieselben Neger unter tropisch üppiger Vegetation, wie sie weiter südwärts sich finden soll, so würde der erste Eindruck vielleicht weniger unangenehm sein. Zu der Affenähnlichkeit kommt noch die Trostlosigkeit der umgebenden Szenerie, da Französisch-Senegambien wohl im Innern endlose Strecken fruchtbarsten Waldbodens enthält, an der Küste aber zu den wenigst anziehenden Gegenden von Westafrika gehört. Während weiter südlich ein sumpfiger und ungesunder, aber von üppigem Pflanzenwuchs bekleideter Küstengürtel die weiter landeinwärts sich erhebenden gesunderen Anhöhen umsäumt, ist es hier ein ebenso ungesunder, viele Meilen breiter und bloß mit verhältnismäßig dürftiger Vegetation bestandener Sand- und Felsengürtel.

Da am grünen Vorgebirge europäischer Einfluß seit vier Jahrhunderten auf die Eingebornen einwirkt, so sind alle Er-

wachsenen bekleidet, wenn auch nicht gerade in unserm Sinne. Der lange, hemdartige, bald schwarze, bald blaue, bald schmutzigweiße „Bubu“, den Männer wie Weiber tragen, läßt zwar den meist tadellosen Wuchs recht vorteilhaft hervortreten, verhüllt aber auch nicht die wie bei allen nichtkaukasischen Völkern nur schlecht entwickelten Waden. Unter den Weibern findet man viele kräftige, bisweilen üppige Gestalten, deren glänzendes Schwarz nicht unschön gegen die Farbe ihrer bisweilen grellbunten, meist aber blau und weiß gemusterten Baumwollkleider absticht. Unter diesen Weibern hatten die meisten ihr kohlschwarzes Haar in Hunderte von straffen, wurmartig herunterbaumelnden Flechten eingezwängt, während die Männer teils, soweit sie Christen oder Heiden waren, dem Krauskopfe sein natürliches Aussehen ließen, teils auch, soweit sie dem Islam huldigen, mit Ausnahme des Hinterhauptes und eines kurzen Haarbüschels den ganzen Kopf rasieren. Die meisten Weiber trugen auf dem Kopfe einen turbanartigen Aufbau von weiß und blauem Kattun; dazu hatten einige, weil es Sonntag war, um Staat zu machen und ihren Wohlstand zu zeigen (ähnlich wie in manchen Berggegenden Deutschlands, beispielsweise in Hessen), wohl acht bis neun Bubus, einer noch greller als der andre, angezogen — und das bei 32 bis 35 Grad Celsius im Schatten.

In allen südlichen Ländern sind die Formen des gewöhnlichen Lebens verzweifelt ungeniert: als wir am Sonntag nachmittag durch Gorée spazierten (ein Vergnügen, mit dem man sehr schnell zu Ende ist), lagen am Marktplatze die Männer auf dem Bauche und schrieen oder erzählten sich endlose Geschichten oder plärrten näselnde Gesangsweisen. Die Weiber und Mädchen aber saßen und lagen in allen denkbaren und undenkbaren Stellungen vor ihren Häusern, aus denen ab und zu der Klang des Tamtam hervorscholl. Schaute man diese Weiber an, so lachten sie oder schlugen die Augen nieder; einige aber riefen von weitem, daß sie für „petit dix sous“ Tamtam tanzen möchten. Höchst patriarchalisch nahmen sich in diesem mehr bunten und phantastischen als anziehenden Treiben die weißbärtigen, mit Stöcken einherwankenden Alten aus. Am hübschesten aber waren unzweifelhaft die großäugigen, mit Schmucksachen und Leinwandpaketchen behaubten, sonst ganz splitternackten Kinder, die halb furchtsam, halb neugierig lächelnd ihre kleinen Händchen uns entgegenstreckten.

Unter einer Halle am Marktplatze wurden allerlei unappetitlich aussehende Lebensmittel feilgeboten, Fleisch, großköpfige Rochen und andre Seefische, Mais (das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingebornen), ölhaltige Araschiden (von den Engländern groundnuts genannt, der bedeutendste und außer Gummi Arabicum beinahe der einzige Ausfuhrartikel des Landes) und einige wenige Früchte. Als Zahlungsmittel schien hier allerwärts Geld zu dienen, während im Arrondissement von St. Louis noch nach Guinées, 15 Meter langen Stücken Zeug, gerechnet wird, die früher in Indien gefertigt wurden, gegenwärtig aber aus England und der Schweiz bezogen werden.

Hatten wir bisher in Gorée bloß Schwarze gesehen, was gar nicht auffällig ist, da dort unter etwas über 3000 Eingebornen bloß ein halbes Hundert weiße Zivilisten (Beamte und Kaufleute) und etwa 200 weiße Soldaten leben, so war es uns um so auffälliger, als wir einen ganzen Trupp brauner Mädchen und Damen in europäischer Kleidung — mit Einschluß der auf die Rückseite beschränkten Krinoline — sich nach der katholischen Kirche hin bewegen sahen. Diese Mulattinnen, unter denen es hellgelbe und braunschwarze gab, unterhielten sich in demselben Wolof-Idiom, dessen sich auch das niedere Negervolk bedient; ihr Auftreten aber und vor allem ihre aufgedonnerte Pariser Tracht verrieten den Anspruch auf europäische Abkunft und ein dem entsprechendes aristokratisches Uebergewicht über die große Masse des Volkes. Unter den jungen, aus Leibeskräften kokettierenden Mädchen waren einige nicht übel, aber die Alten! Der geneigte Leser erlasse mir eine eingehende Beschreibung. Es genüge, daß sie Schmachtlocken trugen und daß riesige Brillen die schwarzen, schwammigen und faltenreichen Züge überschatteten. So etwa mag sich Shakespeare seine Hexen im Macbeth, die Verkörperung des Satanischen, vorgestellt haben. Viele unter diesen Mulatten und Mulattinnen, namentlich die zahlreichen gelbbraunen Schreiber und Gehilfen in den Kontoren, sind von väterlicher Seite portugiesischer, viele auch französischer Abkunft.

Bis vor einigen Jahren sollen sich viele Franzosen, die eine provisorische Ehe eingehen wollten, mit ihrer schwarzen Auserkorenen vor einem Geistlichen kirchlich haben trauen lassen, ohne dadurch gesetzlich gebunden zu sein. Neuerdings aber geht das nicht mehr. Uebrigens ist die Rassenmischung hier noch in

den ersten Anfängen, sie ist auch nicht zum hundertsten Teil so weit vorgeschritten, wie etwa an der peruanischen Küste oder in Panama, wo niemand recht anzugeben weiß, wieviel Prozent Indianerblut, wieviel Prozent Neger-, Chinesen- oder Spanierblut in seinen Adern fließt. In der erwähnten katholischen Kirche waren Pariser Toiletten und die oben erwähnte Tracht der Eingebornen bunt durcheinandergemischt; vor dem Altar stand ein französischer Jesuiten-Missionär, der, wie man mir sagte, nach Schluß der Litanei in der Wolof-Sprache predigen würde. Obschon manche Eingebornen ziemlich gut ein verdorbenes Französisch und wohl auch ein paar Worte Englisch sprechen, so gilt dies durchaus nicht von der großen Masse des Volkes, mit dem man sich nur in seiner eignen Sprache verständigen kann.

Erst als wir zwischen Kaktusgestrüpp und blühenden Oleandern hindurch, vorbei an einzelnen verkrüppelten Affenbrotbäumen (zwischen deren Zweigen giftige Spinnen ihre Netze weben) zu den rotfarbigen Wällen des von den Engländern erbauten Forts hinaufstiegen, begegneten uns die ersten Weißen unvermischten Blutes: französische Artillerie-Offiziere mit weißem indischem Sonnenhelm, blauem Waffenrock, weißen Linnenhosen, gelben Schuhen aus Segeltuch und einem Spazierstöckchen in der Hand, aber ohne Seitengewehr; ferner in schwarzem Talar Jesuiten mit breitkrämpigem Filzhut und zu Boden geschlagenen Blicken; endlich auch bedauernswerte Nonnen mit gelbgrüner Grabesfarbe auf den verwelkten Zügen.

Wie mir die Artillerie-Offiziere, mit denen ich darüber sprach, mitteilten, soll die bisher vernachlässigte Geschützausrüstung des Forts von Gorée auf jenen Standpunkt gebracht werden, der nach den heutigen Verhältnissen des Artilleriewesens allen Anforderungen Genüge leisten würde. Um das zu erleichtern, hat man vom Landeplatz aus einen schmalspurigen Schienenstrang hinaufgeführt; wie man aber gleichzeitig auch bei dem knapp bemessenen Raume und den steilen Abstürzen die altertümlichen Mauern mit schützendem Erdmantel umkleiden will, ist mir ein Rätsel geblieben. Und doch würde ohne einen solchen Erdmantel das Fort einer Beschießung aus modernen Schiffsgeschützen wohl kaum lange widerstehen können.

„Gorée", so erzählten mir die französischen Offiziere, „ist der langweiligste Ort, den man sich denken kann, und obwohl

wir oben auf dem Fort verhältnißmäßig gesunde Wohnungen haben, auch eine gute Küche führen und vorzüglichen Bordeaux trinken, so sehnt doch jeder das Ende jener zwei Jahre herbei, nach deren Ablauf er zum schönen Frankreich zurückkehren darf. Da in der letzten Zeit keine Streifzüge ins Innere unternommen worden sind, so fehlt jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und wir sind verurteilt, unter dieser langweiligen, halbgebildeten schwarzen Kanaille zu leben. Obwohl Dakar sehr viel ungesunder ist als Gorée (St. Louis hält die Mitte zwischen beiden), so vergehen doch selten mehrere Monate, ohne daß wir einige von unsern Mannschaften beerdigen müßten. Den Neuling reizt anfänglich die Fremdartigkeit der Eindrücke und die Hoffnung auf schnellere Beförderung; aber wer gar zum zweitenmal auf zwei Jahre hierhin geschickt wird, der kommt aus dem Fluchen gar nicht mehr heraus."

Diesen Aeußerungen wäre betreffs der Gesundheitsverhältnisse noch hinzuzufügen, daß ein Denkmal dicht bei jener oben erwähnten Markthalle denjenigen Aerzten und Offizieren gewidmet ist, welche während der Epidemie von 1878 ihrem Pflichteifer zum Opfer fielen. Auch 1882 hat das gelbe Fieber gewütet, welches hier, wo man behufs Versorgung mit Wasser auf zwei schlechte Brunnen und die Regenzisternen angewiesen ist, einen fruchtbaren Boden findet.

Ein Gasthaus gibt es in Gorée nicht und in der einzigen erbärmlichen Kantine, in der gleichzeitig alle denkbaren Waren verkauft werden, fanden wir bloß gemeine französische Soldaten, die in reinlichen aber etwas schlotterigen Uniformen (Sonnenhelm, Waffenrock, weißen Hosen) Absinth oder einen kaum genießbaren Rotwein oder lauwarmes englisches Bier tranken. Recht auffällig tritt in Französisch-Senegambien der Ueberfluß an Militär- und Verwaltungsapparat hervor; ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so schlimmes Mißverhältnis zwischen der Anzahl der Militärpersonen und der Zivilbevölkerung findet sich aber doch auch in Niederländisch-Indien und in allen englischen Kolonien.

Was die in Gorée angesiedelten europäischen Kaufleute anlangt, so habe ich bloß die in enger Gasse gelegenen, mit Waren vollgepfropften Magazine und die wohnlich ausgestatteten Kontorräume der Firma Maurel u. Pron gesehen, deren Angestellte angewiesen worden waren, dem Kapitän des binnen kurzem hier

erwarteten deutschen Kanonenboots Möwe mit ihrer Ortskenntnis zur Seite zu stehen.

Da seit Jahren in der französischen Presse so sehr viel von jenen senegambischen Eisenbahnen die Rede ist, die dereinst vermittelst des „Transsaharien" eine Ueberlandverbindung mit Algerien darstellen würden, so reizte es mich, diese Werke französischer Thatkraft selbst kennen zu lernen. Die Verhältnisse waren aber meiner Absicht sehr ungünstig. Die vom Juni bis Anfang oder Mitte Oktober dauernde ungesunde Regenzeit hatte nämlich bei meiner Ankunft gerade aufgehört. Noch aber war das Land nicht aufgetrocknet und der Schaden, den die Ueberschwemmung an dem halb vollendeten Bahnkörper angerichtet, war noch nicht ganz wieder ausgemerzt, so daß der regelrechte Verkehr auf den bereits vollendeten Strecken noch manches zu wünschen übrig ließ. Von jener Linie, die Dakar (über Rufisque) mit der Kolonialhauptstadt St. Louis verbinden wird, fehlen bloß noch 60 km, die man binnen Kurzem fertigzustellen hofft.

Einstweilen sind von St. Louis aus etwas über 200 km und von Dakar aus 97 km im Betrieb, d. h. es verkehrt dort nach jeder Richtung je ein Zug täglich. Plan der Franzosen ist es, von jener Linie Dakar-St. Louis eine 850 km lange Linie nach Medine und eine 320 km lange Fortsetzung zum Oberlauf des Nigerstromes (Gesamtkosten nach Voranschlag 120 Mill. Frank, von denen der französische Staat 54 Mill. Frank übernehmen würde) abzweigen zu lassen. Ob aber diese Pläne jemals zur Durchführung gelangen, erscheint mehr als zweifelhaft. Begonnen hat man mit dem Bau jener Abzweigungen allerdings, aber wegen der Feindseligkeit der im Innern wohnenden Stämme ist das Werk schon bald wieder ins Stocken geraten.

Mein Plan war, von Dakar mit der Eisenbahn nach Rufisque zu fahren und dort die Anna Woermann, die in zwei Tagen nachfolgen sollte, zu erwarten. Die erste Schwierigkeit aber ergab sich, als ich des Sonntags wegen keines jener Segelboote der Eingebornen aufzutreiben vermochte, welche sonst die Strecke von Gorée bis Dakar in 20 bis 25 Minuten zurückzulegen pflegen. Ich erbat also vom „Capitaine du Port" die Erlaubnis, als einziger Zivilist unter lauter Militärs, eines der kleinen Bateaux de Service benutzen zu dürfen, die zu ge-

wissen Stunden zwischen Dakar und Gorée verkehren. In Dakar aber stellte es sich heraus, daß die Regengüsse eine Brücke, welche über die zwischen Dakar und Rufisque liegende Lagune führt, zerstört hatten und daß demgemäß der am nächsten Morgen um 6 Uhr abgehende Zug keinesfalls bis Rufisque würde vordringen können. Da ich aber wegen der vor mir liegenden viel wichtigeren Aufgaben und der bevorstehenden Strapazen keine Neigung zu einem Marsche durch den Dünensand verspürte, so kehrte ich unverrichteter Sache wieder zurück.

Als ich vor drei Jahren in Dakar war, gab es dort drei Gasthöfe (gleichzeitig Ladengeschäfte) mit hochtönendem Namen; inzwischen haben zwei davon das Zeitliche gesegnet. Der Bau jener 1863 von Faidherbe begonnenen Molen, die Dakar zum besten und beinahe einzigen wirklichen Hafen in Westafrika machen sollen, war dagegen um ein gutes Stück weiter gediehen. In einigen Jahren werden die größten Seeschiffe hier direkt am Quai anlegen können — schon in Europa eine Seltenheit, doppelt selten in außereuropäischen Ländern. Man mag von dem Kolonisationstalent der Franzosen denken wie man will, so viel ist sicher, daß sie einmal begonnene Bauten und öffentliche Arbeiten mit einer Thatkraft zu Ende führen, für die kein Grad der Bewunderung übertrieben erscheint. Ob diese gewaltigen Werke sich jemals rentieren werden, ist eine andere Frage, deren Beantwortung hier zu weit führen würde. Angesichts der Thatsache, daß das französische Kaufmanns- und Zivilelement (fremde Kaufleute gibt es dort beinahe nicht) so sehr schwach in Senegambien vertreten ist, möchte man die Frage einer zukünftigen Rentabilität verneinen. Angesichts der Thatsache, daß wenigstens an diesem einen Punkte Afrikas französische Thatkraft das anderwärts überall bestehende Monopol der Küstenstämme durchbrochen und einen direkten Handel mit dem Innern angebahnt hat, angesichts dieser Thatsache möchte man die Frage der zukünftigen Rentabilität bejahen.

Auch in Dakar leben unter etwa 2000 Negern bloß 2—300 Weiße, das Militär mit eingerechnet. Der Hauptunterschied gegen Gorée besteht darin, daß die Eingebornen hier nicht in städtischen Häusern, sondern in urwüchsigen 4—5 m hohen und 3—4 m breiten Hütten wohnen, von denen jedesmal einige Dutzend durch einen gemeinschaftlichen Zaun zu großen, durch weite sandige Strecken voneinander getrennten Hütten-

Eine Faktorei in Porto Seguro im deutschen Schutzgebiet.

komplexen zusammengefaßt werden. Das Gehen in diesem Dünensande ist sehr beschwerlich, und außer dem sogenannten Botanischen Garten, der aber stark verwildert ist, und einem einheimischen „König", der mitsamt seinen Frauen für 50 Cents (es bildet das seine Rente) Audienz erteilt, bietet Dakar nichts, was zu ermüdendem Umherstreifen anspornen könnte. Ein lebhafteres Treiben entwickelt sich in Dakar bloß dann, wenn gerade einer der halbmonatlich von Bordeaux über Lissabon nach Rio de Janeiro fahrenden Messageries-Dampfer dort eingelaufen ist.

An eintönig sandigem Strande gegen hundert weißgekälkte Magazine mit schrägen, roten Dächern, dazu ein paar Hundert halbdürre Bäume, die ebensogut an der holsteinischen oder jütschen Küste stehen könnten, so etwa stellt, vom Meere gesehen, das von uns auf der Weiterfahrt angelaufene Rufisque sich dar. Es ist eine an derselben Bai gelegene kleinere Kopie von Dakar, nur mit dem Unterschiede, daß das seichtere Wasser die Schiffe nötigt, in größerer Entfernung vom Lande zu ankern. Da ein italienisches Segelschiff und mehrere Küstendampfer der Firma Maurel u. Pron von Bordeaux alle Leichterfahrzeuge für sich in Anspruch genommen hatten, so mußten wir bei unerträglicher Hitze mehrere Tage lang an diesem eintönigen Strande verweilen. Oktober ist in Senegambien der heißeste, fieberreichste und in jeder Hinsicht unangenehmste Monat; dem während mehrerer Monate von gewaltigen Regengüssen überfluteten Erdboden entquellen unter dem Einflusse einer nunmehr von wolkenlosem Himmel herniederschauenden Sonne jene Miasmen, denen auf die Dauer keine Konstitution ohne gelegentliche Fieberanfälle zu widerstehen vermag.

Bei mir, der ich doch aus ureigenster Erfahrung so ziemlich alle schlimmsten Klimate der Erde kenne, erzeugt diese schwüle Hitze ein dumpfes, schwer zu beschreibendes Unbehagen, eine Denkfaulheit, die mich zu meiner Arbeit etwa das drei- oder vierfache jener Zeit benötigen läßt, die in Deutschland dafür erforderlich sein würde. Und auffallenderweise mangelt es in diesem Lande so ziemlich an allen Einrichtungen, welche die Unbilden des Klimas erträglicher machen könnten; es ist das doppelt auffallend, da ja gerade Franzosen, diese Meister des Komforts, hier ansässig sind. In Indien erträgt man viel höhere Temperaturen mit Leichtigkeit, weil hohe, mit kühlen

Steinfliesen belegte Zimmer, weil schattige Veranden mit allerbequemsten Schaukelstühlen, weil kühle Bäder, eisgekühlte Getränke und luftfächelnde Punkas zu den niemals fehlenden Bedürfnissen jedes dort lebenden Europäers gehören. Wo aber wäre hier dergleichen zu finden?

Am Lande empfing man uns ebenso wie in Gorée mit großer Zuvorkommenheit. Es ist ja doch für diese Orte (die bloß vermittelst der alle 14 Tage von Südamerika her anlaufenden Messageriesdampfer ihre Briefe nach Frankreich befördern können) von allergrößter Wichtigkeit, wenn Dampfer mit regelmäßigen Fahrten dort anlaufen. Dieser Regelmäßigkeit zuliebe hat man denn auch die Woermannschen Dampfer von der Zahlung jenes Tonnengeldes entbunden, das sonst von französischen Schiffen in der Höhe von 50 Centimes, von nichtfranzösischen Schiffen in der Höhe von 1 Fr. die Tonne erhoben wird.

Schmalspurige Schienenstränge führen von einer zum Löschen der Leichterfahrzeuge benutzten Pfahlbrücke aus durch so ziemlich alle Straßen des europäischen Viertels von Rufisque, in welchem jedes Haus ein Magazin oder ein Laden ist.

Hinter den Ladentischen dieser Magazine, von denen jedes ohne Arbeitsteilung alle überhaupt hier geforderten Waren führt, hantieren, unterstützt von Negern, europäische oder mischblütige Kommis von mehr oder minder angekränkelter Hautfarbe. Die Umgebung dieses europäischen Viertels von Rufisque ist ebenso trostlos wie einige der allerschlimmsten Gegenden Australiens. In jener Brandung, welche den flachen Sandstrand hinaufrollt, badet unbekümmert um die weiter draußen umherschwimmenden Haie die schwarze Jugend; weiter landeinwärts ist alles ermüdender, mit spärlichem Grase bestandener Sand, der ab und zu von einem Baobab-Baume überragt wird. In solcher Umgebung nimmt sich das Bahnhofsgebäude, dessen Inspektor noch einige Wochen auf den nächsten Eisenbahnzug warten muß, doppelt fremdartig aus.

Das Interessanteste an der ganzen Ortschaft sind, wenigstens für den Neuling, die dorfartig um das europäische Viertel von Rufisque herumliegenden Ansammlungen von Negerhütten. Wer niemals vorher in Westafrika war, mag hier tagelang Studien machen und doch stets Neues entdecken. Der Neger ist seiner Charakteranlage nach alles andre eher denn bösartig, und dem Europäer, der unberufen in diese besondere Art von

Häuslichkeit eindringt, wird häufig ein helles Gelächter, aber selten oder niemals ein strafender Blick zu teil werden. Hier, schon ein wenig abseits von der oberflächlichen Kultur Gorées und Dakars, lassen die Schwarzen mit wenigen Ausnahmen den Oberkörper gänzlich unbedeckt, und ich war erstaunt, unter den jungen Männern und Mädchen so sehr viel schlanke Taillen, so sehr viel tadellos gewachsene Gestalten zu sehen. Auch verschönert jenes Lachen, das zu des Negers zweiter Natur gehört und die elfenbeinfarbenen, sorgsam mit Zahnstochern gepflegten Zähne hervortreten läßt, die sonst recht rohen Züge der schwarzen und graubraunen Gesichter.

Ebenso wie in Dakar liegen auch hier mehrere Hütten innerhalb manneshoher, aber hier bloß durch sehr schmale und krumme Gäßchen voneinander getrennter Umzäunungen. Die Hütten sind so niedrig, daß man bloß kriechend oder wenigstens gebückt hineingelangen kann, und wie ihr aus Binsen bestehendes Dach die Regengüsse der nassen Jahreszeit abzuhalten vermag, ist mir bis zu diesem Augenblicke ein Rätsel geblieben. Wenn es ein paar Tage lang geregnet hat, muß sich ein solches Negerdorf, meine ich, wie ein einziges Kotmeer ausnehmen. Ist aber auch das Baumaterial höchst ursprünglicher Art, so überrascht doch die Mannigfaltigkeit der inneren Einrichtung, die selten eines regelrechten Bettes, mehrerer Porzellangefäße und eines ganzen Haufens von halbzerlumpten Kleidungsstücken ermangelt. Da die Männer wohl dem Fischfange, dem Löschen der Schiffe und der faulen Behaglichkeit im weichen Sande des Seestrandes obliegen mochten, so fanden wir diese Dörfer fast ausschließlich von ganz nackten Kindern und halbnackten Weibern bevölkert, welch letztere teils in urwüchsiger Art Garn spannen und bunte Gewebe verfertigten, teils in Kürbisschalen Mais, Reis und Fische, die drei hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Schwarzen, herbeitrugen. Auf dem Markte, wo einige Dutzend alter, abschreckend häßlicher Weiber am frühen Morgen gefangene Fische feilboten, sah ich einige Schafe, Ziegen, Esel, schäbige Ponies und hellgraue Buckelochsen mit riesigen Hörnern; im übrigen scheint das Land nicht sonderlich reich zu sein.

Betreffs der zivilisatorischen Thätigkeit, welche die Franzosen in Senegambien entfalten, möchte ich einen französischen Kaufmann — mit dem ich bei lauwarmem deutschen Bier und

unter einer mißlungenen Nachbildung indischer Punkas ein paar Stunden verplauderte, redend hier einführen.

„Sie irren sich," meinte dieser Herr, „wenn Sie das, was bisher im Eisenbahnbau hier geleistet worden, für das ansehen, was man in Europa unter einer Eisenbahn versteht. Ce n'est pas une chose sérieuse. Die Eisenbahn, wie wir sie jetzt haben, kann keine Regenzeit aushalten, ohne für längere Zeit unbrauchbar zu werden; will man sie in ihrem gegenwärtigen Zustande belassen, so werden allein für die Linie von Dakar nach St. Louis die jährlichen Unterhaltungskosten sich auf 4 bis 5 Millionen Frank belaufen. Man steht jetzt vor der Frage, ob man sich dauernd mit einer unbrauchbaren Eisenbahn begnügen, oder aber mit neuen ungeheuren Opfern an Geld und Menschenleben einen Bahnkörper herstellen will, der mit Hilfe eiserner und steinerner, wegen des sandigen Untergrundes recht tief zu fundierender Durchlässe den Ueberschwemmungen zu trotzen im stande wäre."

„Und werden denn," fragte ich, „jene Summen, die man auf dieses Werk verwendet, sich jemals verzinsen?"

„Jamais, jamais! Das Kapital könnte aufgebracht werden, weil die Regierung 6 Prozent Zinsen verbürgt. Aber wir leben in einem armen Lande, dessen einziger Ausfuhrartikel die ölhaltigen Araschiden (Erdnüsse) sind, wozu vom oberen Senegal noch etwas Gummi Arabikum kommt. Wie kann man in diesem Lande, in dem der Weiße nicht selbst den Boden zu bebauen vermag, auf größere Eisenbahnfrachten rechnen! Es ist wahr, daß, wie die Verhältnisse heute liegen, ein großer Teil des Handels von St. Louis sich der Eisenbahn nach Dakar bedienen müßte. St. Louis ist nämlich seit einigen Jahren durch eine Sandbarre, die sich an der Mündung des Senegal gebildet hat, so halb und halb vom Meere abgeschnitten worden. So lange diese Barre den Verkehr größerer Schiffe hindert, wird St. Louis seine Waren mit der Eisenbahn nach Dakar senden und dort verschiffen lassen. Sandbarren aber entstehen und vergehen im Senegal, es hat deren auch schon in früheren Jahrhunderten gegeben, und wie sich, falls die Barre beseitigt wird, ein Frachtverkehr auf der längs der Küste hinführenden Eisenbahnlinie Dakar-St. Louis entwickeln könnte, ist schwer ersichtlich."

Und der Personenverkehr?

Ja, damit steht es nicht viel besser. Man hat drei Wagen-

klassen eingerichtet, von denen die beiden ersten, da es so sehr wenig Europäer im Lande gibt, wohl nur selten benutzt werden könnten. Die billige dritte Wagenklasse kommt aber den Negern, die das Zufußgehen gar nicht lieben, recht gelegen und wird nicht verfehlen, ihre Faulheit womöglich noch zu vermehren, jene Faulheit, der auch die falsche Humanität der französischen Verwaltung allen erdenklichen Vorschub leistet. In Zukunft wird kein Neger mehr zu Fuß von Rufisque nach Dakar gehen oder mit den teuren Segelbooten hinüberfahren.

Wie hat man denn aber, wenn die hiesigen Neger thatsächlich so faul sind, die nötige Zahl von Arbeitern zum Eisenbahnbau beschaffen können?

Die Bahn wird von Marokkanern, Italienern und Chinesen, nicht von Negern gebaut. Uebrigens habe ich mich nicht ganz richtig ausgedrückt, wenn ich behauptete, daß die hiesigen Neger so ganz unverbesserlich faul seien. Faul sind sie eigentlich weniger als bedürfnislos, zwei Dinge, deren Wirkung allerdings auf dasselbe hinausläuft. Der Neger kann sogar recht tüchtig arbeiten, wenn irgend ein Zwang ihn zur Arbeit nötigt. Woher aber sollte dieser Zwang kommen? Es wird dem Neger so unbeschreiblich leicht gemacht, die wenigen zu seinem Lebensunterhalte nötigen Dinge zu beschaffen, daß man sich eigentlich wundern muß, wenn er überhaupt noch Araschiden anpflanzt und den Kaufleuten als Handlanger in den Magazinen hilft. Sehen Sie sich doch einmal, bitte, die acht herkulischen Neger an, die man Ihnen morgen zur Hilfeleistung beim Löschen der Ladung senden wird, und vergegenwärtigen Sie sich dann, welcher Arbeitsleistung ein ganzes Volk von solchen Leuten fähig wäre, wenn bloß irgend ein Zwang auf sie einwirkte. Der Neger ist auch ein sehr großer Freund des Geldverdienens, dennoch aber erhält man, wie die Verhältnisse liegen, von einem Marokkaner dieselbe Arbeitsleistung wie von 5 bis 10 Wolofnegern. Und nun erst gar die fleißigen Italiener, die in allen Erdarbeiten unübertroffen sind! Ein einziges Schiff allein brachte vor Beginn der Regenzeit über 700 neue Ankömmlinge. Auch die Chinesen würden sich wohl bewährt haben, wenn sie nicht, ehe man über ihre Leistungsfähigkeit sich ein klares Urteil bilden konnte, scharenweise wie die Fliegen hinweggestorben wären. Ja, ja, diese Eisenbahn hat zehnmal mehr Opfer an Menschenleben gekostet, als irgend jemand in Frankreich sich träumen läßt.

Es ist in der That auffallend, wie sehr verschieden die Urteile lauten, denen man in der französischen Presse begegnet.

Das dürfte Ihnen weniger auffallend erscheinen, wenn ich Ihnen versichere, daß es selbst hierzulande sehr wenig Leute gibt, die über den thatsächlichen Stand der Arbeiten auch nur annähernd Bescheid wissen.

Da aber Sie denn doch Bescheid zu wissen scheinen, so möchte ich gern wissen, wie es denn eigentlich mit der Eisenbahn nach Medine und zum Oberlaufe des Niger steht.

So schlecht wie möglich. Es sind aber schon so viele Millionen geopfert worden, daß man teils um der nationalen Ehre, teils um einer schwachen Hoffnung willen, daß jene Millionen doch noch gerettet werden könnten, gar nicht mehr Halt machen kann. Wenn die verfügbaren Mittel verbraucht sind, wird das Ministerium um einen neuen Kredit einkommen. Das ist alles, was ich davon sagen kann. Es ist ja auch schon ein ganz kleines Stückchen Bahnlinie fertig, und man sagt, daß jeder Kilometer davon über eine Million Frank gekostet habe. An Energie, das werden Sie gesehen haben, fehlt es nicht; es darf als ein Erfolg betrachtet werden, daß es gelungen ist, ein in seine einzelnen Teile zerlegtes Dampfschiff zum Oberlaufe des Niger zu transportieren und dort wieder zusammenzustellen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß alle diese mit so großen Kosten unternommenen Arbeiten nicht dereinst einmal dem Lande zum großen Segen gereichen werden. Aber bis dahin werden noch viele Jahre verstreichen. Bezahlt machen werden diese Eisenbahnen sich nie, aber wenn man einige Hundert Millionen Frank à fonds perdu ausgegeben hat, dann wird man es allerdings dereinst als einen Triumph der aufgewandten Ausdauer und Energie bezeichnen dürfen, wenn in den gesunderen Bergländern des Innern Plantagen entstehen, die allein im höheren Sinne des Wortes diesem Lande eine Zukunft geben können.

Aber die algerischen Eisenbahnen rentieren sich doch nicht schlecht.

Dies ist richtig, aber Algerien ist auch ein ganz andres Land, in dem bei seinem heutigen Kulturstandpunkte so ziemlich alles gedeiht, was man dort pflanzen mag. Lassen Sie uns erst einige Hundert Plantagen besitzen, so werde ich der erste sein, die Hilfsquellen Senegambiens in rosigeren Farben zu

schildern. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß wir vorwärts marschieren. Nur geht es damit nicht so schnell, wie man in Frankreich zu glauben scheint. Sollten Sie nächstes Jahr einmal wieder hierher kommen, so werden Sie im bequemen Koupee erster Klasse nach St. Louis reisen und den Bericht über diese Fahrt direkt nach Deutschland telegraphieren können.

So wird man also ein unterseeisches Kabel bis zur französischen Küste legen?

Nicht gerade nach Frankreich, wohl aber über Teneriffa nach Cadiz. Ein englisches Schiff mit dem Kabel an Bord wird demnächst hier erwartet. Dem Ministerium in Paris liegt aber noch die Entscheidung darüber ob, welcher Ort als Ausgangspunkt des Kabels gewählt werden soll. Man schwankt zwischen St. Louis und Dakar. Späterhin werden dann wohl die Engländer diese Telegraphenleitung über Bathurst und Freetown bis zur Goldküste weiterführen, was alsdann auch für Ihre deutschen Faktoreien an der Sklavenküste und bei Kamerun von Wert sein würde.

Ist nicht die Rede davon gewesen, daß England seine von französischen Besitzungen eingeschlossene Kolonie am Gambia gegen diese oder jene französische Ansiedelung weiter südwärts umtauschen würde?

Es wird nicht dazu kommen. Auch wünschen wir Kaufleute durchaus nicht, daß Bathurst französisch würde.

Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf.

Ja (mit feinem Lächeln), das kann ich Ihnen nicht gut erklären. Die Engländer sind uns eben dort angenehmer.

Ei, ei! Und gibt es denn viele englische oder deutsche Firmen hier?

Englische und deutsche Firmen gar nicht, wohl aber ein paar deutsche Kommis. Uebrigens ist auch in Bathurst die Mehrzahl aller Kaufmannshäuser im Besitze von Franzosen. Erst weiter südwärts beginnt das wirkliche Machtgebiet der Engländer. Die englische Kolonie am Gambia ist noch ärmer an natürlichen Hilfsquellen als unser hiesiges Land. Die Beschränktheit ihrer für diese Kolonie verfügbaren Mittel verhindert die Engländer, an größere öffentliche Arbeiten zu denken, und so bleibt die Kolonie jahraus jahrein auf dem nämlichen Standpunkte.

So weit waren wir in unsrer Unterhaltung gelangt, als

ein schwarzer Matrose (Laptot) im Auftrage der Zollbehörde von Rufisque (die Insel Gorée ist Freihafen) kam, um meine Dienste als Dolmetscher zu erbitten. Obwohl nämlich das Englische auf der ganzen Welt fast noch allgemeiner als Seemannssprache gilt, wie das Französische als Diplomatensprache, so habe ich doch weder in Gorée noch in Dakar oder in Rufisque irgend einen französischen Beamten gefunden, der des Englischen mächtig gewesen wäre. In welcher Weise, sobald ein Gelegenheits-Dolmetscher fehlt, die Verständigung zwischen den Zoll- und Gesundheitsbehörden einerseits, den deutschen, englischen, italienischen und portugiesischen Schiffskapitänen anderseits zustandekommt, vermag ich nicht anzugeben.

Zweites Kapitel.

Die Neger-Republik Liberia.

(Bootfahrten durch die Brandung. — Die Hauptstadt Monrovia. — Deutsche, niederländische und belgische Faktorei. — Buschbewachsene Straßen. — Baustil. — Zivilisierte Neger. — Liberia-Kaffee. — Das Kru-Dorf und das Vey-Dorf. — Bloß Gastfreundschaft, keine Gasthöfe. — Junggesellen-Leben. — Schwarze Köche und Diener. — Der liberianische Stephan und seine Briefmarken. — Audienz beim Präsidenten. — Bootfahrt auf dem Mesurado-Fluß. — Kaffee- und Zuckerpflanzungen. — Das Kunstgewerbe der Mandingos. — Ist der Neger zu zivilisiertem Staatsleben befähigt? — Ursprung und Geschichte der Republik. — Scheitern der französischen Schutzherrschaft. — England nimmt einen Teil Liberias. — Das Schreckgespenst der englischen Schuld. — Abgaben des Handels. — Der deutsche Kaufmann liebt unabhängige Gebiete. — Schwarze Kajütpassagiere. — Eine kokettierende Mulattin. — Die Gehülfen des europäischen Kaufmannes. — Plattdeutsch sprechende Kru-Neger. — Der Aufstand in Grand Bassa. — Die liberianische Armee auf Woermannschem Dampfer. — Sinoe und Kap Palmas. — Die „Jungen Leute". — Einförmiges Leben. — Das Gespenst des Fiebers. — Vergleich mit andern Tropenländern. — Liste der Faktoreien. — Handel und Schiffahrt.)

Wir hatten im Laufe der Nacht vor Monrovia Anker geworfen; als es Tag wurde, erblickten wir hinter flachem, sandigen Strande eine Anzahl mit herrlich grünem Buschwerk bedeckter Hügel, unter denen einer — das 80 Meter hohe Kap Mesurado — durch seine hübsche Form wie durch einen Leuchtturm sich auszeichnete, welch letzteren wir in der Nacht irrtümlicherweise für einen seine Zigarre anzündenden Liberianer gehalten hatten. Der Ort Monrovia, die Hauptstadt der Neger-Republik Liberia, nimmt sich von der See her

gesehen ganz außerordentlich hübsch und reinlich aus: es scheint, als ob ein allerliebstes Durcheinander von baumreichen Gärten und hübschen Landhäusern jene niedrigere Anhöhe umkleidete, welche vom Kap Mesurado überragt wird. Beim Betreten des Ortes wird man gewahr, daß der Schein hier sehr stark trügt; je weiter man vordringt, desto ungünstiger gestaltet sich das Urteil.

Auch ist es nicht immer leicht, an Land oder vom Lande zurück an Bord zu gelangen, denn wenn auch die Fahrt zum Strande bloß etwa 20 Minuten dauert, wenn auch Monrovia als Anlegeplatz von allen, welche die viel schlimmere Brandung an den Hafenplätzen der Gold- und Sklavenküste kennen, ganz besonders gerühmt wird, so verschlingt doch auch hier die „Beach" alljährlich vier bis fünf Boote. Die erste Frage, sobald vom Lande her Leute an Bord kommen, pflegt dahin zu gehen, ob die Beach (der Strand) gut oder schlecht sei. Bei Monrovia findet man an dem flachen, sandigen Strande beinahe gar keine Brandung, parallel mit der Küste ziehen sich aber in einiger Entfernung vom Lande Untiefen entlang, an denen die Wellen sich mit ziemlicher Gewalt brechen. Man benutzt daher zum Löschen der Ladung bloß schwere Kielboote und als Bemannung bloß Kru-Neger, welche weit besser als die europäische Schiffsbesatzung mit der Eigenart dieser Gewässer vertraut sind. Da jeder Reisende an der ganzen westafrikanischen Küste mit diesen Schwierigkeiten des Landens zu kämpfen hat, so möge man mir die etwas ausführlichere Schilderung an dieser Stelle zugute halten.

Ist man an halsbrecherischer Strickleiter vom Deck des Dampfers zu einem jener Landungsboote heruntergeklettert, so wird man eingeladen, neben dem am Steuer sitzenden Hauptmann (Head-man) der Kru-Leute Platz zu nehmen, während vier bis acht junge Kru-Neger ihre sehr langen wuchtigen Riemen zur Hand nehmen. Anfangs ahnt man bei ruhiger See gar nicht, was noch kommen werde, und freut sich der anscheinenden Nähe des palmen- und buschbestandenen Ufers. Allmählich aber tönt ein unheimliches Rauschen herüber, und es hat den Anschein, als ob in langer Linie ein gewaltiges Spitzentuch über die Wasserfläche ausgebreitet wäre. Das sind die Brecher (breakers), die der Hauptmann mit prüfendem Auge überblickt, während die rudernden Jungen eine kleine Pause machen und die weißen

Paſſagiere ihre Helme tiefer in den Nacken drücken. Schon aber rollt eine See heran, der Hauptmann ruft etwas in unverſtändlicher Kru-Sprache, „pull, pull, boys“ ſchreien die Weißen, und während das Boot ſenkrecht zum Grunde des Meeres herunterzuſtürzen ſcheint und gleich darauf wieder in entgegengeſetzter Richtung emporſchnellt, rollt die Welle, die unſer Boot in ſpitzem Winkel getroffen, langſam vorüber. Nun aber brauſt und ziſcht es recht und links, wo die Felſen nicht gar dicht unter der Waſſerfläche liegen, der Hauptmann ſchreit, die Ruderer ſchreien, während die Weißen ſich hübſch ruhig verhalten, und erſt wenn die Ruder wieder langſamer ins Waſſer fallen und die Neger einen vergnügten Geſang beginnen, merken wir, daß das Schlimmſte vorüber, daß wir jenſeit der Barre ſind. Nicht immer geht es jedoch ſo glatt; eines Abends als ich Gäſte an Bord bewirtet hatte und wir der mehrfach ausgeſprochenen Mahnung, ſeitwärts von Monrovia (beim Kru-Dorfe, wo es keine Brandung gibt) zu landen, nicht folgen wollten, ſchlug uns eine Sturzſee nach der andern über die Köpfe, bis wir weidlich durchnäßt waren und der eine ſeinen Helm, der zweite dies, der dritte jenes verloren hatte. Es iſt Regel, daß die Wellen das Boot durchaus nicht von der Seite, aber auch nicht grade von vorn, ſondern in einem ſehr ſpitzen Winkel treffen müſſen. Auch rudern die Leute bei der Hereinfahrt aus Leibeskräften, damit ſie entweder gar nicht von der ſich brechenden Dünung überholt werden, oder damit doch, wenn die Geſchwindigkeit der Wellen ſehr viel größer als diejenige des Bootes iſt, der Anprall vermindert wird.

Die meiſten Unglücksfälle ereignen ſich bei der Fahrt zum Lande, und zwar namentlich dann, wenn durch Aufſtoßen auf eine Sandbank das Steuer unbrauchbar wird und das Boot quer zu liegen kommt. Für die Kru-Jungen iſt bei ſolchem Umſchlagen, falls nicht grade ſehr viel Haifiſche zur Stelle ſind, wenig Gefahr, denn ſie ſchwimmen wie die Fiſche, auch wird von der in vorſichtiger Weiſe wenn irgend möglich waſſerdicht verpackten Ladung noch manches gerettet; die Boote ſind aber, wenn ſie einmal umſchlagen, meiſtens verloren, ſo daß faſt jeder nach der Weſtküſte fahrende Dampfer neue und immer neue hinausbringen muß. Allenthalben liegen am Ufer die Trümmer der aus je einem Baumſtamme gefertigten nicht ſehr großen und ſtark geſchweiften Kanoes der Eingebornen, die man aber bloß

bei ruhigem Wetter durch die Brandung hindurch ins Meer bringen kann.

Vor den drei Faktoreien von Monrovia hat man durch kleine Steinmauern eine bessere Art von Anlegeplatz für die Boote hergestellt, anderwärts aber muß man sich, um nicht nasse Füße zu bekommen, auf den Schultern der Krus ans Land tragen lassen. Durch lange Reihen riesiger Fässer, von denen die braunen aus Europa gesandtes Salz, die weißgekalkten (zum Schutz gegen den Sonnenbrand) zur Verschiffung bereit liegendes Palmöl enthielten, schritt ich zu der dicht am Strande liegenden deutschen Faktorei, der größten des Landes. Eine hohe halsbrecherische Steintreppe hinaufsteigend, gelangt man in das neugebaute „Store", eine Art von gigantischem Laden, in dem zum Einzel- wie zum Großverkauf so ziemlich alles zu finden ist, was von zivilisierten wie von unzivilisierten Schwarzen verlangt werden mag. Hinter dem Ladentisch hantieren, ihrer diebischen Gelüste wegen stark beaufsichtigt, schwarze Handlanger, auch lauter Krus, über deren Rasse und Eigenart ich eingehender sprechen werde. Seitwärts schließt sich an diesen Laden das mit Schreibsekretär, Geldschrank, Tisch, Stühlen, den Bildern des Kaisers und Bismarcks, einem gewaltigen Fernrohre zum Beobachten der ankommenden Schiffe und ihrer Signale sowie vielen anderen europäischen Dingen ausgestattete Arbeitszimmer des Prinzipals an, in diesem Falle also das Arbeitszimmer des Herrn Konsuls Schmidt, Hauptagenten der Firma Woermann für ganz Liberia. Hauptagent (Chef-Agent) einer der großen europäischen Firmen zu sein bedeutet in diesem Lande mehr als Minister zu sein; der Hauptagent verfügt über ein zahlreiches Personal von europäischen, mischblütigen und schwarzen Beamten und hat auch, da er Prozente bezieht, Gelegenheit, sich durch Fleiß und Umsicht ein Vermögen zu erwerben. Fleiß und Umsicht sind aber auch bei seiner Stellung durchaus erforderlich, denn seine Pflichten sind so mannigfaltig, daß er eigentlich von Beruf nicht bloß Kaufmann, sondern auch Reeder, Seemann, Landwirt, Chemiker, Diplomat und weiß Gott was sonst noch alles sein müßte. An dieser Stelle sei denn auch gleich bemerkt, daß das Woermannsche Geschäft in Westafrika, dem an Umfang kein andres gleichkommt, in drei Teile mit dem Wohnsitz der betreffenden Hauptagenten (Monrovia, Kamerun und Gabun) als Mittelpunkten zerfällt.

Sehen wir uns den Inhalt des oben erwähnten Ladens (neben und über dem sich große Warenlager befinden) etwas näher an, so finden wir, wenn auch bei weitem nicht ausschließlich, so doch vorwiegend deutsche Industrie-Erzeugnisse, so z. B. in großen Korbflaschen wasserhellen, nicht besonders feinen, aber beim Trinken den Gaumen tüchtig kratzenden Rum (Hamburger Fabrikat), ferner mittelmäßiges Hamburger Bier zu 1 Mk. die Flasche, welches von den „zivilisierten" Liberianern sehr geliebt und dem beinahe gar nicht bekannten englischen Bier durchweg vorgezogen wird. Steinschloßgewehre von fünf bis sechs Fuß Länge erinnern an die Kriege des ersten Napoleon, aber der Fabrikstempel beweist, daß sie modernes deutsches Fabrikat sind. Das dazu gehörige Pulver wird in kleinen wasserdichten Fäßchen (den sogenannten Kegs) von je zwei Kilogramm verpackt und muß wohl sehr unschuldiger Natur sein, wenigstens sieht man die Leute dasselbe mit brennender Zigarre oder Pfeife verstauen und sogar öffnen. Heringe, Stockfische, Schinken, Speck, Mehl, Kleidungstücke, Wasserstiefel, eiserne und messingene Kessel, Lampen und sogar Modepuppen hängen von der Decke herunter, während in großen Fässern wohlriechender Blättertabak — eine wirklich sehr gute Kentucky-Sorte, da die Schwarzen wenigstens in dieser Beziehung Kenner sind — des Einzelverkaufs in kleinen Bündeln harrt und in den Gefächern an den Wänden bunter Kattun, bunte Taschentücher und andere Manufakturwaren aufgestapelt sind. Von diesen Baumwollwaren kommen die meisten aus England, weil die deutschen Fabrikanten zwar bessere Ware, aber nicht ebenso billig liefern. Der deutsche Fabrikant weiß leider noch immer zu wenig Bescheid über die Eigenart jedes einzelnen Absatzgebietes. Nach Australien beispielsweise sollte er im großen und ganzen nur ganz solide Ware liefern mit entsprechenden Preisen, nach Westafrika aber vor allem billige und äußerlich hübsch aufgemachte Ware, möge dieselbe auch im übrigen der denkbar größte Schund sein. Der Neger ist höchst eigensinnig in seinem Bestreben, stets zu demselben billigen Preise zu kaufen, betreffs der Beschaffenheit der Gewebe sieht er am ehesten noch auf hübsche Appretur.

Gegen Kasse wird zwar in Monrovia in Ausnahmefällen verkauft, weit häufiger indessen tauscht man europäische Waren gegen Landeserzeugnisse. Unter letzteren spielen das aus dem Innern in kleinen Mengen herbeigebrachte und zu Monrovia

in große Fäſſer verpackte Palmöl und die mandelgroßen, in Säcke verpackten und in Harburg oder Havre zur Oelpreſſung und Seifefabrikation benutzten Palmkerne die Hauptrolle; im Vergleich zu ihnen ſind alle übrigen Ausfuhrartikel bloß von geringer Bedeutung. Der berühmte und vielgenannte großbohnige Liberia-Kaffee ſteht doch hinter Kautſchuk zurück, obwohl auch dieſes in verhältnismäßig kleinen Mengen verſchifft wird. Die Ausfuhr von Rotholz, Ingwer, Arrowroot und Zucker iſt noch unbedeutender, und Elfenbein wird von den Kaufleuten mehr wegen eines gewiſſen Stolzes, einer Freude an dieſem beſondern Artikel, als wegen des Verdienſtes gehandelt.

Die niederländiſche (mit vier) und die belgiſche Faktorei (mit zwei weißen Beamten) ſind ganz ähnlich, nur etwas weniger großartig als die deutſche eingerichtet. Die erſtere liegt dicht dabei, die letztere, welche ihr Magazin durch einen Schienenſtrang mit dem Strande verbunden hat, ein wenig abſeits.

Vom Meeresufer ſteigt man auf ſogenannten Straßen, die aber bloß mit Gras und Buſchwerk beſtandenes Gerölle (eiſenſchüſſiger Thon und bisweilen ſchwarze baſaltähnliche Felsbildungen) ſind, ziemlich ſteil bergan und gelangt dann zu den dem Strande parallel laufenden Hauptſtraßen. Auch dieſe ſind allerdings keine Straßen in unſrem Sinne. Wohl iſt ſeiner Zeit von Anlage der Stadt ein Plan mit breiten regelrechten Verkehrswegen entworfen worden. Da aber über jene weite hügelige Fläche, welche man damals für die Zukunftsſtadt auswählte, nur einige Hundert, für die 3000 Einwohner Monravias vollkommen ausreichende Häuſer zerſtreut ſind, ſo ſchließen ſich faſt nirgendwo 2 oder 3 Gebäude dicht aneinander an. Weite Zwiſchenräume trennen die einzelnen Wohnungen, und wenn nicht jene Mauern, welche die verwilderten Gärten umſchließen, ein wenig zu Hilfe kämen, ſo würde man den Verlauf der Straßen bloß erraten können. Viele von ihnen ſind ſo breit wie die Linden in Berlin und werden von dem wenigen Rindvieh (einer Zwergſorte), den Ziegen und Schweinen Monrovias als Weideplatz benutzt, während zwiſchen dem Gras und Rohr hindurch ſchmale und krumme Fußpfade ausgetreten worden ſind. Herr King, der ſchwarze Bürgermeiſter von Monrovia, trägt ſich zwar mit großen Straßenbau- und Beleuchtungsplänen (einſtweilen gibt es nur einige von den Weißen aufgeſtellte Laternen), doch drückte er mir gegenüber die Beſorgnis

aus, ob er in 2 Jahren — so lange dauert seine Amtszeit — seine Absicht ausführen könne.

Lange habe ich darüber nachgedacht, mit welchen Namen ich den in Monrovia angewandten Baustil bezeichnen sollte: ich habe keinen Ausdruck dafür gefunden, so sehr überwiegt dabei das nicht unschöne Spiel der Phantasie. Unter diesen zweistöckigen Häusern sind manche, wie z. B. dasjenige des Präsidenten, des Generalpostmeisters und des (schwarzen) amerikanischen Ministerresidenten, nicht bloß malerisch, sondern auch stilvoll. Einfach, aber hübsch in freundlichen Farben, z. B. weiß und bordeauxrot, angestrichen, würden sie sogar in Interlaken oder an den oberitalienischen Seen als hübsche Landsitze angesehen werden. Es finden sich allerdings auch unglaublich viele von Farnkraut und Riedgras überwucherte Ruinen sowie schlechtere Häuser in allen Abstufungen bis zur elendesten Wohnung. Aber im eigentlichen Monrovia findet man doch bloß europäische Hausformen und nirgendwo Hütten, deren Bereich erst einige Hundert Schritte abseits bei den Kru-, Bassa- und Vey-Dörfern beginnt. Als Material dienen den einheimischen Arbeitern schlechte aber hübsch angestrichene Ziegel, mit Kalk angestrichene Bretter oder Fachwerk aus Lehm und Reisig. Die Dächer sind schräg wie bei uns in Deutschland und jedes Haus ist mit einer von Säulen getragenen Veranda ausgestattet; sonst wüßte ich keine allgemeineren Züge mehr anzugeben.

Die Liberianer im engern Sinne, unter denen ich die aus Amerika gekommenen „zivilisierten" Neger verstehe, sind größtenteils eine kleine Schattierung dunkler als brauner Javakaffee, einige sind auch heller und gar manche wiederum viel dunkler, etwa in ähnlicher Weise grauschwarz wie die Wolof- oder Djolof-Neger von Senegambien. Auf der Straße befleißigt sich diese zivilisierte Bevölkerung europäischer Formen in sogenannter europäischer Kleidung, d. h. etwa ähnlicher Kleidung, wie sie im Süden der Vereinigten Staaten üblich ist. Diejenigen Herren, die durch Rang oder Wohlstand hervorragen, sieht man kaum anders als in Filzhut, schwarzem Rock, weißer Weste, schwergoldener Uhrkette und tadelloser Wäsche. Auch sind sie, wenn man sich ein wenig daran gewöhnt hat, in solcher Kleidung durchaus keine Karikatur, während die Frauen und Mädchen in bunten Kattunkleidern, Strohhut, weißen Strümpfen und bootslangen schlechtsitzenden Schuhen viel weniger vorteilhaft aussehen. Rechnet

man dazu den beinahe gänzlichen Mangel an Grazie und den innerhalb der eigenen Häuslichkeit nicht seltenen Gebrauch irdener Thonpfeifen, so wird man gestehen müssen, daß die edlen Liberianerinnen dem Neuankommenden nicht gerade als Muster anmutiger Weiblichkeit erscheinen können.

Der größte Teil der Einwohner Liberias aber besteht nicht aus zivilisierten amerikanischen Negern, sondern aus Eingebornen, die auch dann, wenn sie in die Stadt kommen, ihre Tracht (nämlich für die Männer ein Hut, ein Hüftentuch und ein jackenartiges Hemd, für die Weiber bloß ein Hüftenschurz) beibehalten. Es ist zwar einmal beabsichtigt worden, für Monrovia Hose, beziehentlich Busentuch, als unentbehrliche Kleidungsstücke durch Gesetz vorzuschreiben, doch haben sich die Verhältnisse mächtiger erwiesen, als der gute Wille. Selbst unter der (zum Kru-Stamm gehörigen) Dienerschaft der besseren Häuser in Monrovia sah ich, obwohl das obenerwähnte Hemd nur bis zur Hüfte reicht, keinen Mann mit Hosen und keine Frau, kein Mädchen mit ausreichenderer Bekleidung als einem Hüftentuch.

Monrovia hat mich in mancher Hinsicht an die deutschen Ortschaften in Südbrasilien (beispielsweise an die Baumschneiz) erinnert, wo die Häuser auch so zerstreut liegen und der Pflanzenwuchs ganz ähnlich aussieht. Aber der Unterschiede sind doch auch sehr viele. Bei den Deutschen Südbrasiliens findet man viel weniger anspruchsvolle und dennoch viel bessere Wohnungen; man findet eine unendlich viel bessere Verpflegung und vor allem fehlen hier in Liberia die phantastisch-wilden Gestalten der mit verhängtem Zügel einherjagenden deutschen Bauern, welche für das Straßenleben Südbrasiliens ebenso bezeichnend sind, wie hier die typische Gestalt des Kru-Negers, des unfehlbaren Begleiters jeder europäischen Handelsthätigkeit.

Als ich, die Stadt Monrovia verlassend, zum Leuchtturm hinaufstieg, erinnerten mich das hügelige Gelände, der Reichtum an See-, Brack- und Flußwasser, sowie der subtropische Pflanzenwuchs abermals recht lebhaft an Joinville; nur dünkte es mich, als ob die Pflanzenwelt in dem dem Aequator so sehr viel ferner gelegenen Südbrasilien doch noch üppiger gewesen sei. Auch hier umgeben mich Kokospalmen, Fächerpalmen, Oelpalmen, Brotfruchtbäume, Mangobäume, Bananen, Kaffeesträucher, Farnkräuter und allerlei Gestrüpp mit buntblühenden Blumen, dabei

aber sieht alles so seltsam verwildert aus, als ob sich die Faulheit seiner Bewohner auch dem Lande selbst mitgeteilt hätte. Da ist z. B. eine ehemalige, jetzt aber ganz von anderweitigem Gestrüpp überwucherte Kaffeepflanzung, um die hier, so dicht bei der Hauptstadt, kein Mensch sich zu kümmern scheint. Jeder Zweig, groß und klein, ist mit Dutzenden der kirschgroßen, im unreifen Zustande noch grünen und harten Beeren bedeckt, von denen jede zwei Bohnen enthält. Wenn jemand in Monrovia kein Geld habe, um Kaffee zu kaufen, sagte mir der Aufseher des Leuchtturmes, so gehe er zur Erntezeit hierher, um sich welchen zu holen. Sehr menschenfreundlich gedacht, aber kein Zeugnis für übermäßige Thatkraft! Da ich so ziemlich alle Kaffeeländer der Welt persönlich kennen gelernt und bei vielen der bedeutendsten Kaffeepflanzer als Gast gewohnt hatte, so empfand ich für diesen Liberiakaffee ein ganz besonderes Interesse. Hatte ich doch auf Java, auf Ceylon und in Brasilien bloß winzig kleine Pflänzchen gesehen, die mit großen, zum Teil ungeheuren Kosten beschafft worden waren. Hier aber stand dieser selbe Strauch in voller Lebenskraft, ja in solcher Lebenskraft, daß er ohne Hilfe und Pflege in geradezu verschwenderischer Fülle seine Früchte zu spenden schien.

Zum arabischen Kaffee verhält sich der liberianische Kaffeestrauch wie der belgische Percheron-Hengst zum arabischen Rennpferde: Zweige, Blätter, Früchte und Bohnen sind viel dicker und plumper; der Güte nach soll aber dieser großbohnige in Deutschland noch beinahe gar nicht bekannte Liberiakaffee gleich hinter dem Mokka folgen, wie er denn auch gereinigt und getrocknet in Monrovia selbst mit Doll. 0,20 (Mk. 0,80) in Waren oder etwas weniger in Geld pro Pfund bezahlt wird. Von diesem Kaffee könnte, wie mir die Kaufleute versicherten, jede gewünschte Menge mit Leichtigkeit in Amerika oder Europa verkauft werden, wenn sie nur eben zu haben wäre. Noch in keinem Jahre hat sich aber die Ausfuhr auf mehr als allerhöchstens 250000 kg belaufen, und der Anlage neuer Pflanzungen steht die Thatsache, daß die Weißen in Liberia kein Land erwerben dürfen, daß dem Schwarzen die Zeitdauer von 4 bis 6 Jahren, binnen welcher der Kaffee erst Früchte trägt, zu lang erscheint und daß auch die europäischen Kaufleute nicht gern Vorschüsse machen, hindernd im Wege. Mit Zuckerpflanzungen, die schon im ersten Jahre Zinsen tragen, würde das etwas andres sein,

wenn nicht auch hierbei mehrere Haken wären, erſtens nämlich, daß der Nutzen geringer iſt, und zweitens, daß mit Notwendigkeit Zuckerfabriken dazu gehören.

Während mir ſolche Gedanken durch den Kopf gingen, hüpften ganz dicht vor mir fröhliche Bachſtelzen umher und ſchoſſen leichtbeſchwingte Schwalben, Fliegen jagend, durch die Luft. Das Buſchwerk rechts und links wimmelte von zwitſchernden und ſingenden Bewohnern, und wenn mir auch aus zoologiſchen Werken her ſo etwas erinnerlich iſt wie der Lehrſatz, daß unſre Zugvögel nicht ſüdwärts über die Sahara hinausgingen, ſo wage ich doch auf eigne Verantwortung hin die Behauptung, daß dieſe Schwalben und Bachſtelzen nicht gar lange vor mir den weiten Weg von Europa nach Guinea zurückgelegt haben. Auch an brummenden und ſummenden Käfern, zum Teil von Rieſengröße, war kein Mangel, wie denn ja die Natur ihr reichſtes Leben gerade dort entfaltet, wo der Menſch ſie nicht allzu peinlich in Banden hält.

Unterhalb des Leuchtturms, etwa zwiſchen demſelben und Monrovia, liegt das eine der beiden Kru-Dörfer, welche den Kaufleuten von Monrovia ihre Arbeiter liefern. Jedesmal, wenn ich von Bord unſres Dampfers kommend der Brandung wegen nicht bei Monrovia ſelbſt landen wollte, mußte ich durch dieſes Kru-Dorf hindurch, und jedesmal ſchloß ſich mir eine lawinenartig wachſende Schar pudelnackter, d. h. bloß mit Amuletten aus Elfenbein und Leopardenzähnen behängter Kinder an, deren poſſierliche Dreiſtigkeit allmählich ſo weit ging, daß ſie mich in die Beine kniffen, dann aber, ſobald ich mich herumdrehte, in blinder Furcht auseinanderſtoben. Alle dieſe poſſierlichen Geſchöpfe hatten wunderhübſche Augen, aber auch vielfach häßliche Verunſtaltungen des Nabels (bei allen Negern ſehr häufig) und nicht ſelten die fürchterlichſten Brüche. Waren die Kleinen ganz erträglich hübſch, ſo ließ ſich nicht das Gleiche von den Erwachſenen, namentlich nicht von den Weibern, behaupten, die eines ſtützenden Korſettes gar ſehr bedurft hätten. Zu dieſer natürlichen Häßlichkeit kam aber Sonntags (obwohl alle Krus Heiden ſind, läßt man ſie doch Sonntags nicht arbeiten) noch die Bemalung mit Kreide und jederzeit der häßliche Aufputz mit lumpenhaftem Schmuck, z. B. mit Strumpfbändern, bei denen ich noch niemals die zugehörigen Strümpfe geſehen habe. Die Hütten der Krus ſind viereckig, geräumig, ſogar mit einer Art

von Veranda ausgestattet und so hübsch aus Bambu und Palmbast geflochten, wie ich etwas Aehnliches noch nicht bei Negern gesehen.

Das zweite Kru-Dorf, auch das deutsche genannt (weil diese Leute vorwiegend bei den Deutschen arbeiten), liegt jenseits des Mesuradoflusses dicht bei dem Woermannschen Kohlenmagazin, über dem, als ich im Kanoe hinüberfuhr, die deutsche Flagge wehte. Hier liefen mir die Kinder nicht nach, wohl aber kamen die jungen Weiber lächelnd und verschämt mit ihren Sprößlingen, damit ich denselben die Hand reiche — sie mochten sich wohl dadurch ganz besonders geehrt fühlen.

Eine ganz andere und viel weniger hübsche Bauart der Hütten, als ich sie bei den Krus gesehen, nämlich rund und aus Lehm, fand ich in der von König John beherrschten Bey „Town". König John, ein herkulischer Neger, der, ausgenommen die Hautfarbe das Modell zu einer Statue Kaiser Neros abgeben könnte, kam mir würdevoll in buntgestreifter römischer Toga entgegen (die ihm, wenn ich nicht irre, von Woermann zum Geschenke gemacht worden) und empfing lächelnd die ihm von meinen Begleitern dargereichte Spende von zwei Flaschen Hamburger Bier. Das, was man hierzulande Könige nennt, sind häufig bloß Head-men, die unter ihren Genossen die erste Rolle spielen, und wenn sie auch häufig mit den Kaufleuten in Zwist liegen, dennoch im großen und ganzen als deren natürliche Verbündete angesehen werden dürfen. König Johns „Stadt" besteht übrigens bloß aus wenigen Hütten; auch fand ich unter deren Bewohnern und Bewohnerinnen niemand, der es mit dem König an Körperkraft oder gutem Aussehen hätte aufnehmen können.

Wenn auch die Kru-Neger wahre Stahlbündel von Muskeln haben, so sind diese doch nur eine Folge ihrer harten Arbeit und stehen mit der sonstigen Entwickelung ihres Organismus nicht im Einklange. Meiner Ansicht nach sind sowohl Liberianer als auch Krus, Veys ꝛc. weit kleiner und schwächer, nicht bloß als der Durchschnitts-Europäer, sondern auch kleiner und schwächer als der Djolof-Neger von Senegambien. Die Veyleute, deren Wohnsitze sich von Kap Mount im Norden längs der Küste bis Monrovia (von hier an bis Kap Palmas sind alle Küstenbewohner Krus) erstrecken, sollen ein Stamm der Mandingos sein und sind von den Kruleuten sehr leicht

durch das Fehlen jener dunkelgrünen Marke zu unterscheiden, die bei jenen in die Haut eingeritzt von den Stirnhaaren bis zur Nasenwurzel oder auch Nasenspitze reicht. Auch darin unterscheiden sich die Veyleute von den Krus, daß sie im Gegensatze zu jenen sehr schlechte Seeleute sind, dafür aber zu Landarbeiten, gegen welche hinwiederum die Krus einen Widerwillen haben, zu gebrauchen sein würden, wenn sie, so nahe ihrer Heimat, nicht stets nach wenigen Monaten schon wieder wegliefen.

Obwohl nun schon seit mehreren Jahrhunderten europäische Kaufleute an der Westküste Afrikas angesiedelt sind, so bietet dieselbe doch viel weniger Komfort als die meisten übrigen Tropenländer; einen Vergleich mit Australien, Südamerika oder gar Indien vermag man in dieser Hinsicht kaum anzustellen. So gibt es beispielsweise bloß an einigen wenigen Punkten dieser ungeheuren Küstenlinie elende Gasthäuser, während der Reisende im übrigen auf Gastfreundschaft und privates Unterkommen angewiesen ist. Der Vollständigkeit halber will ich auch erwähnen, daß in Monrovia eine schwarze Mrs. Fuller den schwarzen Volksvertretern, wenn sie zur Hauptstadt kommen, für ein bis anderthalb Dollar täglich Wohnung und Kost gibt, daß aber dieses urwüchsige Boarding House jemals von Europäern, die mit Empfehlungen an die Kaufleute ausgerüstet nach Liberia kamen, benutzt worden sei, möchte ich bezweifeln. Denn so kostspielig auch das hiesige Leben und so unglaublich schwer es sein mag, die einfachsten und notwendigsten Lebensmittel zu beschaffen, so wird doch jeder einigermaßen bekannte oder empfohlene Ankömmling ohne weiteres als der Gast seiner Landsleute betrachtet. Es hat das seine sehr schönen, aber auch für beide Teile seine heiklen Seiten und wird sich, sobald einmal Westafrika um einige Stufen weiter in den Weltverkehr eingetreten ist und die bisher sehr geringe Zahl der Reisenden zunimmt, kaum mehr aufrecht erhalten lassen.

Mir stand während meines Aufenthaltes in Monrovia die gemeinsame Häuslichkeit der drei Woermannschen Beamten (Hauptagent Konsul Schmidt, Agent Jäger und Herr Wunderlich) offen. Eine zweite Junggesellenhäuslichkeit besaßen die Niederländer, eine dritte die Belgier, eine vierte jene zwei französischen Missionäre, welche hier eine vortrefflich geleitete katholische Schule eingerichtet haben. Das Wohnhaus der Deutschen

liegt etwa 5 Minuten von der nachts leerstehenden und verschlossenen Faktorei entfernt, ist zweistöckig oder dreistöckig, wie man es nehmen will, und gewährt von zwei Seiten die Aussicht auf verwilderte Straßen, von der dritten und vierten Seite die Aussicht auf eine als Küche dienende Hütte und einen brachliegenden, mit Steinen übersäten Garten. Erdgeschoß und Speicher bleiben den schwarzen Dienstboten überlassen; zum ersten Obergeschoß, das mit einer kleinen Veranda ausgestattet, Wohnzimmer und Schlafräume der Weißen enthält, steigt man auf einer schlecht gebauten Steintreppe aufwärts. Die innere Ausstattung besteht wie in allen besseren Häusern Monrovias vorzugsweise aus weißen Rohrsofas und Rohrsesseln, die man aus Madeira bezieht.

Frühmorgens trinken die Weißen ihren Kaffee noch zu Hause, frühstücken aber gegen Mittag in der Faktorei und kehren nach gethaner Arbeit gegen 6 Uhr zur Hauptmahlzeit in ihre Privatwohnung zurück. Dem Fremden wird das aufgetragene Essen trotz der täppischen Bedienung seitens halbnackter Kru-Jungen ganz gut munden; er ahnt nicht, welche Schwierigkeiten hierzulande die leibliche Verpflegung bereitet. Einen europäischen Koch habe ich bislang noch nicht in Afrika getroffen, mit den eingebornen Köchen hat es aber seine ganz besondere Not. Die besten sollen diejenigen von Accra an der Goldküste sein; da sie aber schwer zu bekommen sind, so behilft man sich meistens mit nachlässigen liberianischen Haushälterinnen oder mit Kru-Jungen, die, kaum angelernt, wieder weglaufen. Solchem Sprößling urwüchsigster Barbarei sind trotz aller seine Geisteskräfte stählenden Prügel nimmermehr die angenehmen Formen indischer, malayischer, japanischer oder auch nur chinesischer Diener beizubringen. Er besitzt nichts von der aufgeblasenen Dreistigkeit der schwarzen Kellner in Nordamerika, aber er besitzt auch nichts von deren Gewandtheit und Anstelligkeit. Er ist ein guter Kerl, und ertappt man ihn auf einem Diebstahl, so wird er sich freundlich grinsend mit Yes, Masser, this time devil catch me (Ja, Herr, diesmal packte mich der Teufel) entschuldigen. Prügelt man ihn, so findet er das, seiner Schuld bewußt, ganz in der Ordnung und bietet wohl gar selbst mit den Worten Drive the devil out, Masser (Treibe den Teufel heraus, Herr) seine Rückseite dar. Aber bessern wird er sich darum noch lange nicht. Unter den hosenlosen Söhnen Afrikas,

die uns bei meiner ersten Mahlzeit in Monrovia bedienten, war auch ein Sohn des früher erwähnten Königs John, und jedesmal, wenn er sich mit Speisen oder Getränken über mich beugte, hatte ich den Eindruck, als ob es der leibhaftige Teufel selbst sei. Und doch hätte man sich kein harmloseres Geschöpf denken können.

Während Westafrika so ziemlich alle erdenklichen Lebensmittel selbst hervorbringt, würden die dort angesiedelten Weißen dennoch ohne ihre Konserven häufig genug in die bitterste Verlegenheit geraten. Metzger und Bäcker gibt es noch nicht; der eigne Koch backt das eigne Brot, und wenn auch Rindfleisch alle 8 bis 14 Tage einmal zu 16 Cent das Pfund und Ziegenfleisch sogar noch häufiger zu erstehen ist, so geben, da man das hiesige Schweinefleisch nicht gern ißt, doch fast bloß Hühner das benötigte frische Fleisch. Es gehört nämlich zu den Eigentümlichkeiten der hiesigen Junggesellen-Haushaltungen, daß das heute abend gekaufte Fleisch spätestens morgen vertilgt sein muß, wenn es nicht bei der Nachlässigkeit der Schwarzen verderben soll. Auch imponierte mir mehrfach die den Schwarzen gegenüber mit Nachdruck wiederholte Bemerkung, daß man diesen oder jenen kaum berührten Prachtbraten morgen wiederzusehen wünsche. Ohne solch sehr starke Betonung des Wunsches nach einem Wiedersehen würde nämlich der Braten, so groß er auch gewesen sein mag, am folgenden Tage unausbleiblich verschwunden sein. Getrunken wird sehr viel Rotwein, ein wenig Rheinwein und unglaublich viel deutsches Flaschenbier, obwohl dasselbe in diesem Klima durchaus nicht für gesund gilt. Von europäischen Frauen geleitete Haushaltungen gibt es unter den Kaufleuten von Liberia nicht, doch wird sich Konsul Schmidt demnächst mit einer schwarzen Dame verheiraten und ein eignes Haus beziehen.

Als wir nach Tische mit den zu einem Glase Bier herübergekommenen Belgiern und Niederländern zusammensaßen, entstand plötzlich unter uns im Erdgeschoße ein fürchterlicher Tumult. Bald auch flogen die Thüren des Wohnzimmers auf, und ehe wir noch ahnten, was geschehen, eilten heulende und schreiende Kru-Leute wie wahnsinnig hindurch und wieder zurück. Als mit einiger Mühe die Ruhe wiederhergestellt worden, erfahren wir, daß ein Kru-Junge Petroleum in eine noch brennende Lampe habe gießen wollen, daß das Oel Feuer gefaßt und sein Hüftentuch in Flammen gesetzt habe. Ich erzähle diese an sich

unbedeutende Geschichte, weil sie bezeichnend ist sowohl für die Nachlässigkeit als für den kindischen Geist des Negers, der anstatt sich selbst zu helfen, alle Geistesgegenwart verliert und nur vom Weißen Rettung erwartet. „Me die, Masser, me die this time? (Muß ich denn diesmal sterben?)" wisperte der arg zugerichtete arme Teufel, als ihn sein Herr unter Beihilfe der schwarzen Haushälterin verband.

Meine erste Nachtruhe auf liberianischem Boden wurde ein wenig durch die Anwesenheit zahlreicher Brummfliegen, durch einige wenige Moskitos, durch ein paar Riesenspinnen, die ich an der Decke entlang laufen sah, sowie vor allem durch einen jener von Gewitter und gewaltigen Regengüssen begleiteten Tornados gestört, welche hier gegen das Ende der Regenzeit sehr häufig sind. Eine größere Fahrt den St. Pauls-Fluß aufwärts, zu welcher Boote und Ruderer bereits bestellt waren, mußte des fortdauernden Regens und der allgemeinen Nässe wegen aufgegeben werden; zum Ersatze dafür hatte aber Herr Davis, der schwarze „Secretary of State", der gleichzeitig Advokat der Firma Woermann ist, am folgenden Morgen die Freundlichkeit, mich dem Präsidenten der Republik vorzustellen. Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Davis, als ich mich auf dem Postamte vergeblich um Freimarken bewarb — vergeblich, sage ich, denn der Generalpostmeister pflegt, wie man mir erklärte, die Briefmarken mit Ausnahme eines ganz kleinen und eben verbrauchten Vorrates in seiner Brieftasche bei sich zu tragen. Herr Davis aber, der eben aus der nächsten Thür — dieselbe führte in das einzige Zimmer des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten — heraustrat, nahm sich meiner an und veranlaßte, daß mir einige Tage später der liberianische Stephan nicht bloß Exemplare aller in Liberia gangbaren Marken, sondern auch einige außer Kurs gesetzte Sorten einhändigte.

Auf eine Anfrage beim Präsidenten ließ dieser durch das vorstehend geschilderte Ministerium des Auswärtigen auf hübsch bedrucktem Briefbogen erwidern, daß er mich um ein Uhr nachmittags empfangen werde. Ich fand an ihm einen äußerst liebenswürdigen und auch nach europäischen Begriffen durchaus gebildeten Herrn, wie er denn auch 1862 als Privatsekretär des damaligen Präsidenten Benson Europa durchreist und abermals 1870 in Begleitung des Präsidenten Roye eine Fahrt nach England und Amerika unternommen hat. Besonders stolz

schien Präsident Johnson darauf zu sein, daß er den Fürsten Bismarck persönlich gesehen und von einigen gekrönten Häuptern eigenhändige Schreiben erhalten habe. Er ist der erste im Lande selbst geborne Präsident der Republik, 47 Jahre alt, klein von Wuchs und ebenso wie der größere, eine Brille tragende Herr Davis ziemlich dunkel, ja, beinahe ganz schwarz von Hautfarbe. Während die meisten Liberianer das Englische mit stark ausgeprägtem amerikanischem Klange sprechen, befleißigen sich die Vornehmeren und namentlich der Präsident einer tadellosen Aussprache, verstehen sich vortrefflich auf Höflichkeits- und Umgangsformen und sind auch fast durchweg gute Redner, selbst in unserem Sinne. Die innere Ausstattung des dem Präsidenten gehörigen Hauses war sehr hübsch, ja, kaum weniger elegant als die Durchschnitts-Einrichtung einer rheinischen Villa, und ich wunderte mich, wie er das mit seinen 10 000 Mk. Einkünften (die Minister erhalten 4000) zustandegebracht haben mochte. Auf einem der mit Büchern bedeckten Tische stand eine liberianische Miniatur-Flagge, weiß und rot gestreift mit weißem Stern auf blauem Felde in der einen Ecke — eine Nachbildung der nordamerikanischen Flagge. Gekleidet war Se. Exzellenz in schwarzen Gehrock, schwarze Hosen, weiße Weste mit schwerer goldener Uhrkette und schwarzgewichste Stiefel.

Abends speiste ich bei Herrn Smyth, dem amerikanischen Minister-Residenten und Generalkonsul, der groß, kräftig und gut gekleidet, der am besten aussehende schwarze Gentleman ist, den ich jemals kennen gelernt habe. Herr Smyth hat vor kurzem seine Frau und Tochter nach Amerika gebracht, um sie demnächst auf der Rückkehr von einer beabsichtigten Reise nach Deutschland und England wieder abzuholen, und lebt nun hier mit einem Jahresgehalte von 20 000 Mk. als Strohwitwer. Diesem Einkommen entsprach das nach hiesigen Verhältnissen sehr gute, aus Seezungen, Waldtauben, Schinken und Guaven-Kompott bestehende Mahl, zu dem wir Bordeaux, Rheinwein und Port tranken. Nach Tische zeigte mir Herr Smyth das in Deutschland gemalte Bild seiner schwarzen Mutter und las mir unter häufigen Befehlen an die Kru-Diener und die liberianische Haushälterin seine letztjährigen Konsulatsberichte vor, die ich genau ebenso inhaltreich fand, wie sie etwa ein europäischer Konsul abgefaßt haben würde und auch deshalb hochschätzte, weil Herr Smyth als einziger Berufs-Konsul besser als seine kaufmänni-

ſchen Kollegen von Deutſchland, Holland, Belgien und Schweden zum Sammeln ſtatiſtiſchen Materials aufgelegt iſt.

Da der nächſte Tag ein Sonntag war und es abermals regnete, ſo planten wir den Beſuch einer der fünf teilweiſe aus Hauſteinen erbauten Kirchen (Katholiken, Epiſkopalkirche, Methodiſten, Baptiſten und Presbyterianer). In der nächſtgelegenen Kirche hörten wir Orgelſpiel, fanden aber, als wir hineingingen, kein Publikum. Als wir uns nun entfernen wollten, kam jemand von der Orgel herunter und ſagte, wenn wir blieben, ſolle die Predigt ſofort beginnen. Es muß wohl ſehr ſelten ſein, daß Weiße die Kirche beſuchen, wenigſtens erregt es jedesmal Aufſehen. Wir begaben uns nun zu den Methodiſten, fanden aber dort bloß ſechs alte Weiber, denen ein ſchwarzer Geiſtlicher mit donnernder Beredſamkeit das ſechſte Gebot erklärte. Inwieweit die Leute hier religiös ſind, vermag ich nicht zu beurteilen, in Bezug auf äußerliche Kirchlichkeit ſind ſie jedenfalls ebenſo eifrig wie alle weißen und ſchwarzen Nordamerikaner.

Ueber den Stand des Schulunterrichts vermochte ich keine näheren Angaben zu erhalten. Jedenfalls iſt Monrovia ſehr ſtolz auf ſein ſtattliches „Kollege“, die einzige höhere Schule des Landes, die zur Zeit von 16 Schülern in den oberen und 34 in den vorbereitenden Klaſſen beſucht wurde. Als Präſident des Kollege fungierte bis vor kurzem Herr Blyden, der mir allerſeits als der gelehrteſte Schwarze von Monrovia geſchildert wurde, ſich aber vor kurzem wegen politiſcher Meinungsverſchiedenheiten nach Sierra Leone begeben hat. Ebenſowenig genoß ich das Vergnügen, den Redakteur, Setzer, Drucker und Verleger der in unbeſtimmten Zeiträumen hier erſcheinenden Zeitung „Obſerver“ kennen zu lernen; der betreffende ſehr friedliche Herr war mit dem Milizaufgebote, von dem an andrer Stelle die Rede ſein wird, nach Grand Baſſa entſandt worden.

Am Tage vor meiner Abreiſe von Monrovia unternahm ich mit den zwei Beamten der belgiſchen Faktorei (dem Deutſchen Robby und dem Franzoſen Lecesne) eine Bootfahrt auf dem dicht bei Monrovia vorüberfließenden Meſurado-Fluſſe. Die Länge und Bedeutung dieſes Fluſſes entſpricht durchaus nicht ſeiner ſeeartig erweiterten, aber auch recht ſeichten Mündung; die Fahrt war jedoch deshalb beſonders intereſſant, weil ſie uns ein, wenn auch bloß oberflächliches Urteil über die Geſtaltung

des Küstengeländes gestattete. Eintöniges, undurchdringliches Mangrovedickicht begleitet zunächst, soweit das Brackwasser reicht, die sumpfigen Ufer, in dem Grade aber, wie der Boden ansteigt, der Fluß sich verengt und der Salzgehalt abnimmt, treten höhere, stämmigere Mangrovebäume auf, bis auch diese nach und nach hinter Kokospalmen, Fächerpalmen, Mangobäumen, Baumwollbäumen u. s. w. zurücktreten. Allerwärts in Liberia erstreckt sich, wo Flüsse münden, ein 5 bis 15 km breiter Sumpfgürtel landeinwärts, dahinter aber folgt fruchtbarer, zur Kaffeekultur sich eignender Ackerboden, dann Bergland, wo Reis und Mandiocca gepflanzt wird, und schließlich die Hochebene der Mandingos, die durch das Konggebirge von den Gegenden am oberen Niger getrennt ist.

Obwohl wir sehr eifrig nach Alligatoren ausschauten, so vermochten wir doch keines dieser Tiere zu entdecken, dagegen schossen wir einen Fischadler und mehrere Bekassinen. Die sieben, festlich in blaue Matrosenhemden gekleideten Kru-Ruderer duckten sich, sobald ein Gewehr angelegt wurde, furchtsam unter die Sitze, erhoben aber bei jedem Treffen ein Jubelgeheul, ließen die zur Vermehrung der Fröhlichkeit mitgenommene Gin-Flasche sowie die einzige Tabakpfeife im Kreise herumwandern und ergingen sich in schmeichlerischem Lobe des glücklichen Schützen.

Der Neger ist Schmeichler von Natur, der beste Weiße ist für ihn stets derjenige, mit dem er gerade spricht, und so bekam auch ein jeder von uns das „you best shot Masser“ zu hören. Uebrigens bewunderte ich die Leute, wenn sie an seichten Stellen ohne weiteres ins Wasser sprangen, um das Boot wieder flott zu machen. Bei mehreren „Towns“, meist bloß einer Ansammlung elender Hütten in einer Lichtung des Buschwerks, stiegen wir ans Land und fanden so ziemlich allerwärts die nämliche Art von Bevölkerung: Palmkerne trocknende Männer, alte, den braunen unreinen einheimischen Reis stampfende Hexen und pudelnackte Kinder. Für uns Weiße hat jede gefärbte Rasse einen eigenartigen Geruch, der, wenn auch bisweilen, so doch nicht immer von Unreinlichkeit, in der Hauptsache dagegen von der Hautausdünstung herrührt. Beinahe ebenso durchdringend wie der Chinesengeruch ist der etwas weniger unangenehme Negergeruch, der einem seltsamerweise nicht bloß aus größeren Dörfern, sondern selbst in der Nähe einzelstehender Hütten entgegenweht. Fast möchte man behaupten, das ganze Land rieche nach Negern.

Von Ackerbau habe ich in der Nähe Monrovias nur wenig gesehen, obwohl hier allerwärts und noch besser ein wenig landeinwärts Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Ingwer und Arrowroot, Bananen, Orangen und Ananas gedeihen könnten. Der Ackerbau, wie er in Libera betrieben wird, reicht auch nicht annähernd für die Bedürfnisse des Landes aus, und wenn es auch einige hübsche Plantagen gibt, so bezahlt doch das Land seine Bedürfnisse vorwiegend mit dem Erträgnis jener Oelpalmen und Kautschuk-Lianen, die einstweilen in der Wildnis noch so häufig sind, daß man sie gar nicht anzupflanzen braucht. Unter den Kaffeepflanzungen des Landes ist die bei Kap Palmas gelegene, welche der schwarzen Witwe eines Franzosen (Mrs. Verdier) gehört, die bestgehaltene, in zweiter Linie kommen die am St. Pauls-Fluß gelegenen Kaffee- und Zuckerplantagen von Decourfey, W. D. Coleman, Moses Rix und Henry Cooper u. Son (lauter Schwarzen). Als Arbeiter verwendet man sogenannte Knaben (boys), d. h. Eingeborne, die aus dem Innern bezogen werden (weil alle halbwilden Stämme in der Fremde besser arbeiten als daheim) und durch Verschuldung allmählich in eine der Leibeigenschaft nicht ganz unähnliche Stellung geraten.

Noch trauriger als mit dem Ackerbau sieht es mit der Viehzucht aus. Während es auf der Hochebene der Mandingos viele Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen gibt, ist vor kurzem in Liberia das letzte noch übrige, einem Weißen gehörige Pferd verendet. Die immer wieder aufs neue in das Land eingeführten Pferde erliegen nicht sowohl dem Klima als dem gänzlichen Mangel an Pflege. So lange die Europäer selbst sich mit ihnen beschäftigen, befinden sich die Tiere ganz wohl; die Krus wissen aber ganz und gar nicht mit Pferden umzugehen, füttern dieselben mit ungeeignetem Material und veranlassen, sobald einmal der weiße Herr verreist oder krank wird, binnen kürzester Zeit deren Tod. Die wenigen Kühe in Monrovia sind eine Zwergrasse und geben keine Milch, auch die sehr großen Ziegen werden bloß des Fleisches halber gehalten, die Schweine sind halb verwildert und die wenigen Schafe haben straffes Haar, aber keine Wolle.

Will man die zukünftigen Reichtümer Liberias aufzählen, so dürfen doch auch die unzweifelhaft vorhandenen Metallschätze nicht übergangen werden. Gold wäscht man an einigen Flüssen, vornehmlich in Grand Baffa, und Eisenerz ist in unerschöpf-

licher Fülle mit einem Gehalt von 50 bis 90 Prozent am Oberlauf des St. Pauls-Flusses vorhanden. West-Afrika ist kein Eldorado, aber es umschließt noch viel ungehobene Reichtümer, deren Existenz nicht bloß geahnt wird, sondern über die man schon ziemlich genau Bescheid weiß.

Wenn unsre geographischen Lehrbücher die Größe Liberias mit 37 000 bis 50 000 Quadrat-Kilometer angeben, so ist das eben solche Spielerei, als wenn man die Bevölkerung das eine Mal auf ½ Million und das andre Mal auf 4 Millionen beziffert. Beides ist richtig, je nachdem man die gänzlich unbestimmten Grenzen nach dem Innern hinzieht. Liberianer oder zivilisierte Neger gibt es etwa 12 bis 15 000, zu denen alljährlich kaum noch 100 von der American Colonisation Society auf den Segelschiffen von Yates und Porterfield herübergesandte Einwanderer hinzukommen. Dem direkten Einflusse dieser Liberianer mögen etwa 12 000 Bey-Krus und Bassa-Leute unterstehen, ein bei weitem größerer Bruchteil der eingebornen Küstenstämme ist aber vollkommen unabhängig, und die weiter landeinwärts wohnenden und Sklaven haltenden Mandingos kümmern sich überhaupt nicht weiter um die Liberianer, als daß sie, um Handel zu treiben, auf eignen Straßen zur Küste herunterkommen. Diese Mandingos, von denen auch einige, nämlich die zur Küste herunterkommenden Händler, das Englische radebrechen, zeichnen sich durch eine eigne Art von Kunstgewerbe aus, als dessen hübscheste Erzeugnisse mir Bastgewebe mit eingeflochtenen Mustern, Taschen, Kriegsmützen, musikalische Instrumente, Schwerter, Dolche, mit Leopardenfell verzierte Stoßlanzen und sehr schlechte Bogen gezeigt worden sind. Der Kulturgrad der Mandingos ist, je nachdem man die Sache auffaßt, höher oder niedriger als derjenige der Küstenstämme, höher in Bezug auf eigne selbsterworbene, unendlich viel niedriger in Bezug auf fremde, aufgepfropfte Fertigkeiten.

Wenn man daheim sitzend gelehrte geographische Werke liest, so erscheint die Thatsache, daß unsre europäische Kultur den wilden und halbwilden Völkern Verderben bringt, befremdend, wenn man aber die Sache selbst aus der Nähe mit angesehen, so dünkt sie einem ganz natürlich. Die Mandingos beispielsweise verfertigen Gewebe, die weit besser und dauerhafter sind, als die aus Europa eingeführte Schundware. Aber jenem europäischen Fabrikat vermag die einheimische Industrie sich weder

in Bezug auf Billigkeit noch in Bezug auf praktiſchen, bloß dem Augenblick dienenden Nutzen, noch in Bezug auf oberflächliches hübſches Ausſehen zur Seite zu ſtellen. Sie geht zu Grunde, und nicht viel anders ſteht es mit der ſelbſterworbenen Bildung der Eingebornen. Die beſſeren Elemente beſitzen eine Art von Erziehung, die höher ſteht als diejenige europäiſcher Matroſen. Aber im rohen Kampf ums Daſein ſiegen die Bildung des Matroſen, ſeine Sitten oder Unſitten und ſeine Laſter, die der Eingeborne annimmt, weil der Weiße als ſolcher ihm imponiert und weil die beſſeren Elemente der Weißen ihm ſowohl unerreichbar als auch weniger verſtändlich ſind.

Die Republik Liberia, ſo unbedeutend ſie auch im übrigen ſein mag, beanſprucht deshalb ein ganz beſonderes Intereſſe, weil die Frage, ob ſich ſelbſt überlaſſene und unter ſich lebende Neger zu einem Staats- und Kulturleben europäiſchen Stils befähigt ſeien, hier zum erſtenmal praktiſch gelöſt werden ſollte. Daß dieſer Verſuch gelungen ſei oder innerhalb der in Liberia eingeſchlagenen Bahnen jemals gelingen könne, wird von den hier lebenden Weißen einſtimmig und mit eben ſolcher Entſchiedenheit verneint, wie von amerikaniſcher Seite und namentlich von der noch immer thätigen American Coloniſation Society bejaht. Mir ſcheint, ſo weit ich darüber zu urteilen vermag, die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Meine feſte Ueberzeugung geht dahin, daß der Neger unter halbwegs vernünftiger europäiſcher Aufſicht beſſer daran ſei als unter eigner Herrſchaft. Des weitern kann ich nicht umhin, gemäß allem mir gelieferten Material, den Kaufleuten auch darin Recht zu geben, daß das liberianiſche Staatsweſen als ſolches, ſeit es von den Vereinigten Staaten nicht mehr geſtützt wird, eher zurückgehe als Fortſchritte mache, daß es einen irgendwie bemerkbaren günſtigen Einfluß auf die Eingebornen nicht ausgeübt habe und daß eine höhere Entwickelung, ſowie die Aufſchließung des Landes von den Schwarzen ſelbſt, falls ihnen nicht die Weißen energiſch unter die Arme greifen, niemals zu erwarten ſei. Damit iſt aber auch alles geſagt, was ſich nur eben mit Fug und Recht zu ungunſten des liberianiſchen Staatsweſens ſagen läßt. Daß aber, wie Freiherr v. Hellwald in ſeinem vortrefflichen Werke „Die Erde und ihre Völker“ ſowie auch neuerdings in ſeiner „Naturgeſchichte des Menſchen“ behauptet, die Liberianer unter dem Einfluſſe der Eingebornen wieder in Barbarei verſänken, daß Fetiſchdienſt und

Sklaverei wieder unter ihnen Eingang fänden, ist doch wohl nicht zutreffend. Es ist vielmehr erstaunlich, zu sehen, wie zäh die Liberianer an den ihnen in Amerika aufgepfropften fremden Kultur-Elementen festhalten; erstaunlich ist es auch, wie sie sich trotz ihrer Minderzahl inmitten einer zahlreichen, meist feindlichen Bevölkerung zu behaupten vermögen. Die Liberianer haben es nicht verstanden, die von Amerika mitgebrachten Kultur-Elemente weiter zu entwickeln, aber eingebüßt haben sie dieselben auch nicht, und ich bezweifle gar nicht, daß das Land Liberia auch unter der Herrschaft der Schwarzen, oder wenn man will, trotz der Herrschaft der Schwarzen sich weiter entwickeln werde, allerdings nicht durch die Thatkraft dieser Schwarzen, sondern durch die Thatkraft der Kaufleute. Auf Schritt und Tritt finde ich und höre ich, seit ich in Afrika weile, Bestätigungen jenes Satzes, den zum erstenmal meines Wissens der König der Belgier ausgesprochen, jenes Satzes nämlich, daß Afrika bloß durch den Handel der Kultur erschlossen werden könne. Liberia ist eine Schöpfung der Vereinigten Staaten, aber von der aus Amerika überkommenen englischen Sprache abgesehen, ist, seit die Vereinigten Staaten zum großen Schaden Liberias dessen Verwaltung aus der Hand gegeben haben, der amerikanische Einfluß hier gleich Null, während der deutsche Einfluß nicht bloß der mächtigste ist, sondern mit jedem Tage wächst. Und das hat einzig und allein der deutsche Handel gethan!

Als sich 1816 die American Colonisation Society bildete, und zwar, wie in ihren Satzungen gesagt wird, behufs „Kolonisierung Afrikas durch freiwillige Einwanderung aus den Vereinigten Staaten, sowie behufs Beförderung von Christentum und Zivilisation", da schienen die Aussichten auf Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten noch recht gering zu sein. Man versuchte damals vermittelst schwarzer Kulturträger dem Uebel der Sklaverei an seiner Quelle entgegenzutreten. Die ersten schwarzen Kolonisten verließen New York 1820, wurden zunächst in Sherbro untergebracht, und nachdem man die Gegend bei Kap Mesurado von den Eingebornen angekauft hatte, dorthin befördert. Am 25. April 1822 wehte zum erstenmal die amerikanische Flagge über der Gegend des heutigen Monrovia, das von Monroe, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinen Namen erhielt. Der oben genannten Kolonisationsgesellschaft erwuchs aber in drei anderen, ähnlichen Zwecken

dienenden Unternehmungen Konkurrenz, und erst dem tüchtigen (weißen) Gouverneur Buchanan gelang es, alle diese Einzelkolonien (mit Ausnahme der 1835 gegründeten Kolonie Maryland, die sich 1857 an Liberia anschloß) unter einen Hut zu bringen. Am 26. Juli 1847 folgte alsdann die Unabhängigkeitserklärung, deren Jahrestag noch jetzt jährlich durch Gottesdienst, eine Art Parade, Kanonenschüsse und ein Festessen beim Präsidenten der Republik gefeiert wird. Die Musterverfassung des neuen Staatswesens war von Professor Greenleaf vom Harward College ausgearbeitet worden, welcher gelehrte Herr wohl nicht geahnt hat, daß seine Verfassung desto mehr Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde, je autokratischer sie abgefaßt gewesen wäre. Nachdem ich dem Präsidenten der Republik und den Ministern meine Aufwartung gemacht, nahm ich das Gefühl mit mir, daß diese Männer auch unter Weißen und in Europa für tüchtig und brauchbar erklärt werden würden, daß aber das beständige Rücksichtnehmen auf Repräsentantenhaus und Senat, sowie die Bewältigung jenes endlosen Formenkrams, in den Professor Greenleaf diese Republik eingeklemmt hat, ihre besten und so ziemlich ihre gesamten Kräfte in Anspruch nehmen.

Nachdem Liberia 1847 auch von England anerkannt worden, war es das Bestreben der amerikanischen Schutzpatrone, der Republik eine ununterbrochene Küstenlinie vom San Pedro-Fluß bis zum Shebar-Fluß zu sichern, damit sie von auswärtigen Verwickelungen so viel als möglich verschont bliebe. So wurden beispielsweise 120000 Mk. zum Ankauf jenes Galenaslandes aufgebracht, welches bisher einer der Hauptherde des afrikanischen Sklavenhandels gewesen war. England erhob keinerlei Einwände, als zu Anfang 1850 dieser Ankauf erfolgte, änderte dann aber 1860 seine Politik und beschuldigte die Liberianer, „daß sie unrechtmäßigerweise und zum Schaden englischer Unterthanen in Gegenden, wo der Handel bisher frei gewesen sei, den Handel mit den Eingebornen zu monopolisieren suchten“. Durch innere Unruhen, beispielsweise den unglücklichen Krieg gegen die Aufständischen der Grafschaft Maryland (Oktober 1875), wurde Liberia verhindert, an die Gründung einer Niederlassung im Galenaslande Hand anzulegen, und als England 1879 begann, die Ansprüche Liberias auf dieses Gebiet anzufechten, kam es zur Einsetzung einer gemischten Kommission, bei

der ein amerikanischer Kommodore als Unparteiischer figurieren sollte, deren Aufgabe aber an dem Widerstande der Engländer scheiterte, die von vornherein erklärten, daß sie sich dem Ausspruche des Unparteiischen nicht unterwerfen würden. Als kurz darauf von einer französischen Schutzherrschaft über Liberia die Rede war, wurde der amerikanische Gesandte in Paris von Washington aus dahin benachrichtigt, daß die Vereinigten Staaten gerade wegen der eigentümlichen Haltung Englands einer mäßig gehandhabten französischen Schutzherrschaft über Liberia vollkommen wohlwollend gegenüberstehen würden. Die Sache blieb aber auf sich beruhen, und als im März 1882 der englische Gouverneur von Sierra Leone, der gleichzeitig Konsul für Liberia ist, mit vier Kriegsschiffen vor Monrovia erschien, um entweder die Aufgabe aller Ansprüche an das Galenasgebiet oder aber die Zahlung zweier in der Luft schwebender Forderungen englischer Unterthanen im Betrage von 9000 L. und 850 L. zu verlangen, da sah sich der damalige Präsident Gardiner zur Unterzeichnung eines vorläufigen Vertrages, welcher auf das Galenasgebiet Verzicht leistete, veranlaßt. Dieser vorläufige Vertrag wurde vom liberianischen Senate verworfen, und unter dem 30. März 1883 teilte der Gouverneur von Sierra Leone dem Präsidenten von Liberia mit, „daß England laut Uebereinkunft mit den eingebornen Königen und Häuptlingen von der ganzen 40 englische Meilen langen Küste des Galenasgebietes bis zum Manna-Flusse, und zwar bis eine halbe englische Meile landeinwärts, Besitz ergriffen habe. England zahlt für diese Abtretung an fünfzehn Könige und Häuptlinge eine Jahresrente von 210 L. und hat neuerdings am rechten Ufer des Manna-Flusses einen Zollposten eingerichtet.

Wie nun die Verhältnisse heute liegen, erstreckt sich die theoretische sowohl wie thatsächliche Herrschaft der Liberianer im Norden bis Kap Mount am Manna-Flusse. Im Süden beanspruchen die Liberianer den San Pedro-Fluß als Grenze, während sich ihre Herrschaft und ihr Einfluß thatsächlich bloß bis zum Cavalla-Flusse erstrecken. Im Innern hört die thatsächliche Herrschaft der Liberianer, einige bis zu 50 englische Meilen vorgeschobene Ansiedelungen abgerechnet, schon in der Entfernung von etwa 15 Meilen von der Küste auf, während die Herrschaft über alles Land beansprucht wird, das innerhalb einer 60 englische Meilen von der Küste entfernten Linie liegt.

Wie bereits an andrer Stelle gesagt, wohnen die Liberianer fast bloß in den von ihnen gegründeten Ortschaften, sowie längs einiger Flüsse, während im übrigen die Küste von Vey- und Kru-Stämmen, das Binnenland von Mandingos und deren Sklaven eingenommen wird. Die Liberianer kümmern sich um diese eingebornen Stämme bloß dann, wenn Angehörige derselben, wie z. B. so sehr viele Krus, in ihre Niederlassungen kommen. Alsdann werden allerdings solche Eingeborne, die etwas verbrochen haben, vor liberianische Gerichte geladen; im übrigen aber denkt man weder daran, den Krus das politische Wahlrecht zu gestatten, noch auch sich in jene Kriege zu mischen, welche deren über viele Steinschloßgewehre verfügende Könige (beispielsweise der mächtige King Johnson und der kriegerische King Bottle Beer) während jeder Trockenzeit untereinander führen. Als daher Bassaleute (es ist das ein Stamm der Krus, der aber nicht die gewöhnliche grüne Kru-Marke trägt) 1880 bei Nanna-Kru das gestrandete deutsche Schiff Carlos geplündert hatten, zahlte allerdings die liberianische Regierung beim Erscheinen der deutschen Korvette Victoria die geforderte Entschädigung, blieb aber nach wie vor gleich machtlos, ähnlichen Ausschreitungen der innerhalb ihres Gebietes wohnenden unabhängigen Stämme zu steuern.

Unter Wahlunruhen hat Liberia, obwohl seine (übrigens wieder wählbaren) Präsidenten bloß auf zwei Jahre gewählt werden, nur wenig gelitten, ja, es hat seit den 36 Jahren seiner Unabhängigkeit erst zehn Präsidenten gehabt (Roberts, Benson, Warner, Payne, Roye, abermals Roberts, abermals Payne, Gardiner, Russel und Johnson), was eigentlich für eine Neger-Republik gar nicht so viel ist. Die meisten Unruhen und Schwierigkeiten sind durch finanzielle Angelegenheiten entstanden, wie denn auch jetzt wieder eine Geldfrage als Schreckgespenst dasteht und sogar den Bestand des Freistaates zu gefährden droht. „Zur Entwickelung des Landes", wie es damals hieß, wurde 1871 von englischen Spekulanten zum Kurse von 85 eine mit 7 Prozent verzinsliche und binnen 15 Jahren rückzahlbare Anleihe von 100 000 Pfd. Sterl. aufgenommen. Von diesen 100 000 Pfd. Sterl. sind, wie mir zwei im Amte befindliche liberianische Staatsmänner auf Ehrenwort versicherten, allerhöchstens 10 000 Pfd. Sterl. nach Liberia gelangt und dort anstatt zum Bau von Straßen, zum Ankauf von Uniformen,

Schuhwerk u. ſ. w. verwandt worden. Zinſen hat Liberia ebenſowenig gezahlt, wie auch nur einen Cent zur Rückzahlung der 1886 fälligen Schuld, die inzwiſchen durch die Zinſen ganz bedeutend angewachſen iſt, zurückgeſtellt. Was wird alſo aus Liberia werden, wenn am Tage des Verfalls England ſich ſeiner ſpekulierenden Unterthanen annimmt, jenes ſelbe England, das trotz Aneignung des Galenas-Landes auch heute noch auf der Zahlung jener früher erwähnten Forderungen engliſcher Unterthanen beſteht? Präſident Johnſon geht in ſeiner zu Monrovia gedruckten Amtsantrittsrede vom 7. Januar 1884 recht furchtſam um die Sache herum, er meint, daß man, um jemand zur Uebernahme und Tilgung der Schuld zu veranlaſſen, Monopole gewähren müſſe, aber ſolche Monopole, deren Riſiko der Unternehmer ſelbſt trage. Er denkt namentlich an die Ausbeutung der Mineralſchätze ſowie der an wertvollen Hölzern (Mahagoni, Zedern, Ebenholz u. ſ. w.) reichen Wälder des Landes, ſowie auch an ausgedehnte Landverkäufe. Uebrigens glauben manche Liberianer, daß, wer das Geld gebe, zum Entgelt dafür auch gleich ganz Liberia und nicht bloß ein Monopol nehmen werde. Präſident Johnſon erwähnt dieſe Stimmung mit den Worten: „In Bezug auf unſere Stellung zum Auslande und den Ausländern finden ſich unter uns zwei Extreme. Die einen möchten, entmutigt durch die Hinderniſſe, die uns allerwärts entgegentreten, allen nationalen Beſtrebungen entſagen und ſich unter die Aufſicht und den Schutz einer größeren Macht begeben, die leichter im ſtande wäre, jener Schwierigkeiten Herr zu werden. Die andern hinwiederum nehmen im Hinblick auf ihre eigenen Anſprüche viel zu wenig Rückſicht auf die Rechte der Fremden und möchten denſelben ſelbſt dasjenige verſagen, was in allen ziviliſierten Ländern den Unterthanen einer andern Nation gewährt wird.“

Dieſe letztere Bemerkung kennzeichnet die von Anfang an in der Geſetzgebung Liberias hervortretende Furcht vor der überlegenen Energie der Weißen, eine Furcht, die es auch mit ſich gebracht hat, daß die Weißen weder das Bürgerrecht erlangen und wahlberechtigt werden, noch anderwärts als an einigen Küſtenplätzen (deren Zahl ſtets vermehrt wird) Handel treiben noch auch Landbeſitz erwerben können. Uebrigens pflegt das Verbot des Landerwerbs von den Weißen durch Pachtung auf längere Zeit oder durch zeitweilige Heirat mit einer Schwarzen,

auf deren Namen man das Land eintragen läßt, umgangen zu werden. Hand in Hand mit der Furcht vor der Energie der Weißen geht das Bestreben, ihnen möglichst ähnlich zu sein, sich im Verkehr mit ihnen so zu geben, als ob kein Unterschied mehr bestände. Da aber trotz alles Dünkels, in den sich die Leute hineinphantasieren, beim Verkehr mit den Weißen jede Kleinigkeit sie wieder an ihre niedrigere Abstammung erinnert, so mag wohl in den Herzen mancher die verletzte Eitelkeit nagen. Ich möchte nicht grade behaupten, daß die Liberianer uns hassen, denn zäh festgehaltener Haß ist weit eher eine Seite des Indianer- als des Negercharakters, aber es scheint mir doch, daß die Liberianer, wenn sie den Weißen nicht so sehr, sehr nötig hätten, lieber sehen würden, wenn derselbe nicht im Lande wäre. Die Leute wissen aber ganz genau, daß sie den Weißen unmöglich entbehren können, daß, wenn sie denselben aus dem Lande jagten (von der nachfolgenden Bestrafung ganz abgesehen), unter ihnen selbst die Reichen verarmen und die Armen darben müßten. Dazu kommt, daß die eigentlichen Eingebornen weit lieber mit uns Weißen zu thun haben als mit den Liberianern und uns in jeder Hinsicht mehr Vertrauen entgegenbringen.

Im Eingang dieses Kapitels erwähnte ich den Ausspruch, daß die Erschließung Afrikas in erster Linie von der Entwickelung des Handels zu erwarten sei. Es ließe sich das wohl auch von andern Ländern behaupten, aber betreffs keines andern Landes in gleichem Grade wie von Afrika. Die Gründe, woher das kommt, möchte ich hier nicht einzeln aufführen, ich möchte bloß einen, allerdings den Hauptgrund, herausgreifen: es ist das jenes auffallende, halb instinktive Verständnis für den Handel und seine Interessen, welches sich bei fast allen, auch den rohesten Stämmen Afrikas vorfindet. Bespricht man die Staatseinrichtungen Liberias, wie ich dies gethan, mit Leuten aus den verschiedensten Klassen, so überkommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß die Liberianer keiner andern Seite ihres Staatslebens eine ähnliche Aufmerksamkeit zugewandt haben wie der Besteurung des von Weißen betriebenen Außenhandels. Den Binnenhandel mit den weiter landeinwärts wohnenden Eingebornen haben nämlich die Liberianer dadurch, daß sie den Weißen bloß einige Küstenplätze öffneten, zu ihrem Monopol gemacht. Da es in Liberia keine direkten Steuern gibt, so rühren nahezu die gesamten Staatseinnahmen von Ausfuhr- und Einfuhrzöllen her,

die 1880 etwa 125 000 Dollar, 1883 aber namentlich durch die vermehrte Handelsthätigkeit der Firma Woermann bereits 172 904 Dollar ergaben. Wenn in einigen Zeitungsberichten über Liberia, die mir zu Geſicht gekommen, von einem Defizit geſprochen wird, ſo beruht das auf Irrtum. Niemand kann mehr ausgeben als er hat, es ſei denn, daß er Schulden mache. Und auch Liberia macht inſofern Schulden, als es die Zinſen der engliſchen Schuld nicht bezahlt. Da aber im übrigen niemand ſo großmütig iſt, der Republik weitere Summen vorzuſchießen, ſo paßt man eben notgedrungen die Ausgaben und die ausgezahlten Gehälter den Einnahmen an. In mancher Hinſicht iſt ein guter Wille nicht zu verkennen, wie denn z. B. die geſetzgebenden Körperſchaften im Januar 1884 beſchloſſen haben, daß die Hälfte alles bei den öffentlichen Kaſſen eingehenden Papiergeldes zu vernichten ſei, wodurch der Wert des unter 50 Prozent geſunkenen Papiergeldes thatſächlich wieder annähernd auf Pari gebracht worden iſt. Man rechnet in Liberia nach nordamerikaniſchen Dollar, beſitzt aber bloß Papiergeld (in Abſchnitten bis zu 10 Cents hinab) und Kupfermünzen eigner Prägung, während ein Teil der Zölle in ausländiſchem Golde bezahlt werden muß. Hierbei werden engliſche Sovereigns mit 4.80 Doll. und deutſche Doppelkronen mit 4.70 Doll. berechnet.

Was nun die Abgaben des Handels anbetrifft, ſo gibt es Wertzölle (für Baumwollwaren 12½ Prozent) die zu ⅛ in Gold und ⅞ in Papier, ſowie ſpezifizierte Zölle, namentlich auf Gewehre, Pulver, ſpirituöſe Getränke, Tabak und Meſſerwaren, die ganz in Gold bezahlt werden müſſen. Für Gewehre beträgt der Zoll 40 Cents das Stück, für Tabak 5 Cents, für Pulver 5 Cents, für Meſſingkeſſel 4 Cents das Pfund und für Rum 37½ Cents die Gallone. Die Feſtſtellung und Erhebung dieſer Zollbeträge geſchieht derart, daß nach Ankunft jedes Schiffes ein ſchwarzer Zollbeamter ſich den Inhalt der die Ladung löſchenden Boote notiert, daß dann die Kaufleute eine Liſte einſenden und daß dieſe mit den Aufzeichnungen des Zollbeamten verglichen wird. Uebrigens ſind die Abgaben des Handels mit jenen Zöllen noch lange nicht zu Ende. Um ſpirituöſe Getränke überhaupt einführen zu dürfen, hat jede Firma für jede der vier Grafſchaften (Counties), in die Liberia zerfällt, jährlich 2000 Dollar, alſo insgeſamt 32 000 Reichsmark, außerdem aber für jede Grafſchaft, um beſagte Getränke im großen ver-

kaufen zu dürfen, 300 Dollar, und um sie im kleinen verkaufen zu dürfen, 100 Dollar jährlich zu zahlen. Auch ist, um in irgend einer Art Manufakturwaren (dry goods) verkaufen zu dürfen, eine Abgabe von jährlichen 12½ Dollars an den Gemeindesäckel der betreffenden Ortschaft erforderlich.

Dem Tonnengelde, das die liberianische Regierung 1882 Miene machte von den Dampfern zu erheben, sind die deutschen Reeder dadurch aus dem Wege gegangen, daß sie den höheren schwarzen Beamten nebst deren Familien stillschweigend freie Fahrt gewährten, sobald dieselben eine sogenannte Amts- oder auch Vergnügungsreise machen wollten; da sich aber die englischen Dampfer eine so lästige Verpflichtung nicht aufgeladen haben, so wird dieselbe auch auf den deutschen Schiffen so sehr eingeschränkt, daß sie thatsächlich schon beinahe wieder aufgehört hat. Schwieriger dürfte es schon sein, dem Kreditgeben an einflußreiche Persönlichkeiten Einhalt zu thun. Sah ich doch selbst, wie die Frau des damals noch mit seiner Armee in Grand Bassa stehenden Generals Sherman in Strohhut und blaugedrucktem Kattunkleid, wie ein kräftiges Dienstmädchen aussehend, in eine Faktorei trat, um auf Borg einige Sack Kartoffeln zu kaufen. Ebensowenig scheuen sich Präsident und Minister, auf Borg kaufen zu lassen. Diese Summen werden dann meistens verrechnet, sobald die Europäer nach Ankunft eines Schiffes Zollgebühren zu entrichten haben. Diese Anpumpereien, die Notwendigkeit des Kreditgebens an schwarze ins Innere gehende Händler (traders) sowie die jährlich geänderten willkürlichen Gesetze rechnet der hiesige Kaufmann zu seinen größten Hemmnissen.

Fragt man nun aber, warum der deutsche Kaufmann denn doch in Liberia bleibe, während es in der benachbarten englischen Kolonie Sierra Leone, wo die natürlichen Bedingungen des Handels ganz ähnlich sind, keine deutschen Kaufleute gibt, fragt man, warum die deutschen Dampfer vier liberianische Hafenplätze, nicht aber das viel bedeutendere Freetown in Sierra Leone anlaufen, so erwidere ich, daß der deutsche Handel, dem ja bis vor kurzem kein unter deutscher Flagge stehendes überseeisches Gebiet offen stand, in unabhängigen, d. h. von den Eingebornen verwalteten Gebieten ein viel lohnenderes Feld der Thätigkeit findet, als in den Kolonien zivilisierter Staaten und besonders in den englischen Kolonien. Diese Ueberzeugung, daß,

wo wir nicht die eigne Flagge entfalten können, unsre Kaufleute sich am besten bei der Unabhängigkeit der betreffenden Länder stehen, hat sich mir in allen Erdteilen, ganz besonders auch in der Südsee aufgedrängt. Alle Vorteile, welche die geregelten Zustände einer englischen Kolonie gegenüber der Mißwirtschaft in den von Eingebornen beherrschten Gebieten mit sich bringen, wiegen jedoch nimmermehr jene eine nicht wegzuleugnende Thatsache auf, daß der deutsche Kaufmann in englischen Kolonien niemals zu derjenigen Machtstellung gelangt, wie in unabhängigen Gebieten, weswegen er auch diese mit Vorliebe aufsucht. Wenn ich mir unter den gefährlichsten Klimaten der Erde oft mit von Fieber schwindelnden Kopfe große Strapazen auferlegte, so geschah das nicht um materiellen Vorteils willen, sondern in dem Bewußtsein, in, wenn auch noch so bescheidenem Maße mitzuarbeiten an dem Webstuhle der Zeit, es geschah in dem glühenden Verlangen, unserm mit überseeischen Verhältnissen noch so wenig vertrauten Volke die Wahl zu ermöglichen zwischen den für sich sprechenden Thatsachen einerseits und anderseits der nichtsnutzigen, die Wahrheit verschleiernden Schönrednerei eines Bamberger und seiner manchesterlichen Genossen.

Während wir an Bord der Anna Woermann bis Monrovia zu vier Passagieren allein geblieben waren, kam in Monrovia zu der uns nach den andern Hafenplätzen Liberias führenden Weiterfahrt ein reichlicher Zuwachs: zunächst der Woermannsche Hauptagent, der, um Verfügungen betreffs Aus- und Einladens zu treffen, wenn irgend möglich, die Dampfer an der liberianischen Küste entlang begleitet und auch sonst behufs Einrichtung neuer oder Besichtigung schon bestehender Faktoreien viel auf Reisen ist. Des weitern wurden wir mit einer Anzahl schwarzer Kajüttenpassagiere beglückt, die, den wohlhabenderen Ständen angehörig, sogar ihre Passage bezahlten, aber dennoch, da alle Kabinen besetzt waren, in der Kajütte auf dem Sofa schlafen mußten. Die schwarzen Herren speisten mit uns an gemeinsamer Tafel und bestellten ebenso flott wie wir Wein oder Bier; ihre Frauen und Töchter aber hielten sich, wenigstens solange die Mahlzeiten dauerten, abseits. Es befand sich darunter eine auffallend hübsche und sehr gescheite Mulattin, die

uns den interessanten Beweis lieferte, daß schwarze oder braune Schönheiten es in der Kunst des Kokettierens ganz gut mit ihren weißen Schwestern aufnehmen können. Sie verbrachte einen großen Teil ihrer Zeit damit, an so ziemlich jeden der anwesenden Herren mehr oder minder geistreiche Briefe zu richten, und wenn man nicht die Verfasserin gekannt hätte, so würden weder die sehr schöne Handschrift noch auch der wirklich tadellose Stil die dunkle Hautfarbe der Briefstellerin verraten haben. Das große Ideal dieser unternehmenden Schönen ging dahin, einen weißen, aber einen ganz weißen Mann zu bekommen, und wahrscheinlich bloß um dieses Ziel zu erreichen, begab sie sich zur englischen Goldküste.

Wenn ich vorhin von wohlhabenden Schwarzen sprach, so möge hier gleich angefügt werden, daß das größte realisierbare Vermögen unter allen Liberianern sich doch wohl kaum auf mehr denn 200 000 Mark belaufen dürfte, während, falls jemals der Grundbesitz verkäuflich wird, damit auch mehrere schwarze Millionäre geschaffen würden. Der reichste Mann in Monrovia ist zur Zeit Gabriel Moore, dessen Sohn sich nach siebenjährigem in Amerika absolviertem Studium mit Fug und Recht als einzigen (also schwarzen) in Liberia ansässigen Arzt bezeichnen darf.

Weit zahlreicher als der Zuwachs an Passagieren war der Zuwachs an Bemannung, den wir in Monrovia an Bord nahmen. Unsern europäischen Matrosen fällt es, wie wir das schon in Gorée und Rufisque beobachtet hatten, recht schwer, unter tropischem Himmel das Löschen der Ladung und die sonstigen schwereren Arbeiten vorzunehmen. Es hat sich daher bei den nach Westafrika fahrenden Dampfern der Gebrauch ausgebildet, in Liberia eine größere Anzahl von Kru-Leuten (für unser Schiff 32) an Bord zu nehmen und dieselben auf der Heimfahrt wieder dort abzusetzen. Kru-Boys sind die unvermeidlichen Begleiter und Handlanger aller europäischen Kaufleute. Wie diese ohne Kru-Jungen überhaupt in Westafrika Handel treiben könnten, vermag man sich gar nicht vorzustellen.

So ziemlich alle Neger sind ja in der Sklaverei tüchtige Arbeiter, in der Freiheit aber und im eignen Lande will die größte Mehrzahl von ihnen weder arbeiten noch sich so unbedingt, wie dies für einen Arbeiter erforderlich ist, den Befehlen der Europäer unterwerfen. Eine Ausnahme machen einzig und allein die Kru-Leute, die demnach für ganz Guinea das einzige

Arbeitermaterial auf den Schiffen und in den Faktoreien darstellen. Dazu kommt, daß diese Kru-Jungen wahrhaft gottbegnadete Seeleute und auch als Lastträger für die Faktoreien unübertroffen sind; seltsamerweise aber haben sie eine unüberwindliche Abneigung gegen jeden andern Ackerbau als den in ihrer eignen barbarischen Heimat, so daß also für Westafrika, da ja das Sklavenhalten wenigstens bei weißen Arbeitgebern nicht mehr als anständig gilt, doch noch ein Teil des Arbeiterproblems ungelöst bleibt. Obwohl die Kru-Leute sich für entferntere Gegenden, wie z. B. die Gold- oder Sklavenküste, bloß jedesmal auf 1 Jahr, für ihrer Heimat nähergelegene Orte sogar bloß auf 3 Monate zu verdingen pflegen, so sind doch die Feinde, welche auch ihr Leben und ihre Gesundheit bedrohen (darunter in erster Linie der Rum), so zahlreich, daß gar manche das ersehnte Ziel, sich nämlich mit dem heimgebrachten Lohn eine Frau kaufen zu können, nicht erreichen und ihre Heimat niemals wiedersehen. Eine der hauptsächlichsten Bedingungen, unter denen man Krus mietet, geht dahin, daß sie frei befördert und auch wieder frei zu ihrer Heimat zurückgeschafft werden müssen. Als Lohn erhalten die Krus auf den Schiffen bei freier Kost 1 Mark täglich für gewöhnliche Arbeiten und 2 Mark für die Hauptleute. In Monrovia und den andern Hafenplätzen Liberias zahlt man ebenfalls bei freier Kost einen Monatslohn von 24 Mark an die Arbeiter und 48 Mark an die Hauptleute; da aber dieser Lohn in Waren (Zeug, Rum, Pulver) ausbezahlt wird, so darf man annehmen, daß er sich, nach dem Kostenpreise dieser Waren berechnet, bloß auf die Hälfte stellen würde. In jenen Faktoreien der Sklavenküste, wo Deutschland vor kurzem seine Flagge gehißt hat, zahlt man den Kru-Jungen zwischen 1 und 8 Dollar monatlich, und zwar halb in Geld und halb in Waren. Zur Beköstigung erhalten sie dort ein Pfund Reis täglich und für die Zuthaten 75 Pfennig wöchentlich. Gewöhnlich werden jedem Trupp von 10 bis 12 Mann auch noch am Ende der Woche eine Gallone Rum und zwei bis drei Pfund Blättertabak (zum Rauchen, Schnupfen und Kauen) gegeben, nach deren Empfang sie mit Singen und Tanzen ein großes Fest zu veranstalten pflegen.

Woher der Name Kru stammt, weiß man nicht, denn der Ableitung von dem englischen crew (Schiffsmannschaft) steht die Schreibweise (englisch Kroo, deutsch Kru) entgegen; die Leute selbst nennen sich mit anderen Namen, bald Grebo, bald Gede-

boes u. ſ. w. Die Farbe der Krus iſt ein ſehr dunkles Braun, grauſchwarze oder gar ganz ſchwarze Leute wie bei den Djolof-Negern von Senegambien habe ich aber noch nicht unter ihnen beobachtet. Allen Krus gemeinſam iſt ein zwiſchen Naſe und Stirnhaaren angebrachter dunkelgrüner Streifen, der ſich aber auch bisweilen zu einer verwickelteren, die Wangen überdeckenden Tättowierung erbreitert. Obwohl die Krus wegen ihrer ſtählernen Muskulatur berühmt ſind, ſo ſtehen ſie doch in Bezug auf die Geſamtausbildung des Körpers weit hinter europäiſchen Arbeitern zurück; ſie trinken eben zu viel Rum, als daß ſie ſich auf die Dauer eine kräftige Konſtitution erhalten könnten. Die Vorſteher der Trupps (head-men) ſtehen gewöhnlich im reiferen Mannesalter, während alle übrigen die Zwanzige noch kaum erreicht zu haben pflegen. Kommen ſie in Monrovia oder bei Kap Palmas zum erſtenmal an Bord, ſo ſind ſie noch recht mager, ſchon bald aber merkt man an ihrer größeren Fülle den Einfluß der beſſeren, wenn auch noch immer mehr als einfachen Koſt. An Bord pflegte dieſen ſchwarzen Arbeitern behufs Zubereitung der gelieferten Lebensmittel eine eigene, höchſt einfache Negerküche zugewieſen zu werden. Nachts ſchlafen ſie in ein Tuch gehüllt auf den Planken des Verdecks, wo man bei der Dunkelheit ſtets Gefahr läuft, über ihre braunen Leiber zu ſtolpern. Am Tage tragen ſie bei der Arbeit bloß ein um die Hüften gewundenes Taſchentuch, ſonſt aber ein jackenartiges Hemd und über dem kurzgeſchorenen, bisweilen melonenartig friſierten Haar irgendwelche Art von abgelegtem alten Hut.

Während in Senegambien faſt alle franzöſiſchen Kommis Wolof ſprechen und auch meine zur Sklavenküſte reiſenden Mitpaſſagiere der Togo- und der Povo-Sprache mächtig ſind, habe ich noch keinen Europäer kennen gelernt, der ſich der Kenntnis des Kru-Idioms gerühmt hätte. Vielleicht rührt dies daher, daß dasſelbe ganz außerordentlich ſchwer zu erlernen ſein ſoll, vielleicht auch daher, daß man ſich einmal daran gewöhnt hat, im Verkehr mit den Krus jenes entſetzliche, mit ſpaniſchen, portugieſiſchen und afrikaniſchen Worten geſpickte Pidjin-Engliſch zu gebrauchen, von dem eine andere Abart auch zur Verſtändigung mit Chineſen, Südſee-Inſulanern u. ſ. w. dient. »Me non sabe« heißt in dieſer der Grammatik entbehrenden Kinder- und Wildenſprache „ich weiß nicht“.

Ob jene Krus, die nun schon seit Jahrzehnten auf deutschen Dampfern und in deutschen Faktoreien gearbeitet haben, auch etwas Deutsch gelernt hätten, war mir während mehrerer Tage zweifelhaft. Zwar glaubte ich bisweilen etwas wie „Ja", „Nee", „danke" u. s. w. verstanden zu haben; das hätte aber doch auch teils wieder Pidjin-Englisch, teils ein Irrtum meinerseits sein können. Auch die mir vorgelegte Entscheidung, ob die Worte „du Dos", die ein Kru-Junge einem Matrosen gegenüber gebraucht haben sollte, auf deutschen oder altägyptischen Ursprung zurückzuführen seien, klärte die Sache nicht weiter auf.

Eines Abends aber, als ich halb träumend auf meinem Rohrsofa lag, hörte ich solch greuliches, mit Pidjin-Englisch untermischtes Plattdeutsch, daß ich mich unwillkürlich erhob, um die Matrosen zu sehen, die sich in solchem Idiom zu unterhalten vermöchten. Kaum aber war ich aufgestanden, als alles stillschwieg; auch waren keine Matrosen in der Nähe, bloß am Boden lagen regungslos einige schlafende Schwarze. Einmal argwöhnisch geworden, legte ich mich wieder nieder und gab mir den Anschein, ebenfalls zu schlafen, horchte aber dabei so aufmerksam als nur irgend möglich. Und in der That begann nach wenigen Minuten wieder dieselbe Unterhaltung; es war kein Zweifel mehr, daß sich Schwarze hier unter sich, wie mir schien, um uns Europäern nachzuäffen, deutscher Worte bedienten. Alle Bemühungen hinwiederum, am folgenden Morgen die beiden schwarzen Sprachkenner herauszufinden, waren vergeblich. Uebrigens steht dieser Fall nicht vereinzelt da; man nannte mir mehrere head-men, die geläufig Hamburger Platt (aber kein Hochdeutsch) sprächen, und ein Deutscher erzählte mir, daß sein Kru-Diener, den er mit nach Hamburg genommen, dort binnen unglaublich kurzer Zeit Deutsch, daneben aber auch allerhand nichtsnutzige Dinge gelernt habe und nach der Rückkehr gar nicht mehr als Diener brauchbar gewesen sei. Daß die Kru-Jungen sich bei allen ihren Vorzügen doch ganz vortrefflich auf Stehlen und Lügen verstehen, unterliegt keinem Zweifel. Man möge aber nicht vergessen, daß, was ich betreffs Senegambiens und Liberias über die dort wohnenden Neger erzähle, bloß für diese, nicht für die ganze Neger-Rasse gilt. Innerhalb dieser Neger-Rasse walten weit größere Verschiedenheiten als unter allen zwischen Cadiz und Moskau lebenden

Völkern Europas. Während die Kru-Neger diebisch und unzuverlässig sind, lernte ich zu Rio-Janeiro in den Minas-Negern Leute kennen, die mehr Vertrauen verdienten, als ein großer Teil der Europäer, Leute von durchaus erprobter, niemals fehlender Zuverlässigkeit. Während Liberianer sowohl wie Krus gemeinhin für feige gelten, sah ich nach der Schlacht von Tel-el-Kebir hinter Arabis Verschanzungen vorwiegend Negerleichen. Die Aegypto-Araber waren rechtzeitig ausgekniffen, die braven Neger hatten bei ihren Geschützen standgehalten, bis sie von den stürmenden Schotten mit dem Bajonett niedergestoßen wurden.

Wir verließen Monrovia gegen Mitternacht und ankerten am folgenden Morgen vor der Ortschaft Lower Buchanan oder Fishtown, wo wir noch einen zweiten Woermannschen Dampfer, einen englischen Dampfer und ein holländisches Segelschiff vorfanden. Die eigentliche Hauptstadt der Grafschaft Grand Bassa ist das seitwärts an der Mündung des St. Johnflusses gelegene Upper Buchanan. Da aber die dortige Barre allzuviele Opfer an Booten und Menschenleben (ein Kru-Leben gilt hier allerdings nicht viel) fordert, so kommt Fishtown als Handelsplatz immer mehr in Aufnahme. Und doch ist auch dort die Brandung schlimm genug. Als wir nach $^3/_4$stündiger schwindelerregender Bootfahrt das Ufer beinahe erreicht hatten, sausten uns, gerade als starke Kru-Leute uns auf ihre Arme nahmen, die Spitzen einer Welle gegen den Kopf, daß wir beinahe zu Boden geschleudert worden wären. Alle die kleineren Ansiedlungen der Liberianer stellen mehr oder minder abgeschwächte und elendere Nachbildungen von Monrovia dar. In Fishtown bestehen die Häuser aus schuppenartig übereinander gelegten und in schlechtem Zustande befindlichen Brettern, auch die Faktoreien fand ich nicht besser als alle übrigen Wohnungen. Am sandigen Strande, aus dem einige Felsen hervorragen, standen in langer Reihe mächtige Baumwollbäume (Silkcottontrees), ging man aber etwa hundert Schritte landeinwärts, so fand sich, während im Hintergrunde bläuliche Berge den Horizont umsäumten, das gewöhnliche, alle Häuser umkleidende Gewirr tropischen Pflanzenwuchses, Palmen, namentlich Fächerpalmen, Kaffeesträucher, Orangebäume mit schlechten, saftarmen Früchten, Schilfrohr und blühende Oleander, zwischen denen Schweine, kleine Kühe, Ziegen und Hühner herumliefen.

Die Grafschaft Grand Bassa befand sich in großer Aufregung wegen eines Aufstandes, der vor etwa acht Wochen dort ausgebrochen war. Da es nämlich auch in Liberia zwei sich befehdende politische Parteien gibt, die Republikaner und die Whiggisten, und da zur Zeit die ersteren am Ruder und an den Kassen sitzen, so wäre es ja allerdings beinahe ein Wunder gewesen, wenn die Whiggisten sich das ruhig hätten gefallen lassen sollen. Sie suchten sich also der Zolleinkünfte von Grand Bassa zu bemächtigen und verübten auch sonst noch allerlei Unfug. So erschienen sie beispielsweise eines Nachts, ihre Gewehre abfeuernd, in Upper Buchanan vor der Wohnung des Woermannschen Agenten, Herrn West, und forderten Rum oder Gin. Herr West, der Kru-Träger zur Hand hatte, um sich nötigenfalls in der Hängematte zum Flusse tragen und in seinem Gigg aufwärts rudern zu lassen, machte dennoch, als er das nächste Haus in Flammen aufgehen sah, gute Miene zum bösen Spiel und gab, nachdem er seine geladenen Gewehre bereitgestellt hatte, einigen Rum heraus. Ein paar Wochen später erschienen mit englischem, zu diesem Zwecke gecharterten Dampfer 300 von der Regierung zu Monrovia aufgebotene Milizen, denen aber nichts weiter zu thun übrig blieb, als die Gefangennahme der Rädelsführer. Gerade bei meiner Ankunft sollten nun die in Parade aufgestellten Truppen behufs Rückbeförderung nach Monrovia zu dem Woermannschen Dampfer Grasbrook eingeschifft werden. Die Regierung zahlte dafür 80 L. und so verlohnte sich wohl die eintägige Verzögerung.

Der erste Eindruck dieser Blumenlese von Vaterlandsverteidigern wirkte verblüffend. War es Kinderspiel oder Ernst? Und doch fand ich die Sache nicht so ganz fratzenhaft, wie die Kaufleute sie mir geschildert hatten. Unter mißratenem Trommelwirbel, der wie das Aufschlagen auf alte Kessel klang, marschierten an der Spitze des Zuges etwa 30 bis 40 gutgewachsene, in reinliche blau und weiße Uniformen gekleidete Leute — die sogenannte Congo-Kompanie, weil ihre Mitglieder befreite Sklaven vom Congo sind. Die zweite Kompanie, schon etwas kleinere Leute, trug jene unglaublich schmutzigen, ehemaligen Stalljacken holländischer Trainsoldaten, welche die niederländische Faktorei zu Monrovia der Regierung überlassen hatte. Die Mannschaften der dritten, vierten, fünften und sechsten Kom-

panie trugen zerlumpte ehemalige Uniformen, zu deren hiesigem Rendez-vous wohl so ziemlich alle Armeen Europas und Amerikas ihren Anteil geliefert haben mochten. Dabei waren die Mannschaften der letzten Kompanie, zum Teil halbwüchsige Knaben, so klein wie die größeren Affen unsrer zoologischen Gärten.

Auffallend einheitlich war die Bewaffnung; sie bestand nämlich außer 30 bis 40 Sniderbüchsen ausschließlich aus noch gut erhaltenen Perkussionsgewehren. Seitengewehre sah ich bei den gewöhnlichen Soldaten nicht, wohl aber hatten sich dieselben mitunter recht seltsame Tornister zurechtgemacht, so z. B. aus großen alten Konservebüchsen. Auch war nach Einberufung der Miliz eine Probesendung von Schultornistern, die seit Jahren unverkäuflich in einem Laden gelegen hatte, binnen wenigen Stunden zu gutem Preise verkauft worden. Gar nicht übel sahen in dunkelfarbiger, goldbetreßter Uniform mit Schleppsäbel und einem Käppi, das die Aufschrift R. L. (Republik Liberia) trug, die schwarzen Herren Offiziere aus; sie hatten sich bei der Wahl ihrer Uniformen augenscheinlich englische Marineoffiziere zum Vorbilde genommen. Auch ließen sie ihre Schleppsäbel ebenso laut, wie dies nur Europäer gethan haben könnten, über die Steine rasseln, lächelten jeden Weißen als einen Gleichstehenden an und belagerten ihre kattunbekleideten Landsmänninnen mit jenem Stolze, der dem Sieger über einen gefährlichen Aufstand, zwei totgestoßene Ochsen und 67 gestohlene Hühner, geziemt. Nur der Oberbefehlshaber, General Sherman, in gewöhnlichen Zeiten ein ehrsamer Krämer und Mitglied der seit 1867 gegründeten Großloge von Monrovia, hielt sich dünkelvoll abseits und schien es auch später, als er an Bord der Anna Woermann kam, unter seiner Würde zu halten, die dortigen Europäer zu grüßen.

Eine Flotte besitzt Liberia heutigentags nicht mehr, obwohl ihm seiner Zeit von England zwei Schiffe, die den Kern einer Flotte bilden sollten, zum Geschenke gemacht worden sind. Auch die liberianische Armee existiert, ihrem Charakter als Miliz entsprechend, bloß im Kriege, während in gewöhnlichen Zeitläuften „Konstablers", die sich vor andern Schwarzen durch eine sonst nicht häufig zu findende Zerlumptheit auszeichnen, bei gelegentlichen Ruhestörungen einzuschreiten haben. Noch wäre zu bemerken, daß die artilleristische Ausrüstung der Liberianer

aus mehreren kleinen Messinggeschützen, vielen alten großen Eisenrohren und auch aus einer Mitrailleuse besteht, die man aber auseinandergenommen hat und nicht wieder zusammenzusetzen im stande ist. Vielleicht würden die Aufständischen noch vor Ankunft der Truppen die deutsche Faktorei geplündert haben, wenn nicht über derselben die deutsche Flagge geweht hätte. Vor dieser aber haben seit Manna-Kru alle Eingebornen und Liberianer eine heilsame Ehrfurcht.

Abermals ging es in der Nacht weiter nach Sinoe, diesmal aber recht vorsichtig und bei beständigem Loten, da die Küste hier das ist, was die Seeleute „unrein" nennen. In Sinoe, vor dem wir ebenso, wie vorher in Monrovia und später bei Kap Palmas, einen schwarzen Lotsen an Bord bekamen, umringten uns kurz nach dem Ankerwerfen und trotz der wahrhaft fürchterlichen Brandung nicht bloß schwere, mit Krus bemannte Boote, sondern auch winzig kleine Kanoes, die von je einem Manne nach Art der Grönländer Boote geführt wurden. Nach Passierung der Barre eröffneten sich zu beiden Seiten des Flusses, an dem Greenville liegt, waldbewachsene Felsen, wo die Brandung mächtig emporrauschte. Die Stadt selbst aber war bloß eine Kopie von Fishtown und das Gleiche fand ich betreffs Harpers bei Kap Palmas bestätigt. Wo möglich ist hier die Brandung noch mächtiger, an einer vor dem Kap gelegenen felsigen Insel braust sie wohl über 100 Fuß aufwärts, und nachdem eines der ersten ans Land gesandten Boote — aber ohne Schaden für die Bemannung — umgeschlagen war, sahen wir einige Zeit später die Fässer, welche seine Ladung gebildet hatten, umhertreiben. Bei dieser Stärke der hier anstehenden Brandung ist es doppelt auffallend, daß ein 1873 gestrandeter englischer Dampfer, die Yoruba, noch immer im wesentlichen unversehrt auf dem Strande liegt, obwohl der Gischt der Dünung beständig über ihn hinwegspritzt.

Im ganzen Gebiete der Republik Liberia leben zur Zeit höchstens 40 Weiße, darunter bloß eine Dame, nämlich die Frau eines in Mühlberg am St. Pauls-Fluß angesiedelten amerikanischen Missionärs, welcher sich mit der Erziehung schwarzer Kinder beschäftigt. Außer diesen Amerikanern, den französischen Missionären und dem schweizerischen Naturforscher Stempfli sind alle übrigen Kaufleute. Und über diese Kaufleute, die trotz ihrer verschwindend geringen Zahl fast eine ebenso große

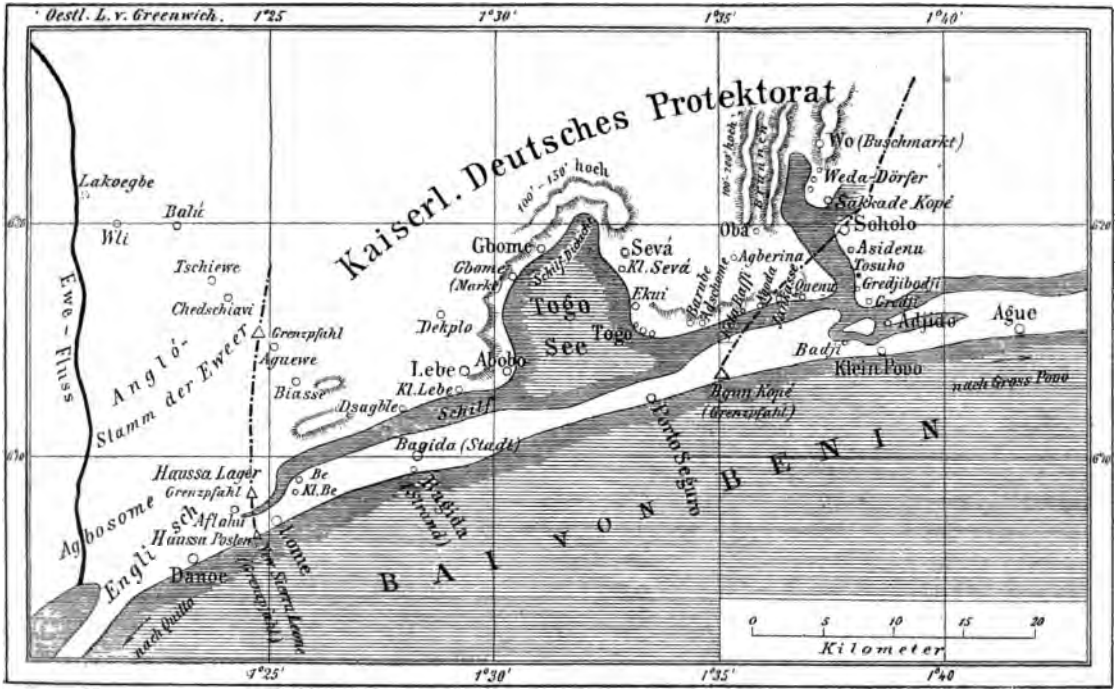
Rolle ſpielen, wie alle aus Amerika eingewanderten Liberianer miteinander, möchte ich noch einige Worte ſagen.

Wer von den europäiſchen Kaufleuten nicht Hauptagent oder Agent iſt, wird gewöhnlich „junger Mann“ tituliert, einerlei, welchen Alters er ſei. Die Stellung eines ſolchen jungen Mannes iſt äußerſt ſchwierig, zuweilen ſehr verantwortlich und im Vergleich zu derjenigen der Hauptagenten, die ihre Prozente erhalten, viel weniger gut bezahlt. Was muß nicht ein in Liberia lebender Kaufmann alles beſorgen! Arbeitsteilung gibt es ja hier noch nicht. Die Schwarzen ſind in ihrer Art ganz gute Arbeiter, aber durchaus unzuverläſſig und ſehr gewandt in der Kunſt, Kiſten oder Säcke ohne anſcheinende Beſchädigung um einen Teil ihres Inhaltes zu erleichtern. Man hilft ſich damit, daß man die Krus von Liberianern, die zwar ebenſo gern ſtehlen, aber den Krus das Stehlen nicht geſtatten mögen, beaufſichtigen läßt. Immerhin befreit das den Weißen nicht von der Notwendigkeit, ſelbſt nachzuſehen, die Schwarzen mit Humor, Geduld und wenn nötig mit Prügeln zur Arbeit anzuhalten. Ein ſogenannter junger Mann muß alſo ſelbſtändig disponieren, er muß kalkulieren, Bücher führen, Briefe ſchreiben, Schwarze beaufſichtigen, in dieſem Augenblicke für einige Hundert Mark Palmenkerne ankaufen oder einem ſchwarzen Händler für Tauſende von Mark Kredit geben, um im nächſten Augenblicke, ſobald jemand in das Magazin tritt, hinter dem Ladentiſche eigenhändig ein halbes Pfund Salzfleiſch aus dem Faſſe herauszuholen und als Bezahlung nicht etwa Geld, ſondern Landesprodukte in Empfang zu nehmen, ſo beiſpielsweiſe vielleicht Kautſchuk, von deſſen ſchwer feſtzuſtellendem Feuchtigkeitsgehalte es abhängt, ob ſpäter ein Mehr- oder Mindergewicht herauskommt. Dabei iſt der europäiſche Kaufmann faſt ſtets von 7 Uhr morgens bis zu der das ganze Jahr hindurch mit verzweifelter Regelmäßigkeit um 6 oder 6 ¼ Uhr eintretenden Dunkelheit auf den Beinen. Zu Hauſe angelangt, findet er einen verhältnismäßig reich beſetzten Tiſch, wenn der Dampfer, der ihm europäiſche Konſerven und Getränke brachte, erſt vor kurzem vorübergefahren iſt. Mehr als ſchmal aber wird die Küche, wenn der Kaufmann, der weder mit Konſerven und noch viel weniger mit Getränken hauszuhalten verſteht, ſich auf die Lebensmittel, welche das Land bietet, beſchränkt ſieht. Nach dem Eſſen ſitzt der Kaufmann

allein bei Bier oder Wein, oder es besucht ihn vielleicht sein Konkurrent von einer andern Faktorei, außer ihm unter Tausenden von Schwarzen der einzige Europäer, oder es besucht ihn auch wohl in vornehm sein sollendem, aber mit Fettflecken bedeckten schwarzen Rocke einer der einheimischen Notabeln, allerdings weniger der Geselligkeit als des Glases Bier wegen, das solch schwarzer und englisch sprechender Gentleman zu erhalten hofft. Die schwarze oder braune Haushälterin ist häufig trotz ihres gänzlichen Mangels an Bildung die einzige Stütze, die einzige Rettung in Krankheit und Schwäche. Darf man sich wundern, daß solche Haushälterin, die dem Neuankommenden meistens, milde ausgedrückt, als ein Scheusal erscheint, für denjenigen, der Monate und Jahre lang im Lande lebt, trotz ihres völligen Mangels an Grazie, trotz des ungeschlachten Kattunkleides und der greulichen Füße, mit jedem Jahre, jedem Monate erträglicher, ja hübscher aussieht?

Das große Gespenst, welches über ganz Westafrika schwebt, jenes Gespenst, dessen Krallen ausnahmslos jeder dort lebende Weiße gefühlt hat, dieses Gespenst ist das Fieber. Es ist angeblich noch nie ein Europäer für längere Zeit im Lande gewesen, ohne vom Fieber befallen worden zu sein, und wenn sich zwei Weiße treffen, ist stets die erste Frage: „Haben Sie schon das Fieber gehabt?“ Angeblich müssen auch viele neugeborne Kinder und sogar manche Tiere, wie z. B. die frisch ins Land gebrachten Hunde (es gibt deren bloß sehr wenige) das Fieber überstehen. Thatsache ist, daß ich noch keinen Europäer hier kennen gelernt habe, der nicht das Fieber gehabt hätte. Die meisten, die ich traf, waren noch gar nicht so sehr lange im Lande, der eine vier Jahre, der andre zwei, der dritte bloß ein paar Monate u. s. w., und zwar waren die Leute nicht etwa deshalb noch so jung in ihrer Thätigkeit, weil das Geschäft selbst nicht älter gewesen wäre, sondern bloß deshalb, weil ihre Vorgänger, von Langeweile geplagt und vom Fieber geschüttelt, dem Lande Valet gesagt haben.

Die Zahl derjenigen, die dem Fieber zum Opfer gefallen sind, ist ziemlich klein gegenüber der Zahl derjenigen, die, entnervt und entmutigt, vor dem Fieber entflohen. Während der 32 Jahre, seit die Firma Woermann hier in Liberia etabliert ist, hat dieselbe zehn Leute, davon aber seit den letzten vier Jahren bloß einen verloren; dieser letztgestorbene Herr war erst



Vom Verfasser aufgenommene Karte des Togolandes.

seit wenigen Monaten im Lande und verschied schon nach dreitägigem Krankenlager, ohne daß man solch unglücklichen Ausgang auch nur geahnt hätte. Die Landeskundigen sagten, er sei zu kräftig und vollblütig gewesen, denn es gilt als Regel, daß, wer hier für längere Zeit leben will, zunächst sein überflüssiges Körpergewicht verlieren müsse. Auch die Liberianer leiden, wenn auch vielleicht nicht ganz so sehr wie die Weißen, unter den Unbilden des Klimas, wie schon daraus hervorgeht, daß die American Colonisation Society in 176 Fahrten 15 602 amerikanische Neger und 5 722 anderwärts befreite Sklaven, insgesamt also 21 314 Individuen, nach Liberia verpflanzt hat, von denen aber trotz reichlichen Kindersegens der Familien zur Zeit nur noch 12 bis 15 000 übrig sind. Die Liberianer sagen selbst, daß sie hierzulande nicht alt werden; eine andre Statistik hierüber steht mir nicht zu Gebote, als daß die fünf ersten Präsidenten der Republik 67, 49, 65, 62 und 57 Jahre alt geworden sind.

Was den Einfluß der Jahreszeiten anbelangt, so betrachten namentlich die Eingebornen die heiße, mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich bringende Trockenzeit (Ende Oktober bis Ende April und auch als sogenannte kleine Trockenzeit im August) als die gesundere, während den Weißen die kühlere Regenzeit (Ende April bis Ende Oktober, mit einer Unterbrechung im August) als die behaglichere erscheint. Uebrigens darf man nicht glauben, daß es etwa während der nassen Zeit beständig regne. Während meines Aufenthaltes regnete es in 24 Stunden wohl zwei- bis dreimal, aber niemals länger als eine halbe bis eine Stunde. Die heftigsten Regengüsse hatten wir nachts.

Unter den hier lebenden Weißen gelten betreffs des Fiebers eine Anzahl Regeln, die ich durchaus nicht als vollkommen erwiesen oder zutreffend ansehen möchte und denen einmal ein wirklich tüchtiger, in tropischen Krankheiten bewanderter Arzt seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Es heißt, daß es von Vorteil sei, wenn der Neuangekommene möglichst bald vom Fieber befallen werde, weil dasselbe alsdann weniger heftig auftrete. Einen Unterschied zwischen Neuangekommenen und Altangesessenen habe ich aber nicht herausfinden können; unter beiden gab es gesund erscheinende Leute und häufiger noch solche, die abgefallen, energielos und gelbgrünlich aussahen. Des weitern behauptet man, daß, wer mit irgend einem organischen Fehler

behaftet aus Europa herüberkomme, hier rettungslos verloren sei. Die Erscheinungen und Merkmale des hiesigen Fiebers, wie sie mir jetzt schon zu Dutzenden Malen von der verschiedensten Seite erzählt worden sind, scheinen mir ganz bedeutend von dem abzuweichen, was man in Europa unter Wechselfieber oder Malaria versteht.

Als Laie möchte ich etwa behaupten, daß das hiesige Fieber eine Art von Mittelding zwischen unsern Erkältungen und richtiger Malaria sei; Gliederschwere, nervöse Aufregung, Schmerzen in den Fingern, Kreuzschmerzen, Kopfschmerz, Trockenheit der Haut, Appetitlosigkeit, große Hinfälligkeit und Erbrechen sind die Merkmale der leichteren Fälle, die etwa ähnlich verlaufen wie bei uns eine schwere Erkältung. Die Hitze- und Kälte-Extreme sollen weit geringer sein als bei richtigem Wechselfieber. Bei schweren Fällen treten Gelbwerden und Delirium hinzu. Fast alle Fälle, die tödlich verlaufen, sind mit Gehirnaffektionen oder typhösen Erscheinungen verknüpft, auch gilt das Gallenfieber als eine besonders bösartige Form. Allgemein wurde mir versichert, daß man durch schweißtreibende Mittel, falls dieselben wirken, wenn auch nicht das Fieber bannen, so doch dessen Gewalt brechen und es für längere Zeit hinhalten könne; als Radikalmittel gilt aber doch bloß Chinin, das manche Leute in solch großen Mengen nehmen, daß sie dadurch auf kürzere Zeit den Gebrauch ihrer Ohren oder Augen verlieren. Die Kaufleute behaupten, daß, wer Fußmärsche mache, weniger leicht vom Fieber befallen werde, als wer, namentlich wenn er viel Spirituosen verzehre, zu Hause sitze. Auch heißt es (was mir übrigens auch in Brasilien und Panama betreffs des gelben Fiebers versichert worden ist), daß man am leichtesten dort wo man krank geworden genese, daß Ortsveränderungen zwar sehr gut seien, um dem Fieber vorzubeugen, sich aber bei einmal ausgebrochenem Fieber als schädlich erwiesen.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, im Vorstehenden gewissenhaft zu verzeichnen, was mir von glaubwürdigen Leuten über das Fieber erzählt worden ist. Meine persönliche Ueberzeugung aber geht dahin, daß die Kaufleute, die ja thatsächlich viele Entbehrungen erdulden, unwissentlich stark übertreiben, daß die Sache unmöglich ganz so schlimm sein kann, wie sie geschildert wird. Jedenfalls hat die unkluge Lebensweise mancher Kaufleute viel mit dem Fieber zu schaffen. Habe ich doch in

keinem Teile der Welt europäische Kaufleute mit weniger Komfort leben sehen, als gerade in Westafrika. Auch Niederländisch-Indien war früher als eines der ungesundesten Länder der Welt verschrieen und noch heute hat, wenn auch ungerechterweise, der Name Batavia keinen besonders guten Klang. Der steigende Komfort brachte es aber mit sich, daß man heute Java auch auf längere Zeit besuchen kann, ohne sein Leben und seine Gesundheit einer größeren Gefahr als beim Reisen in Europa auszusetzen. Warum sollte gerade Westafrika von allen übrigen Tropenländern verschieden sein? Auf Java hat man kühle, herrlich dem Klima angepaßte Häuser, kühle Bäder, passende Nahrung, passende Erholung bei richtig verteilter Arbeit und was dergleichen mehr ist. Hier aber finden wir schlechte, heiße Wohnungen, schlechte und sehr häufig ungenügende Nahrung, Unmäßigkeit in der Arbeit (namentlich bei Ankunft eines Dampfers) und vielleicht auch bisweilen Unmäßigkeit im Trinken.

Der Hauptgrund, weshalb das Klima von Liberia ebenso wie dasjenige der ganzen Westküste ziemlich verrufen ist, besteht aber wohl darin, daß, wenn man nach allen Regeln der Wissenschaft Fieberplätze hätte aussuchen wollen, man ganz gewiß keine besseren als die von den Weißen zur Anlage ihrer Faktoreien gewählten sumpfigen Flußmündungen hätte finden können. In dem Grade wie mehr Weiße hinauskommen, wie auch das Reisen ins Innere erleichtert wird, werden und müssen sich diese Verhältnisse bessern. Allenthalben von der Küste Liberias aus sah ich im Hintergrunde hübsch geformte bläuliche Berge, die durchschnittlich kaum sehr viel weiter als 50—60 km von der Küste entfernt sein können. Unter allen in Liberia wohnenden Kaufleuten gibt es aber kaum ein halbes Dutzend (wenn überhaupt so viele), die sich rühmen können, diese Berge, welche den Anstieg zum innerafrikanischen Hochlande darstellen, jemals erreicht zu haben. Zum Teil rührt dies daher, daß der Machtbereich der Liberianer sich ja auch nicht sehr weit ins Innere hinein erstreckt, zum Teil auch daher, daß die Kaufleute im Innern keinen Handel treiben dürfen und zu Vergnügungsreisen, die ihnen vollkommen erlaubt sind, wohl weniger Lust haben. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Innere als unendlich viel gesunder angesehen werden darf wie der Küstensaum, der zwar auch vielfach felsig ist, aber allerwärts dort, wo die zahlreichen Flüsse münden, bis auf 10—15 km landeinwärts ein

sumpfiges Mangrovedickicht darstellt. Ist Westafrika bloß ein wenig mehr erschlossen, so wird man dort allerwärts auf dem Anstieg der Berge Gesundheitsstationen errichten, ebenso wie Buitenzorg für Batavia und Petropolis für Rio de Janeiro als Gesundheitsstation gilt.

An andrer Stelle habe ich bereits erwähnt, daß vorwiegend drei europäische Firmen Faktoreien in Liberia besitzen, es sind das C. Woermann, oder, wie die Firma hier heißt, A. Woermann mit 12 Faktoreien, die Rotterdamer Firma Hendrik Müller und Co. mit 7 Faktoreien und die erst seit 1½ Jahren an dieser Küste thätige, aber sich schnell ausdehnende Antwerpener Aktiengesellschaft Société Belge Libérienne mit 5 Faktoreien. Die vier hauptsächlichsten von je einem Agenten geleiteten Faktoreien der Deutschen befinden sich in den Hauptorten der vier Grafschaften, also für die Grafschaft Montserrado in Monrovia, für die Grafschaft Grand Bassa in Upper Buchanan, einem Orte, der selbst auch zuweilen Grand Bassa genannt wird, für die Grafschaft Sinoe oder Sinou (ausgesprochen Seinu) in Greenville und für die Grafschaft Maryland in Harper beim Kap Palmas. Von diesen Hauptfaktoreien hängen dann andre kleinere, teils von deutschen, teils von schwarzen Beamten verwaltete Faktoreien ab, so beispielsweise von Monrovia die Nebenfaktoreien Marshall am Junk-Fluß, Brewersville am St. Pauls-Fluß (ist eigentlich dem Handel nicht geöffnet; die Regierung drückt aber ein Auge zu, weil der betreffende Kaufmann ein Farbiger ist) und Robertsport bei Kap Mount. Von Upper Buchanan sind abhängig Lower Buchanan oder Fishtown und Edina, von Greenville das erst seit Januar 1883 dem auswärtigen Handel geöffnete Niffu und von Harper die Nebenfaktoreien am Kavalla River und zu Tabou, wo die Herrschaft der Liberianer schon nicht mehr anerkannt wird. Demnächst dürfte auch eine deutsche Faktorei am St. Pedro-Fluß eingerichtet werden, wo die Niederländer bereits Fuß gefaßt haben. Engländer und Amerikaner besitzen keine Faktoreien in Liberia, obwohl sie mit diesem Lande in Schiffsverbindung stehen, England durch seine allwöchentlich zum wenigsten Grand Bassa und nach Bedarf auch die übrigen Plätze anlaufenden westafrikanischen Dampfer, Amerika durch zwei Segelschiffe der New Yorker Firma Yates und Porterfield. Liberias Handelsverkehr mit England ist bedeutender als derjenige mit den Vereinigten Staaten (der

letztere betrug 1883 bloß 46 988 Doll.), die überhaupt im westlichen Zentralafrika nur wenig Handel und Einfluß besitzen.

Die Haupthandelsplätze für Liberia sind in erster Linie Hamburg, in zweiter Linie Liverpool und in dritter (aber auch erst seit auf der Rückfahrt die Woermannschen Dampfer dort anlegen) Havre. Von Hamburg aus betreiben hauptsächlich drei Firmen den Handel mit Liberia, nämlich außer C. Woermann noch Jantzen und Thormählen, sowie Wölber und Brohm, welche sämtlich große Faktoreien besitzen. Außer diesen sind die bedeutendsten Kaufmannshäuser Liberias: In Monrovia: R. A. Sherman, J. C. Dickinson (war früher Kommis in Hamburg), H. Cooper und Sons, G. Moore und Son (diese vier lauter schwarze Liberianer), sowie ein holländischer Ladenbesitzer, dessen Namen ich vergessen habe; in Grand Bassa: Simon Attia (größtes, wenn auch etwas unsolides Geschäft der Grafschaft, geleitet von einem Marokkaner, der liberianisches Bürgerrecht erworben); in Harper bei Kap Palmas: C. H. Harmon (schwarzer Liberianer) und A. M. Miller (amerikanischer Vertreter des Hauses R. Lewis und Co. in Portland).

Der Handelsumsatz Liberias wird von den Kaufleuten und vielleicht etwas zu hoch auf 3 Millionen Mark Einfuhr und 4 Millionen Mark Ausfuhr geschätzt. Einen Anhalt für die Einfuhr mag auch die Angabe bieten, daß 1883 von Waren im Betrage von 330 868 Doll. Wertzölle und von Waren im Betrage von 101 281 Doll. spezifizierte Zölle erhoben wurden.

Der Schiffahrtsverkehr stellte sich 1883 wie folgt: Es liefen ein 56 englische Schiffe von 99 670 Tonnen, 16 deutsche Schiffe von 20 474 Tonnen, 20 holländische Schiffe von 4494 Tonnen, 10 amerikanische Schiffe von 3751 Tonnen und 61 liberianische Schiffe von 939 Tonnen. Es liefen aus 55 englische Schiffe mit 98 116 Tonnen, 18 deutsche Schiffe mit 24 093 Tonnen, 13 amerikanische Schiffe mit 4412 Tonnen, 15 holländische Schiffe mit 3414 Tonnen und 61 liberianische Schiffe mit 1074 Tonnen.

Drittes Kapitel.

Wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde.

(Gutes Verhältnis zwischen Kaufleuten und Eingebornen. — Störung durch den Aufwiegler Lawson. — Die Korvette Sophie. — Neue Unruhen veranlaßt durch Firminger. — Das Erscheinen der Möwe. — Generalkonsul Dr. Nachtigal. — Der Schutzvertrag. — Das Hissen der deutschen Flagge.)

Der erste Anstoß zu jenen Ereignissen, welche uns die Sklavenküste so sehr viel näher gerückt haben, ist von Klein- und Groß-Povo ausgegangen. Obwohl die Kaufleute ihrem Geschäftsinteresse entsprechend jederzeit bemüht sind, ein gutes Einvernehmen mit den Häuptlingen aufrecht zu erhalten, so wurden dennoch die Bedrückungen durch erhöhte Zölle, durch neue den Handel hemmende Zollschranken und zeitweilige Lahmlegung wegen einer mißliebig gewordenen Firma schließlich so drückend, daß, während die Franzosen ruhig zusahen, im Februar 1883 die deutschen Kaufleute und ihre schwarzen Arbeiter den Eingebornen mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Glücklicherweise kam es nicht zu Blutvergießen, die Deutschen von Klein- und Groß-Povo sahen sich aber dennoch veranlaßt, im März eine um Schutz bittende Eingabe an das Auswärtige Amt zu richten, der einige Monate später eine zweite, die Verhältnisse noch näher darlegende Eingabe folgte. Inzwischen aber

hatte auch ſchon ein Intrigenſpiel begonnen, welches darauf abzielte, den von den Deutſchen mühſam errungenen Anteil am Handel den Engländern in die Hände zu ſpielen.

Von der engliſchen Kolonie Lagos kam nämlich ein in Europa erzogener und höchſt intelligenter Schwarzer, ein Vetter des ſogenannten Königs Lawſon, herüber, um die Macht der übrigen Häuptlinge, mit denen die Deutſchen Verträge abgeſchloſſen hatten, zu untergraben und den unter engliſchem Einfluß ſtehenden Lawſon, der ſich als Bedienter auf einem Schiffe ein klein wenig europäiſchen Schliff angeeignet hatte, emporzubringen. Bezeichnend iſt es, daß dieſer höchſt geriebene Schwarze während der langen Dauer ſeines hieſigen Aufenthalts fortwährend ſein ſich auf 300 L. belaufendes Gehalt als Regierungs-Ingenieur weiterbezog. Etwa um dieſelbe Zeit, als Lawſon anfing, den übrigen Häuptlingen nicht nur die Zollgebühren, ſondern auch die ihnen als Grundbeſitzern zukommende, von den europäiſchen Kaufleuten gezahlte Bodenpacht ſtreitig zu machen, um dieſelbe Zeit, als er die Kaufleute zwingen wollte, ausſchließlich ſeine Leute als Arbeiter zu verwenden, lag ſechs Wochen lang ein engliſches Kanonenboot bei Klein-Popo vor Anker.

Urplötzlich aber nahmen die Ereigniſſe eine ganz andre Wendung, denn in den erſten Tagen des Februar 1884 — der engliſche Gouverneur der Goldküſtenkolonie befand ſich gerade in Klein-Popo, reiſte aber gleich darauf ab — erſchien auf jene oben erwähnten Eingaben hin die deutſche Korvette Sophie zunächſt in Lome und dann vor Klein-Popo. Nach dreitägiger Verhandlung unterzeichneten alle Häuptlinge außer Lawſon einen Vertrag, worin ſie verſprachen, die Kaufleute fortan nicht mehr über die bisher üblichen Auflagen hinaus bedrücken zu wollen. Die Sophie dampfte nach Groß-Popo ab, kaum aber war ſie außer Sicht, als Lawſon Anſtalten machte, gewaltſam die Verwendung von Bootsleuten, die nicht zu ſeinen Anhängern gehörten, zu hindern. Daraufhin jagte ein Deutſcher, Herr Bertheau, der Sophie zu Pferde nach und bewog den Kapitän, nach Klein-Popo zurückzukehren. Am 3. Februar landete die Sophie Truppen, welche zu Lande und auf der Lagune nach Badji, wo Lawſon wohnt, vordringend den obenerwähnten Ingenieur ſowie die ſpäter nach Deutſchland übergeführten Geiſeln als Unterpfand für ein zukünftiges beſſeres Verhalten Lawſons

gefangen nahmen. Nachdem dies Geschäft erledigt war, wurde abermals Kurs nach Groß-Povo genommen, von wo aus 40 Mann nach Abanage marschierten und den dortigen König unter ihren Augen zur Entfernung der Zollzäune veranlaßten. Kapitän Stubenrauch, der Kommandant der Sophie, hatte sich um die Interessen des deutschen Handels sehr verdient gemacht; einige Monate nach seiner Abreise begannen aber aufs neue wieder drohende Wolken sichtbar zu werden.

Herr Firminger, der englische Distriktskommissar von Quitta, unternahm nämlich, von 30 Haussa-Soldaten begleitet, Mitte Juni längs der Küste des freien Gebietes einen Marsch, auf dem er über Lome und Bagida hinaus bis Porto Seguro gelangt ist. Obwohl Herr Firminger allerwärts recht ungeniert bei den deutschen Kaufleuten zu Gast wohnte, so schwante dennoch diesen nichts Gutes und ihr Argwohn wurde bestätigt, als von den Häuptlingen des Togogebietes, die mit Hilfe einiger schriftkundigen Schwarzen abgefaßte Erklärung einlief, Herr Firminger habe ihnen befohlen, binnen eines gewissen Zeitpunktes die deutschen Kaufleute von der Küste zu vertreiben, widrigenfalls er das Land für England annektieren werde. Die Togo-Leute, die stets auf bestem Fuß mit den Deutschen gestanden hatten, erteilten denselben gleichzeitig den Rat, sie möchten rechtzeitig ihre Faktoreien abbrechen und mit sich hinwegnehmen. Um zu verstehen, in welchem Dilemma die braven Togo-Leute steckten, muß man berücksichtigen, daß die hiesigen Schwarzen zu niemand weniger Vertrauen haben, als zu den Engländern, daß sie, um einer Einverleibung durch England zu entgehen, zu den äußersten Schritten fähig sein würden. Daß auch Deutschland Kriegsschiffe und sogar mehr als eines besitze, wollten die Schwarzen zuerst gar nicht glauben; seit sie es aber selbst zu verschiedenen Malen gesehen haben, beginnt in ihnen die Hoffnung aufzuleben, daß über jenen Deutschen, mit denen sie seit Jahren an der Küste verkehrt haben, wohl eine ebenso vertrauenswürdige Regierung stehe, und daß diese Regierung vielleicht geneigt und im stande sein werde, ihre bisherige Unabhängigkeit zu schützen.

Es läßt sich schwer sagen, welchen Verlauf die Ereignisse genommen haben würden, wenn nicht endlich die längst erwartete „Möwe" erschienen wäre. Nachdem der Reichskommissar Generalkonsul Dr. Nachtigal von der ungeheuerlichen Aufforde-

Das Haus des als Geisel nach Deutschland gebrachten Gomez in Klein-Popo.

rung Firmingers Kenntnis genommen, zögerte er keinen Augenblick, einer dahin zielenden Bitte der Togo-Häuptlinge nachgebend, diesen Küstenstrich, wo Leben und Eigentum der Deutschen mutwillig gefährdet werden sollten, unter den Schutz des deutschen Reiches zu stellen. Die Möwe war zuerst, um die beiden Geiseln (den Ingenieur Lawson hatte man schon bei der Rückfahrt der Sophie von Accra aus als englischen Unterthan reklamiert) an Land zu setzen, bei Klein-Povo vor Anker gegangen, mußte aber, da der sogenannte König Lawson die geforderten Bürgschaften nicht geben wollte, unverrichteter Sache wieder abdampfen. Am 5. Juli wurde nun zu Bagida von den Togo-Häuptlingen der Schutzvertrag unterzeichnet und am gleichen Tage ebendaselbst die deutsche Flagge gehißt. Der Vertrag ist deutscherseits unterzeichnet von Dr. Nachtigal, Dr. Buchner, Leutnant Mand, Herrn Randad und Herrn Leuze. Seitens der Eingebornen unterzeichneten Plakku, Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa, Adey, Häuptling von Be, Gasée, Häuptling von Bagida, sowie die Häuptlinge Kudaji, Hadsi, Oklu und Nuku. Am 6. Juli wehte die deutsche Flagge auch über Lome, ein paar den Engländern freundlich gesinnte Leute aus dem englisch gewordenen Orte Adaffia waren mit einer Gegendemonstration zu spät gekommen.

Abermals vor Klein-Povo vorüberfahrend, landete die Möve nunmehr die Geiseln, nachdem Lawson brieflich die geforderten Bürgschaften gegeben hatte. Am 11. Juli wurde seitens des einstweilen provisorisch zum Konsul bestellten Herrn Randad auch den Bewohnern der aus fünf Dörfern bestehenden Hauptstadt Togo eine deutsche Flagge gegeben und diese dann sofort unter großem Jubel gehißt. Gemäß dem Vertrage vom 5. Juli gehörte auch Porto Seguro zum deutschen Schutzgebiet; als sich aber Konsul Randad am 12. Juli dorthin begab, weigerte sich der sogenannte König Mensa, den Vertrag anzuerkennen, behauptend, über Porto Seguro, welches demnach eine kleine Enklave des Togogebiets gewesen sein würde, die volle Souveränität zu besitzen. Mensa ging ferner in seinem Widerstande so weit, durch Bestechung auch einen der hervorragenderen Leute von Togo, namens Aiwoodza, auf seine Seite zu bringen, was allerdings nicht hinderte, daß am 16. Juli auch bei Bgun Koffi, westlich von Porto Seguro, die deutsche Flotte hochgezogen wurde. Am 25. Juli folgte das Aufpflanzen der Grenzpfähle bei Azabo und Aguewe.

Ein drohendes Zerwürfnis mit den englischen Grenzbehörden war inzwischen glücklich vermieden worden. Als nämlich Leute von Be den Schwarzen Olympio, einen Agenten der englischen Firma F. u. A. Swanzy, bedroht hatten, kamen von Danoe her 40 Haussas anmarschiert, ließen sich aber auf vernünftige Vorstellungen hin von einer Ueberschreitung der Grenze abhalten. Weniger einsichtsvoll als jener schwarze Offizier der Haussas gebärdete sich der mehrfach erwähnte englische Beamte von Quitta. Am 3. August ließ er unter eigner Aufsicht den Grenzpfahl bei Azabo zertrümmern und am gleichen Tage wurde auf der Ostgrenze des Schutzgebietes von Leuten aus dem zu Klein-Povo gehörende Dorfe Agoda der Grenzpfahl bei Bgun Koffi hinweggenommen. Es muß diesen Leuten aber wohl nicht ganz sicher dabei zu Mute gewesen sein, denn sie haben den Grenzpfahl später wieder an Ort und Stelle eingepflanzt. Am 7. August erschien ganz höflich, um den übrigens selbstverständlichen Schutz für die englische Faktorei ersuchend, ein englisches Kanonenboot vor Lome. Dasselbe Kriegsschiff lag am 8. August vor Porto-Seguro, wo es, zu welchem Zwecke ist unbekannt, einen Briefwechsel mit Mensa geführt hat.

Neue Palavers gab es, als die Be-Leute einen Mann aus Quitta gefangen genommen hatten und die Kaufleute, besorgt vor englischer Einmischung, sie überreden mußten, den Gefangenen schleunigst wieder freizugeben. Gleichzeitig berichteten die Togo-Leute, daß Mensa ihnen Drohungen zusende, und erbrachten der Beweis, daß König Mlapa von Togo dem Mensa das Gebiet, auf dem das heutige Porto-Seguro steht, bloß als Privateigentum, aber ohne jedes Souveränitätsrecht geschenkt habe. Als am 5. September die Leipzig bei Klein-Povo vor Anker ging, wurde über die Verhältnisse in Porto-Seguro Bericht erstattet und daselbst unter den Klängen der Musikkapelle des Schiffes noch am gleichen Tage das schwarzweißrote Banner entfaltet. Mensa selbst hatte dem Kommandanten der Leipzig zugestehen müssen, daß das Land zu Togo gehöre und bloß sein Privateigentum sei. Am 6. September ankerte die Leipzig bei Lome und dampfte dann nach Deutschland weiter.

Am 12. und 13. September lag ein französisches Kriegsschiff vor Porto Seguro und Mensa begab sich mehrfach an Bord: er grollt den Deutschen noch immer, weil er, der stets abwechselnd mit Engländern und Franzosen geliebäugelt hat,

das Land an den Meistbietenden zu verkaufen gedachte. Trotz der von Mensa dem Kommandanten der Leipzig gegenüber abgegebenen Erklärung ließen er sowohl wie Herr Cantaloup, der französische Konsularagent in Klein-Povo, dem deutschen Konsul Proteste gegen das Hissen der deutschen Flagge zugehen. Neuerdings soll aber Herr Cantaloup von Paris aus die Weisung erhalten haben, keinerlei weitere Schritte zu thun, weil die beiderseitigen Regierungen sich freundschaftlich über die Sache benehmen würden. Noch wäre, um die Ereignisse bis zum heutigen Tage abzuschließen, zu erwähnen, daß zwischen Deutschen und Eingebornen mehrfach lange Palavers (so beispielsweise am 19. Oktober) stattgefunden haben, weil die Eingebornen besorgt sind, Deutschland werde ihre Grenze denn doch nicht gegen die Uebergriffe der Haussas schützen können. Am 4. ds. ging 20 Stunden lang das englische Kanonenboot Frolic hier vor Anker, tauschte Signale mit Lawson aus und fuhr dann, ohne mit dem Lande zu verkehren, weiter.

Die politischen Zustände an der Sklavenküste liegen derart, daß zwischen der englischen Goldküstenkolonie und Weida, dem einzigen Hafen des Despotenreiches Dahome, vier kleine Königreiche existieren, nämlich Togo, Klein-Povo, Ague und Groß-Povo. Man möge aber ja nicht glauben, daß in diesen vier kleinen Reichen je ein König absolut herrsche. Die Bewohner eines jeden dieser kleinen Staaten sind sich ihrer Zusammengehörigkeit wohl bewußt, aber von einer Zentralgewalt kann wenigstens in unserm Sinne nicht die Rede sein. In Togo ist wohl seit König Mlapas Tode der Stabträger Plakku der angesehenste Mann. Aber in Klein-Povo wohnt der kürzlich gekrönte rechtmäßige König in Gredji und der Möchtegern-Usurpator Lawson in Badji, ohne daß beide sich ernstlich befehdeten. Dazu kommen in Klein-Povo noch zwei sogenannte Cabusiers, während auch alle übrigen Orte ihre den Königen gegenüber ziemlich selbständigen Häuptlinge haben. Es geht hier eben in territorialer Beziehung ebenso bunt zu, wie seiner Zeit bei uns im tiefsten Mittelalter.

Begrenzt wird das deutsche Schutzgebiet im Osten von Klein-Povo, im Südwesten von der englischen Goldküstenkolonie und im Nordwesten von den noch freien Gebieten des Anglo-Stammes. Die Nordgrenze des Togogebietes, das sich jedenfalls eine ansehnliche Strecke weit landeinwärts ausdehnt, hat

bisher noch nicht festgestellt werden können. Blicken wir von Groß-Popo aus weiter westlich, so finden wir bei Weida eine gänzlich machtlose und verkommene portugiesische Besatzung (Sträflinge), die ein Spielball in den Händen des mächtigen Herrschers von Dahome ist. Des weitern finden wir in Porto-novo die Franzosen (die sich erst kürzlich dort festgesetzt haben, nachdem das Land schon länger unter ihrem Protektorat gestanden hat) und bei Badagry und Lagos wiederum die Engländer.

Viertes Kapitel.

Das Togo-Land: der Handelsort Lome, das Hauſſa-Lager bei Aboſa. Die Fetiſchſtadt Be.

(Art des Reiſens in Weſtafrika. — Im Tornado. — Das engliſche Danoe. — Nicht Schmuggel, ſondern rechtmäßiges Geſchäft. — Das Grenzdorf New Sierra Leone. — Togo-Land. — Der Handelsort Lome. — Alles im Entſtehen. — Jahresumſatz von 720000 bis 960000 Reichsmark. — Deutſche Waren. — Vier deutſche Grenzpfähle. — Einheimiſche Pferde. — Unangenehmes Buſchdickicht längs der Küſte. — Ein engliſcher Militärpoſten auf deutſchem Schutzgebiete. — Das Hauſſa-Lager bei Aboſa. — Verirrt. — Die heilige Fetiſchſtadt Be. — Der Kriegsgott und ſeine ſonderbaren Verbote. — Ein Hoſen-Palaver. — Dürftige Bekleidung des weiblichen Geſchlechts. — Marken und Haartrachten. — Menſchenraub an Stelle der Pfändung. — Die Fetiſchprieſter.)

Um dem geneigten Leſer ein Bild von Land und Leuten im neuen deutſchen Schutzgebiete zu geben, möchte ich ihn einladen, mich auf den vielen quer durch das Land unternommenen Streifzügen zu begleiten.

In das deutſche Gebiet gelangte ich von Quitta (an der engliſchen Goldküſte) aus, woſelbſt ich in dem dortigen großen, nur von den drei Herren Brandt, Silckenſtädt und Walbrecht bewohnten Faktorei-Gebäude der Bremer Firma Friedrich M. Victor Söhne ein gaſtliches Heim gefunden hatte und von Herrn Brandt eingeladen worden war, ihn in der Hängematte auf ſeiner Reiſe nach dem engliſchen Danoe und dem deutſchen Lome, woſelbſt das vorgenannte Haus Faktoreien beſitzt, zu begleiten.

Was für andre Länder Pferd, Maultier, Eſel oder Kamel, das iſt für Mittelafrika der ſchwarze Menſch: das hauptſäch-

lichste wenn nicht das einzige Lasttier. Die Bedenken, die in jedem Neuankommenden betreffs Benutzung dieses Transportmittels aufsteigen, pflegen sehr schnell zu verschwinden, wenn er sieht, wie jeder, auch der jüngste europäische Kaufmann sich desselben bedient, oder wenn er gar erst Bekanntschaft mit den Tücken des Klimas gemacht hat. Der Kaufmann, der den Weg von Quitta bis Lome zu Fuß zurücklegen wollte, würde daraufhin für wenigstens 24 Stunden der Ruhe bedürfen, und wenn er den Versuch häufiger wiederholte, sehr bald dem Klima zum Opfer fallen. Da allerwärts an dieser Küste mehrere Faktoreien jeder Firma unter je einem Agenten oder Hauptagenten stehen, der sie von Zeit zu Zeit besichtigen muß, da auch zwischen den einzelnen Agenten wieder ein häufiger Austausch erwünscht ist, so wird thatsächlich sehr viel längs der Küste gereist, entweder mit den die Küstenplätze anlaufenden Dampfern oder aber, namentlich wenn starke Brandung den Verkehr mit diesen Dampfern erschwert, zu Lande und in der Hängematte.

Diese Hängematten gleichen in der Form den auch in Deutschland vorhandenen, sind aber wohl etwas bunter mit Quasten und Troddeln aufgeputzt und hängen an einer kräftigen Stange, die an ihren Enden mit zwei Querbalken verbunden ist. Diese Querbalken nehmen vier Neger, zwei vorn und zwei hinten, auf ihre Köpfe, die sie durch ein turbanartig zusammengerolltes Tuch vor allzu unsanfter Berührung zu schützen suchen. Ueber der die Hängematte tragenden Stange pflegt, wenn man am Tage reist, ein kleines Linnendach angebracht zu werden, das allerdings gegen die Sonne schützt, aber auch die Aussicht sehr stark beeinträchtigt. Ist man zur Abreise fertig, so wird eine Reisedecke in der Hängematte ausgebreitet und meistens auch ein irgend einem Bette entnommenes Kopfkissen hinzugefügt. Die Neger, welche die Querstangen bereits auf ihre Köpfe gelegt haben, bücken sich, und während mit den Umstehenden Abschiedsgrüße und Abschiedswünsche ausgetauscht werden, sucht man sich geschickt in den nicht sehr breiten Raum zwischen Hängematte einerseits, der Tragstange und dem Sonnensegel anderseits hineinzuquetschen. Ist man damit glücklich zustandegekommen, so nimmt man, während die Neger sich aufrichten, den in liegender Stellung unbequemen Helm ab, klemmt ihn zwischen seine Kniee und bedeckt sein Haupt mit einem jener kleinen schirmlosen, aus Bast gefertigten Negerkäppchen, wie sie hier auch von

den Weißen allenthalben in den Faktoreien getragen werden. Die Zeit vertreibt man sich in der Hängematte mit Ausschauen, Schlafen, Rauchen oder auch wohl mit Lesen, denn an eine Unterhaltung zwischen mehreren auf diese Art Reisenden ist wegen der großen Entfernung zwischen den einzelnen Hängematten kaum zu denken.

Die Leistungsfähigkeit der Hängemattenträger hängt nicht bloß von ihrer Körperkraft, sondern auch von der Uebung ab.

Maisstampfende Weiber mit Kindern.

Tüchtige Leute legen, namentlich wenn noch, wie das häufig geschieht, zwei Neger zur gelegentlichen Ablösung mitgegeben werden, nicht bloß $4^1/_2$ km und darüber in der Stunde zurück, sondern halten in dieser Gangart auch ohne Unterbrechung bis zu 4 Stunden aus, worauf sie nach kurzer Rast zu weiteren 4 Stunden herangezogen werden können. Anderseits macht man

mit schlechten Trägern kaum 3½ bis 4 km und hört auch schon nach 1 bis 2 Stunden die bittersten Klagen. Jedenfalls gilt das Hängemattentragen auch unter den Schwarzen als eine etwas anstrengende Arbeit, und wenn irgend möglich, reisen die Europäer auch der eignen Bequemlichkeit wegen entweder in den kühlen Abend- und Morgenstunden oder gar in der Nacht.

Unsre Hängemattenträger — der eine Trupp bestand aus Kru-Negern, der andre aus Eingebornen von Quitta — gehörten zu den besseren, und während die Gepäckträger, welche unsre je 60 bis 70 Pfund schweren Koffer auf ihren Köpfen balancierten, kaum nachzufolgen vermochten, setzten sie trotz des knietiefen Sandes mehrfach zu einem lustigen Trab an. Das Gehen in diesem Küstensande ist für den Europäer so äußerst beschwerlich, daß ihn einige Hundert Schritte mehr ermüden, als auf dem festeren Boden landeinwärts ein längerer Marsch. Den nackten Füßen der Schwarzen scheint aber dieser Sand weniger zuzusetzen, obwohl auch sie mit Vorliebe den festeren, weil noch von den Wellen benetzten Streifen ganz dicht am Meere wählen.

Daß diese Art des Reisens nicht gerade billig ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die englischen Offiziere der Goldküstenkolonie erhalten denn auch für ihre „Hammocks“ eine fortlaufende Zulage von 2,50 Mk. täglich — eine Zulage, die bloß dann ausreicht, wenn sie nicht allzu häufig Hängematten-Reisen unternehmen. Für die Kaufleute kommt die Kostspieligkeit schon weniger in Betracht, da sie als Träger ihre, wenn kein Dampfer vor Anker liegt, bloß sehr mäßig beschäftigten Kru-Arbeiter verwenden.

Nirgendwo an der ganzen Sklavenküste sieht man vom Strande aus Gebirge. Einige Abwechslung erhält aber die Szenerie durch zahlreiche, von ganzen Wäldern hochstämmiger Kokospalmen umstandene Dörfer. In einem solchen Dorfe namens Elmina Chica machten wir die erste Rast, ließen uns zum „Chief“ (dem Dorfältesten oder Häuptling) führen und von den Kru-Jungen die Kisten mit Bier und Lebensmittel in dessen Gehöft schaffen. Es wurden Stühle hinausgebracht, in eine Art von Toga gehüllt nahm neben uns der Häuptling Platz, und während uns Dutzende von nackten Kindern neugierig anstaunten, stärkten Herren und Träger sich zur weiteren Reise.

Hinter Elmina Chica verändert sich das Aussehen des Landes, vor allem fehlen, weil die weiterhin folgenden Orte jünger sind, jene künstlich herangezogenen Haine von Kokospalmen, es

fehlen aber auch die Kühe und Schweine, die unter jenen Kokospalmen umherlaufen und der dort selteneren Moskitos wegen nachts auf dem Sande des Strandes liegen; niedrige, inselartige, ab und zu mit Kakteen abwechselnde Buschkomplexe umsäumen jetzt allenthalben hinter dem etwa 50 Schritte breiten vegetationslosen Küstenstreifen den flachen, eintönigen Strand.

Wir waren mit der Absicht aufgebrochen, noch am gleichen Abende nach sechs- bis siebenstündiger Reise Lome zu erreichen; noch aber erhellte nach Sonnenuntergang die sehr kurze Dämmerung die Landschaft, als von Nordost her eine mächtige Wolkenwand sich am Horizonte auszubreiten begann. Gleichzeitig begannen hier und dort leise Lüftchen Staub aufzuwirbeln, während eine gewisse Ruhe und Schwüle in der ganzen Natur auf einen Sturm oder ein Gewitter hätten schließen lassen können. Herr Brandt trieb die Träger zur Eile an, und die meinigen als die gewandteren gewannen ab und zu trabend einen bedeutenden Vorsprung. Schon aber war es stockfinsterdunkel geworden, schwere, eiskalte Regentropfen sausten binnen wenigen Augenblicken, meinen leichten indischen Leinenanzug durchnässend, hernieder und die Gewalt des nunmehr mit voller Kraft tobenden Tornados schien jeden Augenblick Hängematte und Träger zu Boden schleudern zu wollen. Des Landes unkundig, vertraute ich meinem guten Glücke und den Trägern, mit denen bei dem Heulen des Sturmes eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Mit großer Befriedigung nahm ich daher wahr, daß sie nach einiger Zeit seitwärts ablenkten und mich zum Verlassen der Hängematte aufforderten. Wir befanden uns in einem Dorfe, aber die Dunkelheit war so groß, daß ich mich bloß tastend zwischen Hütten und flachlichten Kaktusdickichten durchzuwinden vermochte. Meine Träger bedeuteten mir, unter das niedrige Dach einer mit Menschen vollgepfropften Hütte zu kriechen, und machten auch, während mir vor Frost und Nässe die Zähne klapperten, einen Schemel für mich zurecht.

Auf meine Frage nach Herrn Brandt hieß es in richtigem Neger-Englisch „he live for come“ (er wird gleich kommen); als aber eine Viertelstunde nach der andern verging, ohne daß sich etwas von meinem Begleiter gezeigt hätte, als auch ein Schwarzer, den ich hinausgeschickt hatte, die Nachricht zurückgebracht hatte „I find him but no look him“ (ich habe ihn

geſucht, aber nicht gefunden), da gab ich den Befehl „to catch Danoe“, d. h. nach Danoe, dem nächſten größeren Dorfe, weiterzureiſen. Die Schwarzen meinten zwar „no fit Masser, better chop here“ (es geht nicht, Herr, laß uns hier eſſen). Da es mir aber gewiß ſchien, daß ich ſelbſt, wenn wir blieben, das Fieber davontragen würde, während die Schwarzen von Sturm und Regen zwar leiden, aber nicht krank werden würden, ſo beſtand ich auf der Weiterreiſe. Praſſelnd ſchlug der Regen auf die nackte Haut meiner Träger, feine, kugelartige Blitze rollten unabläſſig am Firmament umher und — ſeltſamer Gegenſatz zu der allgemeinen Näſſe — leuchteten von ſeitwärts und geradeaus zwei mächtige Feuerſcheine herüber, als wir den bloß halbſtündigen Weg nach Danoe dahinwankten.

Mit welcher Freude ich in der dortigen, von einem Schwarzen verwalteten Victorſchen Zweigfaktorei Herrn Brand begrüßte, brauche ich kaum zu erwähnen. Wir ſorgten für Eſſen und Trinken der Schwarzen, kleideten uns, nachdem wir uns mit Kognak abgerieben (nach Durchnäſſung ein gutes Mittel gegen Fieber), in die von dem ſchwarzen Faktoreiverwalter bereitwillig zur Verfügung geſtellten Singlets und Byjamas (Unterjacke und eine Art leichter und weiter Hoſe, die man hierzulande ebenſo wie in Indien namentlich nachts trägt) und verbrachten anſtatt im Bette eine Nacht in den über dem Ladentiſche der Faktorei aufgezogenen Hängematten.

Das im übrigen recht unbedeutende Danoe iſt inſofern intereſſant, als es einen hübſchen Beweis dafür liefert, wie an dieſer Küſte Handelsplätze entſtehen und vergehen. Als die Engländer über den Volta-Fluß, die langjährige Oſtgrenze der Goldküſtenanſiedelungen, hinaus vorgingen und, um den Handel im Innern zu beherrſchen, den ſchmalen Landſtreifen zwiſchen der See und der Lagune von Quitta beſetzten, da wurde in dieſer Gegend Quitta ihr hauptſächlichſter Handelsplatz. Die Bewohner dieſer Gegend, Anglo-Neger vom Ewe-Stamme, hatten zwar der damals noch gar nicht beſonders hohen Zölle wegen einen erbitterten Kampf geführt, waren aber, wie das gar nicht anders vorausgeſehen werden konnte, unterlegen. Als nun aber mit dem koſtſpieligen Aſchantikriege die Zölle auf ihre heutige Höhe gebracht wurden, da gründeten viele Firmen von Quitta außerhalb des engliſchen Gebietes im „freien“ Lande Zweigfaktoreien. Danoe war der geeignetſte Ort und in Danoe

wurden mehrere Jahre lang weit umfangreichere Geschäfte abgewickelt als in Quitta.

In der englischen Kolonie zahlt man für das Pfund Tabak oder Pulver 6 P. Zoll oder mehr als 100 Prozent vom Werte, für die Gallone Wein oder Bier zahlt man ebenfalls 6 P., für Rum und andre Spirituosen dagegen 2 Sh. 6 P. (150 bis 200 Prozent vom Werte) und für alle übrigen Waren, namentlich auch Baumwollenwaren 4 Prozent vom Werte. So lange der Neger seine beliebtesten Waren in Danoe um die Hälfte billiger als in Quitta erhalten konnte, vermied er letzteren Ort und vereitelte dadurch die schöne Idee der Engländer, vermittelst eines bloß wenige Hundert Schritte längs der Küste sich hinziehenden Landstreifens den ganzen Handel mit dem Innern zu beherrschen. Da der Handel östlich vom Volta fast ausschließlich in nichtenglischen (namentlich deutschen) Händen ruht, so wurden die Zölle mit größerer Härte als irgendwo sonst im englischen Gebiete eingezogen. Als sie sich aber trotzdem Danoes wegen immer mehr verringerten, wußte England sich 1881 durch Gewalt und klingende Münze (die aber erst vor wenigen Monaten thatsächlich ausbezahlt wurde) des letzteren Platzes zu bemächtigen. Nun begann das alte Spiel aufs neue: die Faktoreien von Danoe waren so gut wie ruiniert, die Kaufleute aber, die in der Voraussicht des Kommenden schon 1880 ihre Faktoreien zu Bagida (im freien Gebiete) vergrößert hatten, begannen seit 1881 auch Faktoreien in Bey Beach oder Lome zu gründen, wo bis dahin nicht einmal eine Hütte gestanden hatte, wo sich aber nun in kürzester Zeit um die Faktoreien herum ein Negerdorf bildete. Auch hierhin würden die Engländer im Laufe dieses Jahres nachgefolgt sein, wenn nicht Deutschland, seinen Schutz verleihend, dazwischengetreten wäre.

Die Engländer, die das große Talent besitzen, die Dinge in dem ihnen günstigsten Lichte erscheinen zu lassen, pflegen namentlich in der Presse das von der freien Sklavenküste aus ins Innere betriebene Geschäft Schmuggel zu nennen. Manche Leute in Europa, die nicht näher mit den hiesigen Verhältnissen vertraut sind, mögen sich durch diesen Namen haben täuschen lassen. In Wahrheit ist das an der freien Sklavenküste betriebene Geschäft so rechtmäßig wie nur irgend eines. Man denke sich, daß Köln ein und dieselbe Ware entweder von dem

belgischen Antwerpen oder dem niederländischen Rotterdam beziehen könne. Wenn nun aber in Antwerpen gar keine und in Rotterdam sehr hohe Zölle auf diese Ware erhoben würden, wenn Köln demnach die betreffende Ware ausschließlich von Antwerpen bezöge, so würde man darum in Rotterdam doch ganz gewiß nicht von Schmuggel reden dürfen. Die Engländer aber reden und handeln, als ob die ganze auch noch nicht von ihnen besetzte Welt ihnen allein gehöre, sie finden es schier unverständlich, wenn auch andre Nationen die von ihnen unter wilden und halbwilden Völkern geleistete Kulturarbeit weiter auszunutzen suchen.

Soviel über Danoe. Als Herr Brandt und ich nach einer durch Mäuse und Ratten ein wenig gestörten Nacht die Reise nach dem 1½ Stunden entfernten Lome fortsetzten, begleitete uns nach wie vor hinter der kahlen, dünenlosen Sandküste das schon am Tage vorher beobachtete, 1—2 Fuß hohe, inselartig verteilte Gestrüpp. Bald aber dämmerten geradeaus vor uns am Strande die Umrisse von Hütten auf, die man, aus der Entfernung gesehen, auch für ein deutsches Bauerndorf hätte halten können. Das war Fishtown oder mit stolzerem Namen New Sierra Leone genannt, ein elendes Fischerdorf von einem halben Dutzend Hütten, deren Insassen, da sie lieber auf deutschem als auf englischem Gebiete wohnen möchten, von den Kaufleuten der Rat erteilt worden ist, ihre Wohnungen abzubrechen und wenige Schritte ostwärts wieder aufzubauen, denn dicht hinter New Sierra Leone bezeichnet ein Flaggenmast die von dem Distriktskommissär von Quitta noch ganz vor kurzem ohne jeden rechtmäßigen Grund bis hierher vorgeschobene englische Grenze, während sich zehn Schritte weiter östlich der 8 Fuß hohe, etwa 10 Zoll dicke und schwarzweißrot angestrichene deutsche Grenzpfahl erhebt, der eine weißangestrichene, nach Osten gerichtete Tafel mit der Aufschrift „Kaiserlich deutsches Protektorat" trägt.

Noch eine Viertelstunde in der Hängematte und wir befanden uns in Lome, über dessen Namen und auch den Namen des Landes ein paar Worte hier nachfolgen mögen. Es wird niemals möglich sein, eine Geschichte der Sklavenküste in den verflossenen Jahrhunderten zu schreiben, denn staatlich beaufsichtigte europäische Niederlassungen hat es dort, abgesehen von der Küste von Dahome, nie gegeben, und die Sklaven-

händler werden über ihr wildes Treiben auch wohl keine Aufzeichnungen hinterlassen haben. So viel aber geht aus alten Handbüchern für Seefahrer hervor, daß die Küste grade wegen des Menschenraubes ziemlich entvölkert und bloß mit ganz kleinen Dörfern sowie den zur Aufnahme der Sklaven bestimmten Magazinen (Barracones oder Barracoons genannt) besetzt war. In dem Grade wie die Furcht vor den Sklavenjägern abnahm, wurden die der Küste näher gelegenen Striche wieder besser besiedelt, und es fanden in diesem Jahrhundert mehr durch allmählichen Zuzug als durch einmalige Wanderung zahlreiche Verschiebungen der Stämme statt, Verschiebungen, die man kennen und verfolgen muß, wenn man die mannigfach recht verwickelten politischen Verhältnisse verstehen will.

In dem jetzt unter deutschem Schutz stehenden Gebiete sind die meisten Ansiedelungen von dem selbst wieder aus dem Innern gekommenen Togo-Stamm gegründet und die anderweitigen Volkselemente allmählich diesem Stamme einverleibt worden. Wenn auch das Togo-Gebiet, in dem seit König Mlapas Tode noch kein Nachfolger gewählt worden ist, kein so fest in sich abgeschlossenes Staatswesen darstellt, wie etwa Dahome oder Aschanti, so erkennen doch alle Teile dieses Gebiets die Zusammengehörigkeit an, und da der Schutzherrlichkeitsvertrag vom 5. Juli 1884 mit dem Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa und den sonstigen Häuptlingen des Togo-Landes abgeschlossen worden ist, so möchte ich den Vorschlag machen, anstatt von Bagida oder Bey Beach (Lome) zu sprechen, das ganze unter deutschem Schutz stehende Gebiet an der Sklavenküste fortan Togo-Land zu nennen. Die Bezeichnung als Togno-Gebiet entstammt, nebenbei bemerkt, einzig und allein einer irrtümlichen Schreibweise.

Was nun im besonderen den Handelsplatz Lome oder Bey Beach anbelangt, so hat derselbe die Bezeichnung Bey Beach (Bey-Strand) von der 3—4 km landeinwärts gelegenen und wohl 2000 bis 2500 Einwohner zählenden Fetischstadt Be erhalten, welche die Engländer Bey schreiben. Der meistens und namentlich von den Deutschen gebrauchte Name Lome dürfte aber richtiger sein, da die ersten schwarzen Ansiedler, die den europäischen Faktoreien nachfolgten, außer einigen Leuten von Danoe, Be, Aflahu u. s. w. aus einem nahegelegenen, jetzt nicht mehr bestehenden Dorfe stammten, das Lome hieß. Hierbei

sei denn auch gleich erwähnt, daß der Name Bagida von gelehrt sein wollenden Engländern auf ihren Seekarten als Bagdad eingetragen worden ist und noch heute in dieser Form dort weiter lebt. Auch findet man die Schreibweise Bageida, Bagidda, Bagita u. s. w. Die richtige Schreibweise, welcher die Aussprache vollkommen entspricht, ist Bagida; der Ton ruht bei Lome auf der ersten, bei Bagida auf der letzten Silbe.

In Lome bestehen zur Zeit sieben Faktoreien, die folgenden Kaufmannsfirmen gehören: Friedr. M. Victor Söhne in Bremen (Agent Emil Buschmann); Wölber und Brohm in Hamburg (Agent Kentzler aus Ratingen); C. Gödelt in Hamburg (als Agent ein von der Faktorei in Quitta her beaufsichtigter Mulatte); F. und A. Swanzy in Liverpool (Agent ist Mulatte); G. B. Williams (Inhaber der Firma ist ein in Quitta wohnender zivilisierter Neger); Tommy Williams (Inhaber, ebenfalls Neger, wohnt in Quitta); Ocansey (Inhaber Neger, wohnt in Adda). Als Handelsplatz ist Lome heutigestags weit bedeutender als Bagida oder Danoe und steht in dieser Hinsicht an der ganzen Küste zwischen dem Volta und Weida (dem Hafenplatze von Dahome) bloß hinter Quitta, Klein-Povo und vielleicht auch Groß-Povo zurück. Da die Kaufleute bis vor kurzem beständig in der Besorgnis lebten, sie würden entweder durch die Engländer selbst oder durch die von gewissenlosen englischen Beamten mit Worten und Geld aufgereizten Eingebornen vertrieben werden, so hat man einstweilen bloß ganz billige einstöckige Faktoreien errichtet, man hat erst eben angefangen, durch Palmenpflanzungen den öden Strand zu verschönern, und die Zahl der stark fluktuierenden schwarzen Bevölkerung wird sich auch wohl kaum auf mehr als einige Hundert belaufen. Welche Bedeutung aber dennoch solchen Plätzen beizumessen ist, möge aus der Thatsache ersichtlich sein, daß sich laut der vor mir aufgelegten Bücher der Kaufleute der monatliche Handelsverkehr Lomes in schlechten Zeiten doch noch auf über 3000 Pfd. Sterl., in guten Monaten auf über 4000 Pfd. Sterl. belaufen hat. Das bedeutet einen Jahresumsatz von 720 000—960 000 Mk., wobei auch zu berücksichtigen ist, daß laut den vor mir aufgelegten Fakturen nahezu alle Einfuhrwaren (mit Ausnahme gewisser Manufakturwaren) aus Deutschland stammen.

In dem unter deutschem Schutze stehenden Togogebiete sind bisher vier Grenzpfähle errichtet worden, und zwar drei an der

Weſtgrenze (einer bei New Sierra Leone, einer öſtlich von Aflahu gegenüber engliſchem Gebiete und einer nordweſtlich von Aguewe gegenüber noch unabhängigem Gebiete des Anglo-Stammes) und einer bei Bgun Koffi an der Oſtgrenze (gegenüber dem Gebiete von Klein-Popo). Die von dem früheren engliſchen Diſtriktskommiſſar in Quitta, Herrn Firminger, verübte Grenzverletzung bezieht ſich auf den zweiten der erwähnten Grenzpfähle, der weſtlich von dem auf engliſchem Gebiete gelegenen Dorfe Aflahu geſtanden hat. Firminger hat nicht bloß den deutſchen Grenzpfahl ausgeriſſen, ſondern auch in einem eine Viertelſtunde über die Grenze hinaus auf deutſchem Gebiete gelegenen Dorfe, das von den Eingebornen abwechſelnd Abofa, Aſoba oder Aſabo genannt wurde, nach Vertreibung der früheren Bewohner dieſes Dorfes einen Hauſſapoſten einquartiert. Firminger iſt ſeitdem abberufen. Der Hauſſapoſten war aber bei meiner Anweſenheit noch nicht wieder zurückgezogen worden und man erwartete ſehnſüchtig die Ankunft eines deutſchen Kriegsſchiffes, damit dieſe das Anſehen der Deutſchen ſchwer ſchädigende Angelegenheit auf die eine oder die andere Art, vielleicht durch Ernennung einer Kommiſſion behufs endgültiger Feſtſtellung der Grenze, geregelt werde.

Um die weſtliche Grenzlinie des deutſchen Gebietes kennen zu lernen, nahm ich dankbar das Anerbieten des abwechſelnd in Klein-Popo und in Lome lebenden Konſuls Randad an, mich zu Pferde ins Hauſſa-Lager zu begleiten. Es gibt in Lome zur Zeit bloß zwei Pferde (in Bagida keins), und dieſen beiden ſcheint das Klima nicht gerade ſchlecht zu bekommen. Dieſe beiden Pferde, kleine aber ausdauernde Ponies, ſind, wenn ich nicht irre, zum Preiſe von 200 oder 300 Mark jedes, über Quitta von dem zehn Tagereiſen weit im Innern gelegenen Marktplatze Sallaga bezogen worden. Sie werden mit Mais und dem in unerſchöpflichen Mengen eine Viertelſtunde weit im Innern wachſenden Graſe gefüttert und das eine von einem Kru-, das andere von einem Hauſſa-Jungen gepflegt. Herr S. Buſchmann, bei dem ich hier in Lome wohne, war ſo freundlich, mir für die Dauer meines Aufenthaltes ſein Pferd zur Verfügung zu ſtellen, und hat mir dadurch ganz weſentlich die ſonſt recht beſchwerlichen Reiſen ins Innere erleichtert. Auf dieſes Innere, wenn man es ſchon ſo nennen darf, war ich recht geſpannt und möchte nun den Leſer bitten, Herrn Randad und mich auf dem erſten Ausfluge zu begleiten.

mit großer Begier fraßen. Eine mehrere hundert Schritte breite Niederung mit solch zusammengebackenem und von Rissen durchzogenem Boden, wie er nach Ueberschwemmungen zurückzubleiben pflegt, scheint der westlichste Ausläufer jener Bodensenkung zu sein, welche dort, wo sie mit Wasser gefüllt ist, nämlich von Bagida ab weiter östlich, den Namen „Lagune" trägt.

Schon in einiger Entfernung von dem $3^1/_2$—4 km von Lome entfernten Haussa-Lager bemerkten wir reges Leben. Einen Posten hatte man nicht ausgestellt, aber als man uns endlich gewahrte, liefen einige uniformierte Leute zu ihren Gewehren und riefen uns Halt zu. Jene sehr kleine Truppenmacht, welche England an der Goldküste unterhält, wird eigentlich erst seit dem Aschantikriege aus den ziemlich weit im Innern wohnenden mohammedanischen Haussastämmen rekrutiert. Früher verwandte England an der Goldküste westindische Regimenter und wollte auch im Aschantikriege die Haussas bloß zum Tragen des Gepäckes benutzen. Als es sich aber zeigte, daß die mohammedanischen Haussas besser fochten, als die westindischen Regimenter, da wurden die letzteren zurückgesandt und es wurde aus den Haussas unter englischen Offizieren eine eigne Truppe herangebildet. In Quitta, wo zur Bewachung des dortigen sehr ursprünglichen Forts ohne einen andern englischen Offizier, als den Distriktskommissar Kapitän Campbell 150 Haussas stehen, hatte ich reichlich Gelegenheit, diese Leute zu beobachten. Auch in Danoe liegt in dem dortigen, bloß dem Namen nach bestehenden Fort ein Posten von 30 Mann, der dem Befehle eines schwarzen Feldwebels unterstellt ist.

Der am weitesten — und allzu weit — vorgeschobene Posten ist Azabo, wo, selbstverständlich ohne englischen Offizier, 20 Mann liegen und sich mit Weib und Kind häuslich eingerichtet haben. Die runden Hütten der früheren Einwohner stehen leer, dicht daneben aber sind zwei Reihen viereckig länglicher Haussahütten entstanden, zwischen denen die einzige Straße des Lagers hindurchführt. In Quitta, wo es dicht beim englischen Fort ein ganzes kürzlich teilweise abgebranntes Haussaviertel gibt, hat man die einzelnen Hütten mit Kaktushecken umzäunt und auch schon eine Art von Moschee oder ein Bethaus errichtet. Hier aber ist noch alles viel ursprünglicher und erinnert trotz der vielen Weiber und Kinder an ein Räuberlager. In Uniformierung, Charakter und Sitten gleichen die Haussas

den türkiſchen Baſchibozuks und ſind, namentlich an der Grenze, wegen ihrer niemals beſtraften Räubereien und Gewaltthätigkeiten eine wahre Landplage geworden. Die Uniformierung, bei der jedwede Fußbekleidung fehlt, beſteht aus dunkelblauer, mit roten Litzen eingefaßter Zuavenjacke, aus dunkelblauer, kurzer Pumphoſe und roter, troddelgeſchmückter Zuavenkappe. Bewaffnet iſt die Truppe mit Snidergewehren und umſchließt auch eine Artillerie-Abteilung, der in Quitta vier kleine Geſchütze zur Verfügung ſtanden. Als Sold erhalten die gewöhnlichen Hauſſa-Soldaten 1 S. (eine Mark) täglich, müſſen ſich aber dafür ſelbſt beköſtigen.

Von Hautfarbe ebenſo dunkel wie die hieſigen Neger, aber durch Abſtammung, Sprache und Religion von ihnen getrennt, bilden die Hauſſas eine der engliſchen Kolonialregierung blindlings zur Verfügung ſtehende Truppe, ſtehen aber mit den Eingebornen auf denkbar ſchlechteſtem Fuße und machen durch ihre von keinem weißen Offiziere oder Beamten beaufſichtigten oder beſtraften Schandthaten auch die engliſche Kolonialregierung als ſolche verhaßt. Schon in Quitta wütet zwiſchen Hauſſas und Eingebornen ein beſtändiger, hier hauptſächlich durch die Vorliebe der Hauſſas für fremde Hühner und Ziegen verurſachter Krieg. Noch ſchlimmer ſtehen die Verhältniſſe an der Grenze, und während die Hauſſas unter dem Vorwande einer Zollreviſion alle ihren Machtbereich paſſierenden Weiber — der Handel wird hier vorwiegend durch Weiber beſorgt — völlig ausrauben, fällt mancher von ihnen, der ſich bei den Razzias in freies Gebiet allzu weit vorwagt, einer aus dem Hinterhalte abgefeuerten Kugel zum Opfer. Nach allem, was ich über ſie gehört, ſind die Hauſſas zwar ſehr unverſchämt, aber nicht gerade Helden, und es macht einen peinlichen Eindruck, an vielen Kleinigkeiten zu ſehen, wie man, beiderſeits gewaltthätig, ſobald die Gelegenheit günſtig iſt, ſich doch auch beiderſeits voreinander fürchtet, die Hauſſas vor den Be-Leuten, die Be-Leute vor den Hauſſas, und hinwiederum die Kru-Neger vor beiden. Seit das Togogebiet unter deutſchen Schutz geſtellt iſt, kommen bisweilen uniformierte Hauſſas ſelbſt bis nach Lome, prahlend, daß ſie dort die Herren ſeien. Ich erwartete daher, als wir durch das Hauſſa-Lager ritten, daß man auch uns mit Zurufen beläſtigen würde, fand aber, daß die Achtung vor der weißen Hautfarbe denn doch auch bei dieſen Leuten noch nicht ganz verſchwunden iſt.

Auf dem Rückwege wollten wir an jener Stelle vorüberreiten, wo früher der zweite Grenzpfahl gestanden hat, aber in unser Gespräch vertieft, achteten wir nicht hinreichend auf die Richtung des Weges und sahen uns plötzlich in einem endlos sich ausdehnenden Dickicht übermannshohen Grases, durch das die Pferde trotz allen Anspornens nicht hindurchzukommen vermochten. Wir mußten absteigen und uns, von den scharfen Kanten des Grases zerkratzt, beinahe Schritt für Schritt Bahn machen. Welche Mühe es gekostet hat, wieder zu offenerem Lande auf einen Weg zu gelangen, will ich nicht beschreiben. Noch aber wußten wir die Richtung nicht, in der Lome lag; wir hatten uns buchstäblich verirrt. Der letzte Schein der kurzen Dämmerung war längst bis zur Unkenntlichkeit verblaßt, weder großer Bär noch Polarstern waren sichtbar und aus den mir fremd gewordenen und auch nur undeutlich hervortretenden Sternbildern vermochte ich die Himmelsrichtung nicht herauszulesen. Die vom Horizonte sich abhebenden Baumgruppen sahen eine genau so aus wie die andre, das Land bot namentlich beim Sternenlichte keinerlei Anzeichen, nach denen man sich hätte richten können. Dazu kam, daß wir einen einmal eingeschlagenen Fußpfad trotz aller Krümmungen wenigstens bis zur nächsten Abzweigung weiter verfolgen mußten, wenn wir nicht wieder in das Grasdickicht hineingeraten wollten. Unsre Hoffnung ging, als wir so ins Ungewisse weiterritten, dahin, entweder ein Dorf oder doch wenigstens Menschen zu treffen, welche uns die Richtung zur Küste hätten angeben können. Aus Furcht vor den weit in freies Gebiet hinein sich erstreckenden Razzias der räuberischen Haussas pflegen die handeltreibenden Eingebornen ihre Märsche zur Küste und von der Küste zurück ins Innere meistens abends oder nachts zu machen. Thatsächlich sahen wir mehrfach ganze Trupps im Gänsemarsche wandelnder Weiber mit den landesüblichen Kalebassen auf dem Kopfe. Sobald wir ihnen aber zuriefen oder im Galopp auf sie zuritten, waren sie verschwunden, sei es, daß sie sich in das Gras duckten, sei es, daß sie schleunigst einen andern Weg eingeschlagen hatten. Sie mochten uns wohl für Haussas gehalten haben.

Nach mehrstündigem ziellosen Reiten begann die Sache immer ungemütlicher zu werden, und wir dachten schon an die Möglichkeit, ohne Lebensmittel und Decken eine Nacht im Freien verbringen zu müssen, als wir lauschend in der Entfernung

Stimmengewirr hörten und vor uns am Horizonte einen leisen Lichtschimmer wahrnahmen. Darauf zureitend gelangten wir nach einer halben Stunde abermals zum Hauffa-Lager, um das wir also wohl in weitem Bogen herumgeritten sein mußten. Wir nahmen nun gegen gute Bezahlung Führer mit und waren erstaunt zu sehen, wie diese sich zu einem kurzen Marsche mit Messern und Knüppeln bewaffneten. Auch nützten diese Führer nicht sonderlich viel, denn schon nach zehn bis fünfzehn Minuten erklärten sie, daß sie nicht weiter mitzugehen wagten, weil sie zwar in der Gesellschaft von Weißen sicher seien, aber doch auf dem Rückwege von Be-Leuten angefallen werden könnten. Sie wiesen uns aber die Richtung, und als wir nach einer ersten Viertelstunde die Seebrise fühlten, nach einer zweiten auch die Brandung hörten, da war kein Zweifel mehr, daß wir auf dem richtigen Wege seien. Wir gelangten ohne weitere Abenteuer nach Hause, nur eines setzte mich in Erstaunen, daß man nämlich hier, wo es Leoparden, Schlangen und ähnliches Ungeziefer in großer Menge gibt, so ohne jede Besorgnis bei Nacht und Nebel durch das dichteste Buschwerk zu reiten wagt. Thatsächlich aber vermeiden diese Tiere den Menschen wohl ebenso gern, wie dieser sie.

Meinen nächsten Ausflug unternahm ich zu einer der größten Städte des Togo-Landes, welche obwohl sie nur vier Kilometer von Lome und in gerader Linie drei Kilometer von der Küste entfernt liegt, dennoch seit Menschengedenken kaum von einem halben Dutzend Weißen besucht worden ist. Es ist dies die heilige Fetisch-Stadt Be, berühmt oder berüchtigt wegen der Schwierigkeiten, die jedem Weißen, welcher diese Stadt betreten will, in den Weg gelegt werden. Be ist nämlich ebenso wie Anglo, die Hauptstadt des jetzt zur englischen Goldküstenkolonie gehörigen Anglogebietes, dem Sternschnuppen- und Kriegsgotte Njikpla geweiht, dem mächtigsten aller Untergötter, den die Neger sich zu Pferde sitzend und in europäischer Kleidung vorstellen. Njikpla muß aber wohl auf sein Reiten und seine Kleidung besonders stolz sein, denn er duldet dergleichen an keinem, der die ihm geweihten Städte besuchen will. Wer sich in europäischer Kleidung nach Be hineinschliche, würde, falls er lebend und ohne Mißhandlungen davonkäme, sich dennoch mit schweren Geldopfern loskaufen müssen. Da nun aber die Neger nach unsren Begriffen so ziemlich nackt gehen und man

von jedem Europäer, der Be besuchen will, verlangt, daß er der Negermode folge, so wird man verstehen, weshalb die meisten vorwiegend an ihr Geschäft denkenden Kaufleute lieber dem Besuch entsagen, als sich den damit verknüpften Umständlichkeiten und Gefahren unterziehen. Als der frühere Gouverneur der Goldküstenkolonie, Sir Samuel Rowe, einmal durch Anglo reiten wollte, warf man ihn in Ermanglung von Steinen, die an dieser Küste gänzlich fehlen, mit Kot. Neuerdings muß aber wohl die englische Herrschaft ihren Einfluß auch auf Anglo ausgeübt haben,

James Lawson und ein Fetischpriester.

denn der deutsche Missionar Benetsch in Quitta erzählte mir, daß er auf seiner Wanderpredigt vor einigen Tagen nicht bloß in europäischer Kleidung, sondern auch zu Pferde die Stadt habe passieren dürfen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß man im Togolande, wo der heidnische Fetischdienst in voller Blüte steht, wo es weder Mohammedaner noch außer den paar Kaufleuten an der Küste Christen gibt, viel fanatischer ist. Immerhin hat sich wenigstens insofern eine größere Duldsamkeit Bahn gebrochen, als der früher jedem Weißen untersagte Eintritt in die Stadt

Be zur Zeit erlaubt ist, vorausgesetzt, daß man sich in gebührender Entfernung vor der Stadt entkleide. Europäischen Damen dürfte also der Besuch dieses interessanten Ortes kaum möglich sein, da die Fetischpriester und Häuptlinge mir auf meine Anfrage ganz bestimmt erklärten, daß sie, ohne den Zorn des Volkes und des Fetisch zu reizen, zwischen Damen und Herren keinen Unterschied zu machen vermöchten. Als mir zuerst der Vorschlag gemacht wurde, mit so und so viel andern Herren entkleidet unsern Einzug in Be zu halten, glaubte ich, daß man Scherz mit mir treiben wolle. Die Erfahrung von wenigen Wochen hat mich aber gelehrt, daß nichts so toll, so unvernünftig ist, daß es nicht an dieser Küste möglich wäre.

Zu dem Ausfluge nach Be fand ich in Herrn Konsul Randad, der auch geschäftlich dort zu thun hatte, Herrn Leuze, Herrn Buschmann und Herrn Kentzler vier liebenswürdige Begleiter. Zunächst mußte wieder auf endlos sich windendem Fußpfade jenes früher beschriebene Buschdickicht passiert werden; fällt dort ein Baum, so macht der Neger lieber einen Umweg von 30 oder 50 Schritten, als daß er das Hindernis hinwegräumte. Nach einer halben Stunde gelangten wir in das schon vorher durch Kokospalmen und Bananen sich bemerkbar machende Dorf Amutiwe oder Klein-Be, welches bereits auf dunkelrotem Thonboden und nicht mehr auf Küstensand stehend, viel stattlichere Häuser enthält, als die Küstendörfer. Schon hier sahen wir mit alten Zeitungen, Malereien und allerhand Flittertand ausgeputzte Fetischhäuser, sowie aus rotem Thon zusammengeklebte Fetischpuppen in Hülle und Fülle. Aber diese in allen Größen vorhandenen und meist unter einem sehr ursprünglichen Dache stehenden Götzen waren schlecht und sorglos gearbeitet. Mit ihrem Aufputz von Kaurimuscheln als Augen und Lumpen als Bekleidung glichen sie, von der Farbe abgesehen, unsern Schneemännern; manche sahen so urkomisch aus, daß man sich bei ihrem Anblicke des Lachens kaum enthalten konnte.

Mit uns gingen als Begleiter zwei Häuptlinge aus dem englischen Anglogebiete, die allein ganz gewiß nicht den Mut gehabt haben würden, sich nach Be zu begeben, die nun aber nach Negermanier die großen Herren zu spielen versuchten und uns schon in weiter Entfernung von der Stadt zum Verlassen der Hängematten (zwei Herren waren zu Pferde) und zum Entkleiden aufforderten. Ihre Weisung unberücksichtigt lassend,

drangen wir durch hohes Gras bis in die allernächste Nähe der Stadt vor und erzielten durch längeres Palaver mit einigen zu uns herauskommenden Häuptlingen, daß wir wenigstens unsre Hosen anbehalten durften. Röcke, Westen und Hemden wurden in die zwei Hängematten verpackt und bloß mit Schuhwerk, Hose, Helm und einem um die Schultern geschlagenen Negertuch setzten wir den Marsch fort, gefolgt von der stattlichen Schar unsrer die Gewehre tragenden und die Pferde am Zaume führenden Kru-Leute.

Die Negerdörfer gleichen in Bezug auf winkelig enge Gassen, in denen kaum zwei Menschen aneinander vorbeigehen können, unsern mittelalterlichen Städten; in jeder andern Hinsicht sind sie aber von unsern Städten so verschieden wie nur irgend möglich. Anstatt unsrer vierstöckigen Häuser gibt es hier bloß solche mit Erdgeschoß, und selbst diese liegen nicht dicht an der Gasse, sondern inmitten übermannshoher Zäune, durch deren Thore und Oeffnungen man in große, von Menschenaufwuchs und Vieh bevölkerte Höfe hineinblickt. Uebrigens möchte ich Be nicht für den Grundtypus einer Togo-Ortschaft gelten lassen, denn die dortigen Hütten sind ganz anders gebaut, als ich sie irgendwo sonst gesehen habe. Die Hütten von Be sind zwar ebenso wie alle übrigen aus rotem, mit Schilf vermischtem Thon aufgeführt, aber sie sind nicht wie anderwärts viereckig, sondern rund und haben bis zu 30 Fuß hohe, kegelförmige, oben spitz zulaufende und unten sehr weit herunterreichende Dächer. Kokospalmen und Buschwerk überragen beinahe jeden Zaun, aber Bananen, diese ergiebigste Obstsorte der Tropen, scheinen hier weit weniger als in andern heißen Ländern gepflanzt zu werden.

Was die Einwohner des Ortes anbelangt, so waren die Wege nicht breit genug, als daß sie uns hätten begleiten können, aber wo einmal ein freierer Platz kam, sahen wir sie mit großen Sätzen wie die Ziegenböcke herbeispringen, fast als ob es auf einen feindlichen Ueberfall abgesehen sei. Man führte uns in das Gehöft des ersten Häuptlings, wo niedrige, bogenförmig geschweifte Schemel, die hierzulande als Stühle dienen, herbeigebracht wurden. Auf den Inseln der Südsee findet man ganz ähnlich geformte Schemel, die aber nicht zum Niedersitzen, sondern den Eingebornen beim Schlafen zum Aufstützen des Kopfes dienen. Für den Europäer, dessen Muskulatur nicht an solche

Art des Sitzens gewöhnt iſt, ſind jene niedrigen Stühle ſehr unbequem. Ueber die Art der Begrüßung zwiſchen Negern und Weißen möchte ich weiterhin ſprechen; nur ſoviel ſei hier bemerkt, daß ſich außer den erſten Häuptlingen und allen Weiſen und Aelteſten des Ortes auch noch ſehr viel männliches und weibliches Volk — ich ſchätzte die Geſellſchaft auf annähernd 500 Köpfe — um uns verſammelte. Sobald irgend ein neuer Ankömmling von Rang oder Einfluß hinzutrat, wurde, bevor oder nachdem ſich derſelbe niedergekauert hatte, die landesübliche, ſehr lange Begrüßung ausgetauſcht.

Auffallend dünkte es mich, daß die Weiber weit dürftiger als die Männer bekleidet waren. Die jungen Mädchen, die uns, in einer großen Gruppe am Eingang des Gehöfts ſtehend, nicht gerade „ſchüchtern mit verſchämten Blicken“ betrachteten, trugen nichts weiter als einen fingerbreiten Streifen Zeug, der vorn und hinten an einer um die Hüften gebundenen Schnur befeſtigt wird. Der unter den Europäern dieſer Küſte allgemein verbreitete Name für dieſes Kleidungsſtück iſt „Shlips“, und thatſächlich wüßte ich keinen Ausdruck, der beſſer deſſen Form und bedenkliche Schmalheit wiedergäbe. Auch von den verheirateten Frauen trugen einige bloß den Shlips, die meiſten aber einen breitern um die Hüften gewundenen Schurz. Eine noch ausgiebigere Bekleidung, nämlich das togaartige Tuch, womit ſich die wohlhabenderen Männer umhüllen, findet ſich, ſoweit ich das zu beurteilen vermochte, bloß bei Frauen von Rang und Stand. Bei allen Weibern, Mädchen und Frauen, reichen und armen, überwiegt der äußerſt mannigfaltige, wenn auch größtenteils wertloſe Schmuck die Bekleidung. Kein weibliches Weſen, das nicht in Ermangelung von Knochen, Perlen, Tierzähnen u. dergl. zum wenigſten ein paar Stricke als Arm- und Halsbänder trüge; kein Mädchen, keine Frau, die nicht, ohne jemals Strümpfe gekannt zu haben, Strumpfbänder trüge — angeblich, um die hier für unſchön gehaltene Entwickelung der Waden zu hemmen.

Weit mannigfaltiger iſt die Kleidung der Männer; ſie ſteigt von der einfachen Schwimmhoſe aufwärts bis zur Toga, zur Zipfelmütze und jenen 2 bis 3 Fuß breiten und beinahe 1 Zoll dicken Strohhüten, die gleichzeitig als Hut und als Regenſchirm dienen. Niemals ſieht man hier einen männlichen Neger ohne ein dolchartiges Meſſer, im übrigen beſteht ihre Bewaffnung aus

sehr kurzen, in einer Scheide von Fischhaut steckenden Schwertern, die teils an der Seite (sowohl rechts als links), teils an einer über den Oberarm befestigten Schnur getragen werden. Ihre Steinschloßgewehre, ihre Lanzen und jene an einer Stange befestigten Bajonnette, die man so sehr häufig bei den ihre Warentransporte geleitenden Negern sieht, pflegen diese niemals zu den Ratsversammlungen mitzubringen.

Um ein vollständiges Bild von der Toilette dieser Leute zu entwerfen, müßte ich auch die durch Tätowierung oder Einschnitte hervorgebrachten Marken beschreiben, deren sind aber so viele, daß sich ein ganzes Buch darüber schreiben ließe. Es gibt Stammesmarken (wie z. B. bei den Kru-Jungen), Standesmarken, Marken, welche den Sklaven, und solche, welche den freien Mann anzeigen, außerdem aber gibt es, unsern Schönheitspflästerchen entsprechend, „Schönheitsmarken", durch welche sonst gar nicht üble Mädchen und Frauen aufs scheußlichste verunstaltet werden.

Ebenso mannigfach wie die Marken sind die Haartrachten, nur mit dem Unterschied, daß beinahe jeder Neger (ausgenommen die sogenannten zivilisierten an der Küste) eine Marke trägt, während sich bloß die eitlen und die wohlhabenden Leute den Luxus einer regelrechten Frisur gestatten. Man kann behaupten, daß drei Viertel aller Neger, Männer sowohl wie Frauen, das wollige Haar kurz geschoren tragen. Welche Verschiedenheit aber unter dem übrig bleibenden einen Viertel! Am beliebtesten sind drei Hörner, je eins an der Seite und eins über der Stirn — eine Frisur, die ihrem Träger ein mephistopheliſches Aussehen gibt. Eine andre auch sehr häufige Haartracht besteht in unzähligen kleinen Zöpfchen, die gleich eben so viel Würmern oder Raupen das darunter höchst einfältig aussehende Gesicht umbaumeln. Eine dritte Mode besteht in der Einteilung des Kopfes in zahllose Felder, ähnlich den Rissen eines Kaffettengewölbes. Nach einer vierten Manier bleibt der Haarwuchs auf einer viereckigen Stelle über der Stirn unversehrt, während er anderwärts ziemlich kahl abgeschnitten wird. Uebrigens sei hier bemerkt, daß sich solch barbarische Haartrachten vorwiegend bei den am wenigsten zivilisierten Stämmen — und die Einwohner von Be gelten unter allen Togoleuten als die wildesten — vorfinden. Wo die einheimische oder aufgepfropfte Kultur schon weiter vorangeschritten ist, wie z. B. in der Haupt-

stadt Lago, da finden sich neben mildern Sitten auch weniger liebenswürdige Tendenzen.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß Konsul Rumbold Geschäfte halber nach Be gekommen sei, so bezog sich das auf einen von den Be-Leuten verübten Raub einer in Ague ansässigen Frau. Es herrscht hier nämlich die merkwürdige Rechtssitte, daß, wenn jemand eine Forderung hat, deren Ausgleichung auf andre Weise nicht erreicht werden kann, irgend ein Mensch aus dem Orte, wo der Schuldner wohnt, aufgegriffen und so lange in Gewahrsam gehalten werden darf, bis die Schuld bezahlt ist. Ist die Sache an sich schon ungerecht und barbarisch genug, so konnte sie doch hier noch ganz besonders unangenehme Folgen haben, sobald die Be-Leute einmal wieder, wie noch vor kurzem, einen Schwarzen aus dem englischen Gebiete aufgriffen. Die Kaufleute geben sich daher alle Mühe, auf die Abschaffung des seltsamen Gebrauches hinzuwirken. Nach längerem Palaver wurde uns versprochen, daß die gefangene Frau, deren Versteck man nicht angeben wollte, am nächsten oder zweitfolgenden Tage auf freien Fuß gesetzt werden würde.

Der Zweck des Besuches war damit erreicht, ich persönlich aber stellte noch durch den Mund des Dolmetschers die Frage, ob uns der Besuch der großen Fetischtempel erlaubt sein würde. Da gab es denn ein hitziges Palaver unter den Häuptlingen und den Fetischpriestern: einige schienen für, einige gegen uns zu sein; schließlich behielt ein alter, fanatisch aussehender Mann den Sieg. Die Antwort lautete „Nein". Es sei das erste Mal, daß man Weiße auf dem Wege, auf welchem wir gekommen, in die Stadt habe eindringen lassen; damit möchten wir uns begnügen.

Als wir aufbrachen, verfolgten uns gleich einer Horde wilder Tigerkatzen wohl einige Hundert schlipsbekleideter Jungfrauen; ob wir oder die in diesem Lande ungewohnte Erscheinung der Pferde das lebhaftere Interesse wachriefen, wage ich nicht zu entscheiden. So viel ist sicher, daß wir mehr als froh waren, unsre Kleider unversehrt wiederzufinden, und daß es uns nicht allzusehr nach häufigeren Besuchen in der heiligen Stadt — in deren Umgebung selbst das Gras heilig ist und nicht betreten werden darf — gelüstete.

Fünftes Kapitel.

Lagunen-Fahrten und Streifzüge in das Togo-Land.

(Ausrüstung einer Erforschungs-Expedition. — Neue Bitten um deutsche Schutzherrschaft. — Die Lagune von Togo und Povo. — Fischzäune. — Besuch beim Stabträger Plakku in der Hauptstadt Togo. — Unrichtigkeit der englischen Seekarte. — Das Nachtlager von Gbome. — Im Sumpfdickicht stecken geblieben. — Seva. — Begrüßung bei der Ankunft in einem Dorfe. — Marsch zum Nordende der Lagune. — Ackerbau. — Dunkelroter und hellgrauer Thonboden — Leute, die nie einen Weißen gesehen haben. — Vollkommen unerforschtes Land. — Von der Hauptstadt Togo zum Buschmarkt Wo. — Die fünf Dörfer von Togo. — Könige, die nach ihrem Tode noch Grüße bestellen. — Die Orangen von Oba. — Wasserleere Flußthäler. — Wir werden gezwungen, zu den Waffen zu greifen. — Die Ostgrenze des Togo-Gebiets.)

Bei meiner Abreise von Deutschland waren drei Spezialkarten der deutschen Besitzungen in Westafrika erschienen, eine bei Perthes in Gotha, eine bei Reimer in Berlin und die dritte bei Friedrichsen in Hamburg. Auf allen diesen Karten sieht man hinter Lome und Bagida einen gewaltigen Binnensee, genannt die Avon-Lagune, der, wenn er vorhanden wäre, das unter deutschem Schutz stehende Togogebiet zu einem ganz schmalen Küstenstreifen herabdrücken würde. Nachdem ich aber auf vier verschiedenen Ausflügen bis zu 15 km weit ins Innere gelangt war, ohne etwas von dieser Lagune zu entdecken, begann ich an ihrem Dasein zu zweifeln und wurde in dieser Annahme durch die Kaufleute bestärkt, welche erklärten,

niemals von einer Avon-Lagune oder überhaupt von einem größeren Binnensee gehört zu haben. Ich forschte der Sache weiter nach und fand heraus, daß die obenerwähnten Karten ebenso wie die Petermannsche Karte von Nordwest-Afrika (revidiert 1884) ihre Angaben wahrscheinlich dem betreffenden, äußerst nachlässig gezeichneten Blatt der großen englischen Seekarte (West Coast of Africa, Sheet XV, korrigiert Januar 1877) entlehnt haben. Diese Seekarte, bei der nebenbei bemerkt auch nicht ein einziger Küstenplatz richtig eingetragen ist, zeigt uns nördlich von Porto Seguro und Bagida einen mehr als 60 km langen und 40 km breiten Binnensee, während so ziemlich der ganze Rest jenes Landes, über welchem heute die deutsche Flagge weht, als Sumpf bezeichnet wird.

Da die hier angesiedelten Kaufleute ohne besonderen Anlaß nur äußerst selten den Küstensaum verlassen, so erregte diese Avon-Lagune, deren Namen auf allen Karten steht, von der man aber sonst noch niemals gehört, ein ganz besonderes Interesse, und als der Vorschlag auftauchte, durch eine kleine Entdeckungsreise das Geheimnis der Avon-Lagune aufzuklären, fand ich in Herrn Reimann (von der Firma Friedr. M. Victor Söhne) und Herrn Bertheau (von der Firma Wölber und Brohm) zwei hilfreiche und liebenswürdige Begleiter.

Von den Herren Randad und Eccarius war uns ein ihnen gemeinsam gehöriges Boot, das schönste hier vorhandene, zur Verfügung gestellt worden; außer uns drei Weißen nahm dieses Boot noch drei Povo-Leute zum Vorwärtsstoßen auf der Lagune, zwei Kru-Jungen zum Tragen des Gepäcks bei Ueberlandmärschen, einen Bedienten und einen Dolmetscher auf, der gleichzeitig als Koch thätig sein sollte. Diesem Aufwand an Menschenmaterial entsprach auch die Ausrüstung mit Speisen, Getränken, Winchester-Repetiergewehren, Vogelflinten, Munition u. s. w. Mit wenigen kurzen Unterbrechungen ziehen sich an der ganzen Sklavenküste, und zwar im großen und ganzen parallel mit der Küste, Lagunen dahin, welche untereinander nicht in Zusammenhang stehen und meistens auch zu verschiedenen Zeiten ihren höchsten beziehentlich tiefsten Stand erreichen. Diejenige Lagune, welche für das Togogebiet allein in Betracht kommt, erstreckt sich von Bagida bis über Weida hinaus und hat, abgesehen davon, daß die sie vom Meere trennende Landenge bei Klein-Povo mehrfach künstlich durchstochen worden ist, einen ständigen Ausfluß bei Groß-Povo.

Der Wasserstand der Lagune wechselt, sei es nach der Stärke der im Innern niedergegangenen Regengüsse, sei es nach andern uns noch unbekannten Ursachen, um 4 bis 5 Meter. Ist die Lagune voll, so bildet sie bei Klein-Povo einen nicht unbedeutenden See, ist sie klein, so stellt sie ein Gewirr von vielfach verschlungenen, teilweise sehr seichten Wasserarmen dar, zwischen denen mit Schilf und Rohr bestandene Inseln hervorragen. Während die Lagune von Quitta durch einige mehr oder weniger bekannte Flüsse, u. a. auch durch den Volta gespeist wird, halte ich den zwischen Klein- und Groß-Povo bei Abanage einmündenden Agomé-Fluß für den bedeutendsten Zufluß der Lagune von Togo und Povo. Die Tiefe der Lagune betrug, als ich sie befuhr, durchschnittlich 3 Meter, die Fortbewegung auch der dem Warenverkehr dienenden Kanoes der Eingebornen geschah durch große bis zu 6 Meter lange Stangen.

Kurz ehe wir aufbrachen, verbreitete sich in Klein-Povo das Gerücht, der sogenannte König Lawson habe Leute ausgesandt, um unsere Reise zu verhindern. Anstatt dessen aber erschien, als wir bereits im Boote saßen, eine Abordnung verschiedener Negerstädte und -Dörfer, die durch Vermittelung des deutschen Konsuls ebenso wie das Togogebiet unter deutschen Schutz gestellt zu werden wünschten. Die Szenerie des Landes, welches die bei Klein-Povo etwa einen Kilometer breite Lagune umschließt, ist, wenn auch nicht großartig, so doch recht hübsch: rechts das in der Regenzeit von Wasser umspülte Dorf Adjido, links der mit stattlichen Faktoreien und den weißblinkenden Dächern ihrer Magazine besetzte Strand von Klein-Povo, geradeaus aber die dunkelroten, 10—13 Meter hohen Abstürze von Badji und Degbenu, wo aus dem Dickicht wahrer Waldungen von Kokospalmen die braunen Hütten der Eingebornen hervorlugen. Die Lagune windet sich hier, stets ungefähr dieselbe Breite behaltend, in solchem Bogen, daß, während man bei Hochwasser auf geradem Wege in 20 Minuten nach Gredji gelangen kann, wir dazu über dreiviertel Stunden benötigten. Dabei wurden wir nicht selten durch jene, aus Stöcken und Reisig gefertigten, bloß an den Seiten mit schmalen Durchlässen für die Kanoes versehenen Zäune aufgehalten, welche, von der einen bis zur andern Seite reichend, dem Fischfang dienen. Bei niedrigem Wasser hält es recht schwer, mit breitem Boote durch diese schmalen Durchlässe hindurchzugelangen, und mehrfach

mußten wir vermittelst der Stangen den Kiel unsres Bootes von jenen Schleppnetzen befreien, in die er sich verwickelt hatte. Der Fischfang bildet hierzulande einen der hauptsächlichsten Nahrungszweige der Bevölkerung und ist mit der Einschränkung, daß jedes angrenzende Dorf einen Teil der Lagune für sich beansprucht und durch Fischzäune absperrt, völlig frei. Man treibt die Fische vermittelst großer selbstgefertigter Netze gegen jene Zäune, in deren Gewirr sie sich dann verfangen, und es nimmt sich gar seltsam aus, zu sehen, wie kurz darauf bis zur Brust im Wasser stehende Männer ganze Körbe voller Fische herausheben. Dazu kommt, daß die Lagune nicht bloß viele, sondern auch sehr gute Fische hat, die man allgemein den Seefischen vorzieht.

Bei Ague zweigt sich, während wir auf unsrer Entdeckungsfahrt nordwestliche Richtung einschlagen, der nach Ague führende Arm der Lagune ab. Das rechte Ufer bleibt fortan im allgemeinen höher als das linke, obwohl auch auf letzterem Bodenwellen von 15 bis 25 m Höhe sichtbar sind. Diese endlos sich hinziehenden Bodenwellen, bis zu 60 oder 70 m hoch, sind dem Togolande eigentümlich; nirgendwo habe ich dort vereinzelte Berge oder Hügel gesehen. Auch die Lagune wird, und zwar in dem Teile, den ich augenblicklich dem Leser schildere, ohne alle vorgelagerten Sümpfe oder Moräste allenthalben von parallel ziehenden, ab und zu in kleinen Vorsprüngen und Vorgebirgen auslaufenden Höhenzügen eingeschlossen.

Der Pflanzenwuchs besteht aus Riedgras, Buschwerk und den Riesenstämmen des Affenbrotfruchtbaumes oder auch, wo Dörfer in der Nähe sind, aus Kokospalmen, Oelpalmen und Bananen. Dabei folgen sich die zum Teil sehr großen Dörfer so schnell, daß man unwillkürlich den Eindruck erhält, ein ziemlich dicht bevölkertes Land vor sich zu haben. Bestärkt wird dieser Eindruck durch die große Menge von Kindern, Mädchen und Frauen, die, wenn auch nach Ablegung jedweder Hülle, so doch ohne Scheu vor unsern Augen sich mit schwarzer Landesseife einreiben oder im Wasser umhertummeln und dabei dem Boote häufig so nahe kommen, daß man ohne Wendung des Steuers Gefahr laufen würde, bald diese, bald jene dieser badenden Jungfrauen umzuwerfen. Wenn auch die Ortschaften im Innern weit, weit sauberer gehalten sind, als die stark verwahrlosten Dörfer der Küste, wenn man auch im Umgange,

namentlich im geschäftlichen Umgange, den Binnenländern einen Vorzug vor den Küstenbewohnern einräumt, so gilt doch nicht das Gleiche von der Pflege des Körpers. Während an der Lagune namentlich die jüngeren, noch nicht in das Ehe- und Arbeitsjoch eingespannten Mädchen wohl ein- bis zweimal täglich baden, fällt solcher Luxus im wasserarmen Innern von selbst weg, und wenn auch dort die Leute nicht gerade unsauber sind, so fehlt doch viel an jener peinlichen Sorgfalt, mit welcher die schwarzen Küstenbewohner ihren Körper pflegen.

Nachdem wir bei Sallivi Avemme an den nordwärts nach dem großen Buschmarkte Wo abzweigenden Arme der Lagune vorübergefahren sind, gelangen wir hinter Agoda kurz vor der von Bgun Koffi her bei Keta Baffi die Lagune kreuzenden Grenze des deutschen Schutzgebietes an die Reste eines ehemaligen Zollzaunes. Diese Zollzäune, deren es auf der Lagune von Togo und Povo jetzt nur noch zwei (bei Abanage und bei Groß-Povo) gibt, sind eine Art Wegelagerei und erinnern an die schlimmsten Zeiten unsres Mittelalters, als man in ähnlichem Sinne, wenn auch mit Ketten anstatt wie hier mit Zäunen, den Rhein abzusperren pflegte. Die an diesen Zäunen beliebte Erhebung von Abgaben unterliegt der Willkür dessen, der dort gerade die größte Macht hat; an die Stelle von Recht und Gesetz treten bei solchen Verhältnissen Unterhandlung (palaver) oder List und Gewalt. Uebrigens sind diese Zollzäune im deutschen Schutzgebiete völlig verschwunden, auch war früher anderwärts ihre Zahl viel größer als heute.

Nach dreistündiger Fahrt erblickten wir vor uns die 13 bis 16 m hohen roterdigen Abstürze, auf und unter denen jene fünf Dörfer liegen, welche zusammen die (allerdings bloß von Schwarzen bewohnte) Hauptstadt Togo des deutschen Schutzgebietes bilden. Ganze Waldungen von Kokospalmen, dazu wildwachsendes Buschwerk, wildwachsender Indigo und gutgehaltene Kassada-Felder verleihen durch ihr freundliches Grün dieser langgestreckten Reihe von Dörfern ein liebliches Aussehen. Zwei Beweggründe führten uns nach Togo: erstens die Pflicht, für das mir früher dort geschenkte Schaf ein Gegengeschenk zu machen; zweitens der Wunsch, von unserm Freunde Plakku Führer und Ratgeber für die weitere Fahrt zu erhalten. Nachdem wir drei weiße Zipfelmützen tragende und wie deutsche Bauern aussehende Togoleute an Bord genommen hatten, nach-

dem auch ich meines Gegengeschenkes, bestehend in einem Stück Zeug, einem Bündel Tabak und einem Demijohn Rum, ledig geworden, hätte die Fahrt fortgesetzt werden können, wären nicht noch zwei Schwierigkeiten zu erledigen gewesen. Erstens nämlich erfordert es die Sitte, daß, wer Rum oder sonst etwas Trinkbares schenkt, zunächst selbst davon koste, um zu beweisen, daß kein Gift darin sei. Und zu solchem Beweise gab sich, den Mund spitzend, unser in eine rosarote Hose gekleideter Dolmetscher James her, wobei ihn der etwas beschränkte Bediente „Kaffeetopf" („Coffeepot") großmütig unterstützte. Die zweite Verzögerung aber entstand dadurch, daß wahrscheinlich in der Hoffnung auf ähnliche Gaben, wie sie Plakku erhalten, nun auch der nächst Plakku bedeutendste Häuptling mir ein Geschenk machen wollte. Die Ablehnung solches Geschenkes, sagte man mir, sei hierzulande die größte Schmach. Lange standen wir da, wartend auf das verheißene Schaf, das erst noch eingefangen werden sollte; als es endlich kam, war es zur Freude unsrer schwarzen Begleiter ein Schwein. Alle Europäer enthalten sich hier des Fleisches einheimischer Schweine — ausgenommen Spanferkel —, und so mochten sich wohl unsre Ruderer und Träger schon auf den schönen Braten freuen.

Das ganze Schweine-Palaver hatte, was für afrikanische Verhältnisse bezeichnend ist, volle zwei Stunden gedauert und nicht im mindesten dazu beigetragen, unsre Ungewißheit über die Richtung, in welcher die Avon-Lagune gesucht werden müsse, aufzuklären. Da aber das Fahrwasser sich schon bei Togo selbst stark zu erbreitern begann, so beschlossen wir, einstweilen in nordwestlicher Richtung längs dieser Küste weiterzufahren. Dazu kam, daß laut der oben erwähnten englischen Seekarte die Avon-Lagune von den Eingebornen Hacco-Lagune genannt wurde, und die Togoleute von einem nordwestlich liegenden Gewässer wissen wollten, dessen Name Haho oder Hacho sei. Diese Togoleute nannten ein Dorf namens Gbome als den Ort, von wo aus das Haho-Gewässer am leichtesten erreicht werden könne, und so nahmen wir, nach ihren Angaben uns richtend, Kurs auf Gbome.

Die Lagune hatte sich inzwischen zu einem wirklichen und wahrhaften, allerwärts von niedrigen Höhenzügen eingeschlossenen See erbreitert, dessen Ausdehnung ich später, wie ich aber hier gleich vorwegnehmen will, in nordsüdlicher Richtung (ohne die

Marktplatz mit Fetischhaus.

später zu erwähnende flußartige Ausbauchung) auf etwa 10 km, in ostwestlicher Richtung auf 10 bis 11 km berechnete. Zwar waren die Ufer ringsherum sichtbar, aber doch zu entfernt, als daß man ohne Fernglas Einzelheiten, wie Bäume oder Häuser, hätte entdecken können. Von Süden her wehte eine, nicht unbedeutende Dünung erzeugend und mehrfach tüchtige Spritzen über unser Boot hinüber entsendend, erfrischende Seebrise. Sobald wir uns nur ein wenig dem Lande näherten, zeigten sich stets die gewöhnlichen Bewohner der Lagune, nämlich Habichte, Reiher und Krähen; auch wurde die Szenerie durch über ein Dutzend halsbrecherischer Kanoes belebt, die, mit Waren vollgepfropft, vom heute abgehaltenen Markte von Gbome herkommend, nach allen Richtungen hin den See durchfurchten. Schon hier wurde es mir beinahe zur Gewißheit, daß jene seeartige Erbreiterung der Lagune, in der wir uns befanden, selbst die gesuchte Avon-Lagune sein müsse. Hatte auch der See anstatt der in den englischen Seekarten angegebenen ca. 2700 qkm Oberfläche deren bloß 100 bis 120, so ließen doch auch andre irrtümliche Angaben dieser Seekarte darauf schließen, daß jene Offiziere des englischen Kriegsschiffes Avon, welche hier 1846 Aufnahmen gemacht hatten, mit bedenklichem Leichtsinne zuwege gegangen seien. Die Offiziere des Avon hatten u. a. damals ihren Angaben die Bemerkung hinzugefügt, daß diese Lagune wahrscheinlich von einem Arme des Volta-Flusses gespeist werde — eine Annahme, deren Unhaltbarkeit durch die von der Bremer Missionsgesellschaft veröffentlichten Karten des Ewe-Gebietes erwiesen worden ist.

Etwa drei Stunden nach der Abfahrt von Togo näherten wir uns einem geradeaus vor uns mit der Lagune parallel laufenden und mit Bäumen bestandenen Bergzuge von 25 bis 35 m Höhe. Ehe wir aber an Land gelangen konnten, mußten wir uns noch durch ein $1^1/_2$ bis 2 km breites Dickicht von Schilfrohr und Wasserpflanzen, zwischen dem bloß eine wenige Fuß breite und vielfach sich krümmende Fahrstraße entlang führte, hindurchwinden. Nachdem wir uns von den Schwarzen ans Land hatten tragen lassen, marschierten wir, das Boot der Obhut des Bedienten und der Ruderer überlassend, aufwärts zum Dorfe. Der Häuptling, der uns dort empfing, hatte sich nach einem längeren Aufenthalte an der Küste den Namen Bruce zugelegt, sprach auch einige Worte englisch und erzählte

uns, daß, als er vor etwa zwanzig Jahren ein Kind gewesen, von Porto Seguro her einmal eine Gesellschaft von Franzosen nach Gbome gekommen sei, daß aber seitdem nie wieder Weiße dort gewesen wären. Uebrigens sei das kleine Dorf, wo wir uns befänden, bloß der Marktflecken von Gbome, während die größere Ortschaft noch eine halbe Stunde weiter nördlich liege.

Es tauchte nun die Frage auf, ob wir der Einladung Bruces folgend in dessen lehmerbautem Hause oder aber in unserm komfortabel eingerichteten, wenn auch etwas sehr schmalen Boote übernachten sollten. Bruce erinnerte uns an die Moskiten, die Stechfliegen und das ganze Insektengewirr jenes Schilfdickichts, zwischen dem unser Boot lag, wurde aber dabei so lästig und zudringlich, daß wir unwillkürlich Verdacht zu schöpfen begannen. War auch bei der uns bekannten Natur der hiesigen Schwarzen ein Angriff auf drei bis an die Zähne bewaffnete Weiße völlig ausgeschlossen, so lag doch, sobald man uns entfernt hatte, eine nächtliche Beraubung des Bootes nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Unentschlossen, was wir thun sollten, spazierten wir wieder zur Lagune hinunter, jenem tausendfältigen Summen und Quaken lauschend, das jetzt nach dem völligen Eintritt der Dunkelheit die Lagune zu beleben begann. Wir fanden unsre Leute in großer Aufregung und halb furchtsam, halb neugierig auf eine Stelle wenige Schritte hinter unserm Boote hindeutend, wo sich eine langgestreckte dunkle Masse aus dem schlammigen Wasser emporhob. Fast gleichzeitig mit dem Ausrufe „ein Krokodil" waren die Gewehre schußbereit und es prasselte eine Salve, welche das Tier — ob tot, verwundet oder bloß erschreckt, weiß ich nicht — unter die Wasserfläche verschwinden ließ. An Alligatoren hatten wir nun allerdings bei der Ueberlegung wegen unsres Nachtquartieres nicht gedacht. Der Bootsrand lag so niedrig über der Wasserfläche, daß ein Krokodil ebensogut wie es steil abfallende Ufergehänge von einigen Fuß Höhe hinansteigt, auch hier einmal seinen Rachen hätte zeigen können. Wahrscheinlich war das allerdings nicht, aber es war doch immerhin ein Beweggrund mehr, Bruces Anerbieten anzunehmen und auch unsern Schwarzen das Schlafen in dem nunmehr halb aufs Land gezogenen Boote aufs strengste zu untersagen. Wollten wir aber an Land schlafen, so mußten wir auch, falls derselbe nicht ge-

ſtohlen werden ſollte, den ſämtlichen Inhalt des Bootes mit uns hinaufnehmen. Es gehört dieſe Umſtändlichkeit, dieſer gewaltige Apparat an lebender und lebloſer Reiſe-Ausrüſtung zu den größten Schattenſeiten des Reiſens in Afrika. Was unſern Fall anbelangt, ſo mußten wenigſtens 40 bis 50 Kiſten und vereinzelte Gepäckſtücke aus dem Boote an Land und ins Dorf geſchafft werden, damit aber nichts davon geſtohlen würde, hielten wir es für zweckmäßig, daß, während einer von uns beim Boote Wache hielt, je einer von den übrigen mit geladenem Wincheſter-Gewehr die abmarſchierenden Trupps der Träger begleite. Uebrigens wird die Gefahr des Beſtohlenwerdens ſehr ſtark vermindert, wenn man Vorſorge trägt, ſich vorher mit dem erſten Häuptling der betreffenden Ortſchaft bekannt zu machen. Ein ſo großer Spitzbube dieſer Häuptling auch ſein mag, ſo wird er doch, namentlich wenn man bei ihm wohnt und wenn er ein Geſchenk erwartet, eine Ehre darin ſuchen, daß nichts geſtohlen werde, er wird die ihm anvertrauten oder wenigſtens ſcheinbar unter ſeiner Obhut ſtehenden Sachen ebenſogut oder beſſer bewachen, als ob es ſeine eignen wären. Allerdings bleibt es immer empfehlenswert, die ſämtlichen Sachen in dem Raume oder an dem Orte, wo man ſchlafen wird, zuſammentragen zu laſſen, denn ſonſt möchte doch wohl während der langen Nacht die Verſuchung ſich ſtärker erweiſen als der gute Wille.

Allerwärts in den Negerdörfern des Innern, namentlich in ſolchen, wo noch nie vorher Weiße geweſen, habe ich beobachtet, daß die Häuptlinge ſich die Beherbergung einer Anzahl von Weißen zur großen Ehre rechnen und gegenüber ihren Stammesgenoſſen Kapital daraus ſchlagen. Auch Bruce wies uns von den drei Räumlichkeiten ſeines Hauſes die größte mittlere an und brachte ſogar — woher mag der Himmel wiſſen — zwei arg durchlöcherte und deshalb ihrem Zwecke nur ſchlecht entſprechende Moskitonetze herbei. Während wir aber die von Lagunenwaſſer durchnäßte Matratze des Bootes nebſt mehreren von Bruce gelieferten Strohmatten als Lagerſtätte auf dem Boden ausbreiteten und Anſtalten zur Bereitung eines einfachen Abendeſſens trafen, füllte ſich der zu beiden Seiten offene Raum dermaßen mit ſchwarzen Zuſchauern, daß wir uns kaum zwiſchen denſelben herumzudrehen vermochten. Abgeſehen davon, daß es der Grundſatz der Kaufleute iſt, wenn irgend möglich mit den Eingebornen gut Freund zu bleiben, würde Gewalt in dieſem Falle

nur wenig nutzen. Am beſten kommt man mit Geduld und gelegentlichen Scherzen zurecht, ſo z. B. indem man die Kinder, die nebſt den Alten und den neugierigen Mädchen die große Mehrzahl der Zuſchauer bilden, durch ein ihnen unbekanntes Ding, z. B. einen Stiefelknecht, erſchreckt und in ſchleunige Flucht jagt. Dieſes Ausreißen der ſchwarzen Jugend zieht dann auch ſtets einige alte und junge Weiber mit hinaus. Schon etwas zäher ſind die aus kurzen holländiſchen Thonpfeifen Tabak rauchenden und ab und zu mit geſchicktem Zielen durch die Thüröffnungen ſpuckenden Weiſen des Ortes, jenes Korps, das man bei uns als beigeordnete Bürgermeiſter, Stadtverordnete u. ſ. w. bezeichnen würde. Aber auch bei ihnen hilft doch zuguterletzt, namentlich wenn einige Flaſchen Gin hinzukommen, ein vernünftiges Wort, ſo z. B., daß man müde ſei und ſich niederzulegen wünſche.

Kaum aber hatten wir uns der allzu zahlreichen Geſellſchaft entledigt und mit einigen Flaſchen Hamburger Bieres den erſten glühendſten Durſt gelöſcht, als der atemlos herbeieilende Coffeepot die Nachricht überbrachte, daß ſich zwei Krokodile ſage und ſchreibe „in unſer Boot hinein" gelegt hätten. Lachend griffen wir zu den Gewehren und eilten, von Grillen und Moskiten umſummt, zur Lagune hinunter. Thatſächlich lagen zwei Krokodile, ein großes und ein ſehr kleines, wenn auch nicht im Boote, ſo doch dicht daneben, zwar unter der Oberfläche, aber dennoch durch die dunkle Farbe ihrer maſſigen Körper deutlich im Mondlichte ſichtbar. Der Grund ihres Erſcheinens mochte darin zu ſuchen ſein, daß unſre Schwarzen die Eingeweide des mir geſchenkten und ſoeben geſchlachteten Schweines ins Waſſer geworfen, außerdem aber das zum Verſengen der Haare über ein Feuer gehaltene Tier in der Lagune abgewaſchen hatten. So weit als möglich auf dem ſumpfigen Strande hinauswatend, zielten wir bedächtig und feuerten beinahe gleichzeitig. Als das aufſpritzende Waſſer ſich wieder zu glätten begann, waren die ſchwarzen Rieſenleiber verſchwunden, und zwar, ſoweit wir zu beurteilen vermochten, unverletzt. Es war eine herrliche Mondnacht, und wäre nicht die unerträgliche Plage der Moskiten geweſen, ſo hätte uns der Blick über das eintönige und doch ſtilvolle Schilfdickicht, in dem es fortdauernd quakte, ſummte und zirpte, ſo hätte uns auch das Treiben unſrer Schwarzen entzücken müſſen, welche ein wenig aufwärts

vom Strande, um ein flackerndes Feuer gelagert, ihr Schwein brieten und uns grinsend „very fine beef, Masser, fine too much“ zuriefen.

Im Dorfe selbst war es jetzt für uns bedeutend gemütlicher geworden, da die Leute sich in ihre eignen Wohnungen verfügt hatten und, am Eingang der ihre Höfe umgebenden Zäune stehend, uns freundlich zulächelten. Allenthalben wurde zwischen ihnen und uns, die wir, um uns die Zeit zu vertreiben, nichts Besseres zu thun wußten, die übliche Begrüßung ausgetauscht: Hometale (Wie geht's zu Hause), Deviado (wie geht's den Leuten), Slongale (wie geht's deiner Frau), Wiewale (wie geht's deinen Kindern) u. s. w. Dabei gibt es stets genug zu lachen, teils weil die Schwarzen nur ungern eine Gelegenheit zu Scherzen vorübergehen lassen, teils weil der Europäer ihre Sprache, von der er nur wenige Worte kennt, beinahe grundsätzlich falsch ausspricht. Als ich einer jungen Frau auf alle ihre Fragen mit dem üblichen „es geht gut, ich danke dir,“ geantwortet hatte, fragte ich nun meinerseits: Wie geht es dir? Antwort: „es geht gut, ich danke dir,“ wobei der Oberkörper bis beinahe auf die Kniee gebeugt und bei freundlichem Grinsen mit den Händen geklatscht wird. Weitere Frage: Wie geht es deinem Mann? Antwort: „Es geht ihm gut, ich danke dir.“ Dritte Frage, die der Dolmetscher mir aber übersetzen muß: „Wo ist denn dein Mann?“ Statt jeder Antwort deutet die Frau auf mich. Man denke sich die Heiterkeit der Schwarzen, die wie keine andre Rasse für Scherz und Humor beanlagt sind.

Wahrhaft entsetzlich war wegen der unerträglichen Moskitoplage die nachfolgende Nacht. Nachdem wir uns schlaflos auf der von Lagunenwasser durchtränkten Matratze herumgewälzt hatten, verbrachten wir die noch übrig bleibenden Stunden, indem wir trotz äußerster Müdigkeit durch die Gassen des nachtschlafenden Ortes spazierend uns Schnurren erzählten.

Wegen des früher erwähnten umfangreichen Reise-Apparats hält es sehr schwer, morgens so frühzeitig aufzubrechen, als dies sonst wohl der nachfolgenden Hitze wegen erwünscht wäre. Der Europäer fühlt sich nach halbdurchwachter Nacht allzu erschöpft, als daß er des stärkenden Morgenkaffees entbehren könnte, zudem müssen die Sachen gepackt und muß für die Schwarzen

„chop“ (Essen) besorgt werden, was häufig recht umständlich ist. So vergehen trotz bester Vorsätze doch fast stets 1½ Stunden nach Sonnenaufgang, bis man zum Aufbruche gelangt. Während unsre Bedienten das Gepäck und die Verköstigung der Schwarzen besorgten, vertrieben wir uns die Zeit damit, durch den äußerst reinlich gehaltenen Ort wandernd jene kleinen wilden Tauben (sogenannte rote Tauben im Gegensatze zu den noch besser schmeckenden grünen) zu schießen, die hier so überaus zahlreich sind. Bei jedem Schusse — und wenigstens seitens meiner beiden Begleiter war jeder Schuß ein Treffer — folgte ein Jubelgeheul der uns begleitenden Kinderschar. Reinlichere Orte als diese Dörfer des Innern vermag man sich namentlich in anbetracht des höchst ursprünglichen Baumaterials (roter, Swish genannter Thon) kaum vorzustellen. Die Straßen sind sauberer gekehrt als in Berlin; ganz eigenartig aber ist hier die bei uns so viel besprochene Frage der Abfuhr beziehentlich der Kanalisation gelöst worden. An verschiedenen Stellen gräbt man nämlich tiefe und sehr weite Löcher in den Thonboden. Diese Löcher nehmen allen Staub und Kehricht auf und werden, wenn sie voll sind, wieder zugeworfen.

Als Bezahlung für das uns gewährte Nachtquartier erbat sich Bruce einen halben Dollar (zwei Mark), erhielt aber außerdem ein hübsches, in Gin und Tabak bestehendes Geschenk. Ehe wir weggingen, erschien er noch mit den andern Häuptlingen, fragend, ob es wahr sei, daß Togo unter deutschen Schutz gestellt sei, und bittend, daß, wenn dem so sei, das gleiche auch für Gbome gelten möge. Das Land nämlich gehöre zu Togo, das Volk aber sei „vom Busche her“ (aus dem Innern) eingewandert und gehöre insofern nicht zu den Togo-Leuten. Meine Begleiter besprachen die Sache des näheren, ich aber kletterte mit Fernrohr und Kompaß auf einen Affenbrotfruchtbaum und sah — nicht ohne Herzklopfen — eine flußartige Wasserstraße sich weit ins Land hinein nordwärts dahinziehen. Sollte das die Wasserquelle dieser Lagune, die bisher noch unbekannte Flußader dieses Landes sein, deren Entdeckung uns vorbehalten wäre?

Als wir zur Abfahrt bereit im Boote saßen, ließ ich durch den Dolmetscher die von Togo mitgebrachten Leute nach jenem nordwärts führenden Wasserstreifen befragen, den ich von Gbome aus gesehen hatte. Aus den Antworten der Leute war aber kein vernünftiger Sinn herauszubringen, und als die Ruderer,

während meine beiden Begleiter schliefen, urplötzlich in das nächste Schilfdickicht hineinfuhren, erklärend, es gehe nunmehr nicht weiter, da merkte ich, daß die Leute, der Entdeckungsfahrt müde, beschlossen hätten, sich absichtlich festzufahren, um baldmöglichst zurückkehren zu können. Ich weckte also Herrn Reimann, damit derselbe mir helfe, und gab nun, die Togo-Leute außer acht lassend und bloß meinem Kompaß vertrauend, selbst die Richtung an. In der That fand ich nach einigem Umherirren im Schilfdickicht die von Gbome aus gesehene Fahrstraße offenen Wassers und ließ nun voll Vertrauens, doch noch die Mündung eines großen Flusses zu entdecken, nordwärts steuern. Irgend welche Strömung vermochte ich nicht wahrzunehmen, das aber verschlug ja auch nichts, da die Entfernung zwischen den beiderseitigen das Schilfdickicht begrenzenden Höhenzügen wohl 5 bis 6 km betragen mochte und bei solcher Breite und einer nicht unbedeutenden Entfernung von der vorausgesetzten Flußmündung wohl schwerlich noch eine beträchtliche Strömung hätte vorhanden sein können.

Etwa eine Stunde lang mochten wir uns auf der zwischen 30 und 50 m breiten und vielfach gekrümmten Wasserstraße nordwärts gewunden haben, als der Weg nach und nach immer schmäler zu werden begann und schließlich ganz zwischen Rohr und Wasserpflanzen verschwinden zu wollen schien. Nicht ohne Mühe gelang es, die Männer mit den Bambustangen, die beständig Gin erbaten, bei der Arbeit zu halten. Die Geschwindigkeit, mit der wir uns bewegten, wurde immer geringer, und während betäubende Miasmen uns nötigten, zeitweilig die Nase zuzuhalten, während dicht hinter dem Boote dunkle Massen unter der Wasserfläche auf ebensoviele uns langsam verfolgende Krokodile schließen ließen, mußte das Boot zu verschiedenen Malen förmlich über Reisig und Rohr hinweggeschoben werden. Immer noch hoffte ich wieder in offenes Wasser zu gelangen und versprach den Leuten, wenn wir das Ziel erreichten, eine tüchtige Portion Gin. Aber es sollte nicht so sein. Wir gelangten vor eine Barriere von Wasserpflanzen und herrlich blühenden riesengroßen Wasserblumen, die zu durchbrechen auch ich für unmöglich hielt. Entsagend stieg ich, um einen freieren Ausblick zu gewinnen, auf die gegen Regen und Sonnenbrand schützende Ueberdachung des Bootes und begann das Gelände vor uns, dessen Betreten mir versagt sein sollte, mit dem Fernrohre zu

„chop“ (Essen) besorgt werden, was häufig recht umständlich ist. So vergehen trotz bester Vorsätze doch fast stets $1^1/_2$ Stunden nach Sonnenaufgang, bis man zum Aufbruche gelangt. Während unsre Bedienten das Gepäck und die Verköstigung der Schwarzen besorgten, vertrieben wir uns die Zeit damit, durch den äußerst reinlich gehaltenen Ort wandernd jene kleinen wilden Tauben (sogenannte rote Tauben im Gegensatze zu den noch besser schmeckenden grünen) zu schießen, die hier so überaus zahlreich sind. Bei jedem Schusse — und wenigstens seitens meiner beiden Begleiter war jeder Schuß ein Treffer — folgte ein Jubelgeheul der uns begleitenden Kinderschar. Reinlichere Orte als diese Dörfer des Innern vermag man sich namentlich in anbetracht des höchst ursprünglichen Baumaterials (roter, Swish genannter Thon) kaum vorzustellen. Die Straßen sind sauberer gekehrt als in Berlin; ganz eigenartig aber ist hier die bei uns so viel besprochene Frage der Abfuhr beziehentlich der Kanalisation gelöst worden. An verschiedenen Stellen gräbt man nämlich tiefe und sehr weite Löcher in den Thonboden. Diese Löcher nehmen allen Staub und Kehricht auf und werden, wenn sie voll sind, wieder zugeworfen.

Als Bezahlung für das uns gewährte Nachtquartier erbat sich Bruce einen halben Dollar (zwei Mark), erhielt aber außerdem ein hübsches, in Gin und Tabak bestehendes Geschenk. Ehe wir weggingen, erschien er noch mit den andern Häuptlingen, fragend, ob es wahr sei, daß Togo unter deutschen Schutz gestellt sei, und bittend, daß, wenn dem so sei, das gleiche auch für Gbome gelten möge. Das Land nämlich gehöre zu Togo, das Volk aber sei „vom Busche her“ (aus dem Innern) eingewandert und gehöre insofern nicht zu den Togo-Leuten. Meine Begleiter besprachen die Sache des näheren, ich aber kletterte mit Fernrohr und Kompaß auf einen Affenbrotfruchtbaum und sah — nicht ohne Herzklopfen — eine flußartige Wasserstraße sich weit ins Land hinein nordwärts dahinziehen. Sollte das die Wasserquelle dieser Lagune, die bisher noch unbekannte Flußaber dieses Landes sein, deren Entdeckung uns vorbehalten wäre?

Als wir zur Abfahrt bereit im Boote saßen, ließ ich durch den Dolmetscher die von Togo mitgebrachten Leute nach jenem nordwärts führenden Wasserstreifen befragen, den ich von Gbome aus gesehen hatte. Aus den Antworten der Leute war aber kein vernünftiger Sinn herauszubringen, und als die Ruderer,

während meine beiden Begleiter schliefen, urplötzlich in das nächste Schilfdickicht hineinfuhren, erklärend, es gehe nunmehr nicht weiter, da merkte ich, daß die Leute, der Entdeckungsfahrt müde, beschlossen hätten, sich absichtlich festzufahren, um baldmöglichst zurückkehren zu können. Ich weckte also Herrn Reimann, damit derselbe mir helfe, und gab nun, die Togo-Leute außer acht lassend und bloß meinem Kompaß vertrauend, selbst die Richtung an. In der That fand ich nach einigem Umherirren im Schilfdickicht die von Gbome aus gesehene Fahrstraße offenen Wassers und ließ nun voll Vertrauens, doch noch die Mündung eines großen Flusses zu entdecken, nordwärts steuern. Irgend welche Strömung vermochte ich nicht wahrzunehmen, das aber verschlug ja auch nichts, da die Entfernung zwischen den beiderseitigen das Schilfdickicht begrenzenden Höhenzügen wohl 5 bis 6 km betragen mochte und bei solcher Breite und einer nicht unbedeutenden Entfernung von der vorausgesetzten Flußmündung wohl schwerlich noch eine beträchtliche Strömung hätte vorhanden sein können.

Etwa eine Stunde lang mochten wir uns auf der zwischen 30 und 50 m breiten und vielfach gekrümmten Wasserstraße nordwärts gewunden haben, als der Weg nach und nach immer schmäler zu werden begann und schließlich ganz zwischen Rohr und Wasserpflanzen verschwinden zu wollen schien. Nicht ohne Mühe gelang es, die Männer mit den Bambustangen, die beständig Gin erbaten, bei der Arbeit zu halten. Die Geschwindigkeit, mit der wir uns bewegten, wurde immer geringer, und während betäubende Miasmen uns nötigten, zeitweilig die Nase zuzuhalten, während dicht hinter dem Boote dunkle Massen unter der Wasserfläche auf ebensoviele uns langsam verfolgende Krokodile schließen ließen, mußte das Boot zu verschiedenen Malen förmlich über Reisig und Rohr hinweggeschoben werden. Immer noch hoffte ich wieder in offenes Wasser zu gelangen und versprach den Leuten, wenn wir das Ziel erreichten, eine tüchtige Portion Gin. Aber es sollte nicht so sein. Wir gelangten vor eine Barriere von Wasserpflanzen und herrlich blühenden riesengroßen Wasserblumen, die zu durchbrechen auch ich für unmöglich hielt. Entsagend stieg ich, um einen freieren Ausblick zu gewinnen, auf die gegen Regen und Sonnenbrand schützende Ueberdachung des Bootes und begann das Gelände vor uns, dessen Betreten mir versagt sein sollte, mit dem Fernrohre zu

durchmustern. In 1 bis 1½ km geradeaus vor uns lag festes Land und noch einige Kilometer dahinter türmte sich, von rechts und links her zusammentreffend, einer der mehrfach beschriebenen Höhenzüge auf, der in diesem Falle die Möglichkeit, daß sich die Lagune noch weiter nordwärts (wir mochten in gerader Linie etwa 20 km von der Küste entfernt sein) erstrecke, völlig ausschloß. War somit der Beweis erbracht, daß alle bisherigen Karten des Togo-Landes Phantasiewerk sind, daß abgesehen von den sonstigen auf diesen Karten verzeichneten Lagunen allein schon die Avon-Lagune nicht den zwanzigsten Teil jenes Umfanges besitzt, der ihr bisher beigemessen wurde, so blieb doch immerhin noch die Möglichkeit, daß ein größerer oder kleinerer Fluß hier einmünde. Jedoch war dieses sehr zweifelhaft. Denn erstens vermochte ich trotz genauester Durchmusterung des oben erwähnten, ringsum die Lagune einschließenden Höhenzuges keinerlei Einschnitt zu entdecken, der auf einen Fluß hätte schließen lassen können, und zweitens wollten auch die Eingebornen nirgendwo von einem weiter ins Innere hinein sich erstreckenden Flusse oder auch nur einem Bache gehört haben.

Die Schwierigkeit der Rückfahrt will ich hier nicht näher beschreiben. Nach 1½ Stunden, während deren ich längs dieser Lagune zum erstenmal vereinzelte Mangrovebüsche zu Gesicht bekam, befanden wir uns vor Seva, das auf den vorhandenen Karten als eine Insel dargestellt wird, aber in Wahrheit am Fuße des rechtsseitigen Höhenzuges liegt und selbst beim allerhöchsten Wasserstande niemals eine Insel darstellen kann. Der Ort, der noch niemals vorher von weißen Menschen besucht worden war, besteht aus drei Dörfern, nämlich Seva Koffi, Klein-Seva und dem ½ km landeinwärts gelegenen Groß-Seva.

Will man beim Reisen in Afrika nach Möglichkeit alle Weiterungen und Unannehmlichkeiten vermeiden, so thut man gut daran, so lästig dies auch bisweilen sein mag, in jedem Orte dem Häuptling einen Besuch abzustatten. Die Formen, die sich dabei abspielen, sind so ziemlich allerwärts die gleichen. Während eine Wache beim Boote zurückgelassen wird, erkundigt sich ein Dolmetscher nach der Wohnung des Ortsvorstandes, in die man dann, gefolgt von den die Gewehre tragenden Dienern, in stattlichem Aufmarsche und sozusagen im Triumphzuge begleitet wird. Meistens muß der „old man“, wie man im Neger-Englisch den Häuptling nennt, erst gerufen werden, aber noch

Eingeborene Frauen und Mädchen, Mais stampfend.

ehe er erſchienen iſt, ſchleppen andre dienſtfertige Geiſter die niedrigen und ſehr ſeltſam geformten Stühle heraus, auf denen man dann vor irgend einem ſchattenſpendenden Gebäude, ſei es die Wohnung des Häuptlings oder das Gerichtsgebäude, Platz zu nehmen pflegt. Sobald der meiſtens ſchon von andern Ortsälteſten und beſſer geſtellten Leuten begleitete „Chief“ erſcheint, beginnt zunächſt die Begrüßung und dann das unvermeidliche Palaver.

Der Häuptling eilt auf denjenigen unter den Weißen zu, den er ſeinem Aeußeren nach für den angeſehenſten hält, ergreift deſſen Hand, legt ſeinen Mittelfinger gegen den Mittelfinger des Weißen und läßt dann durch Aufſchnellen des Mittelfingers auf die innere Fläche der Hand zweimal ein knipſendes Geräuſch erſchallen. Bei großer Eile begnügt man ſich allerdings auch mit einmaligem Knipſen; aber das gilt doch nicht für recht herzlich und anſtändig. Dieſe Begrüßung wird ſo lange fortgeſetzt, bis jeder der Weißen mit allen angeſehenſten Männern und zuweilen auch einigen der angeſehenſten Frauen die Hand geſchüttelt und in der beſchriebenen Weiſe zweimal mit dem Mittelfinger geknipſt hatte. Alsdann befiehlt man dem Dolmetſcher, dem „old man“ die Komplimente der Weißen und deren Hoffnung auszudrücken, daß es ihm wohl ergehe. Beginnt alsdann der Häuptling mit den landesüblichen Fragen, wie es der Frau, den Kindern, dem Hauſe u. ſ. w. gehe, ſo läßt man ihm durch den Mund des Dolmetſchers kurzweg mit der Phraſe das Wort abſchneiden, daß es allerſeits gut gehe. Solches Kurzangebundenſein iſt aber doch bloß dem Europäer erlaubt, während ſich der Dolmetſcher und die ſonſtigen ſchwarzen Begleiter den landesüblichen Fragen keinesfalls entziehen können. Da hört man denn in dutzendfacher Wiederholung: Wie biſt du aufgewacht? Wie geht's zu Hauſe? Wie geht's den Leuten? Wie geht's der Frau? Wie geht's den Kindern? Wie geht's den Schweinen? Wie geht's den Hühnern? und was dergleichen mehr iſt. Auf jede dieſer Fragen folgt wieder eine beſondere Dankesformel und zum Schluſſe ſozuſagen als Generaldank beugt ſich der Ausgefragte mit dem Oberkörper bis beinahe auf die Kniee, um freundlich lachend dazu in die Hände zu klatſchen. An manchen Orten, aber nicht überall, wird auch in ausgehöhlten Kürbisſchalen Waſſer herbeigeholt, von dem der Häuptling, bevor er es dem Weißen anbietet, zuerſt trinkt, um zu zeigen, daß kein

Gift darin sei. Falls es etwas Geschäftliches zu verhandeln gibt, so beginnt man damit so schnell als möglich, andernfalls aber kann man es kaum vermeiden, den Austausch leerer Höflichkeitsphrasen noch eine Zeitlang fortzusetzen.

Man wird, ohne daß ich an dieser Stelle andre Beweise dafür anzuführen brauchte, schon aus dem Obigen ersehen, wie sich unter den Negern der Sklavenküste ein eigner Höflichkeitskomment ausgebildet hat, der weit förmlicher ist als der unsrige. Und auf die Befolgung dieses Höflichkeitskomments halten auch die Neger unter sich recht streng. Auffallenderweise aber genießt nicht derjenige Weiße unter den Negern das größte Ansehen, der am genauesten diese Formen beobachtet, sondern derjenige, der, ohne ihnen gerade auf den Fuß zu treten, sie dennoch ganz von oben herab behandelt, etwa in ähnlicher Weise, wie man einem alten halbnärrischen Diener, einem treuen Pferde oder einem guten Hunde gegenübertritt. Was nach Homerischer Weltanschauung die Götter Griechenlands gegenüber den sterblichen Menschen waren, das ist der Weiße gegenüber dem Schwarzen. Und wie vor 3000 Jahren die Helden Achajas über des Zeus und der Aphrodite Schwäche spotteten, so verhöhnt auch der Neger die mit außerordentlichem Beobachtungstalent herausgefundenen Schwächen der Weißen, ohne darum an deren Ueberlegenheit irre zu werden. Soll die Negerrasse Afrikas jemals einer höheren Kultur entgegengeführt werden, so muß diese göttergleiche Stellung des Weißen, die Stellung des Vaters gegenüber dem Kinde, aufrechterhalten bleiben. Wer dieses natürliche Verhältnis untergräbt, wie die Engländer das in Sierra Leone thun, der macht aus der den Küstennegern bereits halbwegs aufgepfropften europäischen Kultur ein Zerrbild, der züchtet ein Unkraut, das ihm ins Gesicht schlagen wird, wie der ungeratene Sohn seinem Vater.

Da es unmöglich gewesen war, zu Wasser das dicht vor uns liegende Nordende der Lagune zu erreichen, so beabsichtigte ich zu Lande den Versuch zu erneuern und damit auch festzustellen, ob ein Fluß dort münde oder nicht. Wir ließen uns daher von Seva aus Führer mitgeben und traten bei glühendem Sonnenbrand einen der anstrengendsten Märsche an, die ich bisher in Westafrika zurückgelegt habe. Die Sache verlief aber nicht ganz nach Wunsch. Statt daß man uns einen Führer gab, mußten wir gleich vier mitnehmen, was niemals sehr zweckentsprechend ist. Und anstatt uns geradeswegs in nordwestlicher

Richtung zur Lagune zu führen, ließen die Führer uns zunächst einen gewaltigen Umweg machen, der, in nordöstlicher Richtung beginnend, über die Hälfte eines Bogens beschrieb. Der Grund, weshalb sie das thaten, ist entweder in der Hoffnung auf ein höheres Trinkgeld oder aber darin zu sehen, daß es wohl in nordwestlicher Richtung keine Wege gab.

In Westafrika wirkt nämlich außer andern Dingen besonders der Umstand hemmend auf die Erforschung des Landes, daß es ganz unmöglich ist, abseits der altausgetretenen Pfade größere Märsche auszuführen. Dies gilt ganz besonders für die nähere, mit undurchdringlichem Schilfrohr bestandene Umgebung der Lagune. Vielleicht thaten daher unsre Führer ganz wohl daran, wenn sie uns zunächst in nordöstlicher Richtung zu dem früher erwähnten Höhenzug und dann diesem folgend wieder näher an die Lagune heranführten. Wäre es Abend oder Morgen gewesen, so hätte dieser Marsch ganz interessant sein können, denn wir sahen allerlei Anzeichen von Fleiß und Ordnungssinn, wie sie mir gleich ausgeprägt noch nicht im Togo-Land vorgekommen waren. Die $^1/_4$ oder $^1/_2$ Morgen großen, regelrecht mit Kaktushecken umzäunten Mais- und Kassadafelder waren besser bearbeitet, als ich sie irgendwo vorher an dieser Küste gesehen. Auch trugen die etwas abseits vom Wege stehenden, sehr großen und meistens priapischen Götterbilder, die wir mehrfach aufnahmen, mit äußerster Sorgfalt ausgemeißelte menschliche Gesichtszüge und hätten ohne Uebertreibung an Kunstwert mit den besser bekannten peruanischen Götzen verglichen werden können. Ein kleines Dach schützt die meisten dieser Götzen vor Sonne und Regen, vor ihnen oder neben ihnen auf Stangen pflegen die in Lebensmitteln, Kauris u. s. w. bestehenden Spenden untergebracht zu werden. Obwohl ich bisher keinerlei Art von Fanatismus bei den Negern beobachtet habe, so schien man es doch hier nicht besonders gern zu sehen, wenn wir Anstalt machten, diesen Fetischen eine etwas eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das von uns durchwanderte Land war namentlich auf höhergelegenem Boden mit Buschwerk und jenen riesigen, über 12 Fuß im Durchmesser haltenden Affenbrotfruchtbäumen bestanden, die für die Szenerie einer großen Strecke des Togo-Gebietes ebenso bezeichnend sind, wie die Kokospalmen für den salzhaltigen Boden der Küste. Die Figur eines solchen Affen-

brotfruchtbaumes, wie sie sich allenthalben vom Horizont abheben, ist imposant, aber wegen der häßlich-grauen Farbe der Rinde, des beinahe gänzlichen Mangels an Blättern und der eintönig herunterbaumelnden Früchte nichts weniger als anmutig. Fast ebenso einförmig sind die häufig inmitten der Felder stehenden Pawpawbäume, die kerzengerade aufgeschossen und vielfach ohne Blätter mit ihren kugelrunden Früchten gerade so aussehen, als ob man an der Spitze eines Billard-Queues ein Dutzend Billardkugeln befestigt hätte.

Der von den Eingebornen betriebene Ackerbau reicht, trotzdem ich vorhin von gutgepflegten Ackerfeldern gesprochen habe, dennoch kaum aus, die allernotwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn noch Nahrungsmittel zu verkaufen. Hier und dort hat man, obwohl allerwärts die gleiche scheinbar recht fruchtbare dunkelrote Erde zu finden ist, das Buschwerk durch Abhauen und Niederbrennen gelichtet, man hat dann auf Strecken, die stellenweise bis zu fünf Morgen groß sein mögen, mit einem Stocke die Erde aufgewühlt und Pflänzlinge hineingesteckt. Aber Hacke oder gar Pflug sieht man ebensowenig wie größere zusammenhängende Flächen von Ackerfeldern. Jedenfalls werden 90—95 Prozent des von mir durchzogenen Landes weder von Ackerland, noch von Urwald, sondern von Buschwerk und Riedgras eingenommen. Daß aber die übrigbleibenden 5 oder 10 Prozent für die Ernährung einer ziemlich dichten Bevölkerung annähernd ausreichen, dürfte für die Fruchtbarkeit des Landes der beste Beweis sein.

Eine gleichmäßigere Beschaffenheit des Bodens, als ich sie im Togo-Land gesehen habe, findet sich kaum irgendwo auf der Erde, selbst nicht in den endlosen Savannen Südamerikas. Alle Proben jener mehrfach erwähnten dunkelroten Erde, die ich von Be, von Aguewe, von Abobbo, von Seva, von Wo und von andern weitentlegenen Orten mit heimgebracht habe, sind in keiner Weise voneinander zu unterscheiden. Die Bodenbeschaffenheit ändert sich erst — aber auch dann mit solcher Regelmäßigkeit, daß man sie ganz genau vorausbestimmen kann, sobald man vom höher gelegenen Lande zur näheren Umgebung der Lagune heruntersteigt. Ebenso wie im niemals überschwemmten Lande der rote, stellenweise sandige Thon, so herrscht hier unumschränkt eine hellgraue, bisweilen fettige, bisweilen äußerst harte Thonerde.

Als mir die Unmöglichkeit klar geworden war, mit erschöpften Kräften auf dem einen Bogen beschreibenden Höhenzuge das Nordende der Lagune zu erreichen, befahl ich unsern von Seva mitgenommenen Führern, den nächsten von Westen her einmündenden Fußpfad einzuschlagen. Wir gelangten denn auch bald durch regelrecht in Reihen stehende Oelpalmenpflanzungen hindurch in das Gebiet der grauen Thonerde und nach $1^1/_2$stündigem Marsche zu jenem hohen Riedgrase, welches den besten Beweis für die Nähe der Lagune lieferte. Aber die allerseitige Erschöpfung war derart, daß wir, um nicht einen Sonnenstich davonzutragen, so nahe am Ziele umzukehren beschlossen. Zu diesem Entschlusse trug außerdem die Unmöglichkeit bei, von den Eingebornen irgendwie genauere Aufschlüsse zu erhalten.

Wer in Westafrika reist, wird allerwärts die Erfahrung bestätigt finden, daß der Neger kaum über die Zäune seines Dorfes hinaus Bescheid weiß. An Intelligenz fehlt es den Leuten viel weniger, als man wohl bei uns anzunehmen geneigt ist, aber es fehlt ihnen der Trieb, sich zu unterrichten, und selbst über Dinge, die sie wissen, geben sie aus bauernhaftem Mißtrauen nur ungern frei von der Leber weg Aufschluß. Dazu kommt die Schwierigkeit der Verständigung mit Leuten, die sich von Zeit und Entfernung, wenigstens in unserm Sinne, keinen Begriff machen. Wie sollte der Neger des Innern wissen, welche Entfernung man in einer Stunde zurücklegen kann? Am klügsten ist es noch, wenn man den Dolmetscher übersetzen läßt, man werde mit Tagesanbruch („when cock crow“ oder „when sun come out from bed“, zu deutsch: „wenn Hahn kräht,“ oder „wenn Sonne aus Bett kommt“) aufbrechen, und wenn man dann die Frage hinzufügt, wie hoch die Sonne stehen werde, bis man an dem und dem Punkte angelangt sei. Das ist natürlich eine Zeitangabe, bei der sehr leicht Irrtümer von vielen Stunden mit unterlaufen können.

Als wir auf dem Rückwege an Groß-Seva vorbei geradeswegs nach Klein-Seva marschieren wollten, ließen die Einwohner des ersteren sehr umfangreichen und reinlichen Ortes uns bitten, doch auch zu ihnen zu kommen, da sie noch niemals weiße Männer gesehen und begrüßt hätten. Wir erledigten den Besuch so schnell als nur eben anging, kaum aber waren wir aus dem Orte heraus, als wir abermals gebeten wurden, Halt zu machen, weil einige der angesehensten Frauen, die von weit her

herbeigeeilt seien, uns gar zu gern auch noch sehen möchten. Nach einigen Minuten erschienen denn auch sieben Weibsbilder von achtungswertem Alter, die vor uns niederknieten, in die Hände klatschten und ihrem Erstaunen über die weißen bärtigen Männer gar nicht genug Ausdruck geben konnten.

Wer mir vor meiner Abreise von Deutschland erzählt hätte, daß es hier in Westafrika in der Entfernung weniger Kilometer von der Küste Gebiete gibt, wo die Mehrzahl der Bewohner noch nie einen Weißen gesehen hat, und die in geographischer Hinsicht genau ebenso unbekanntes Land sind, wie es vor Stanley der Mittellauf des Kongo war, den würde ich für einen Narren oder einen Aufschneider gehalten haben. In den wenigen Wochen aber, seit ich hier weile, habe ich bereits soviel Fremdartiges und geradezu Wunderbares gesehen, daß ich auf das Seltsame der beiden oben erwähnten Thatsachen erst von den mit mir reisenden Kaufleuten aufmerksam gemacht werden mußte. Die Kaufleute, die an der Küste leben und von denen die meisten bei vieljährigem Aufenthalt auch nicht einen Kilometer weit ins Innere vordringen, diese Kaufleute verkehren ausschließlich mit den den Zwischenhandel vermittelnden Schwarzen, die nicht bloß sämtlich schon weiße Leute gesehen haben, sondern auch ziemlich gut mit deren Sitten und Eigentümlichkeiten Bescheid wissen. Die Ankunft meiner bescheidenen Wenigkeit und die von Deutschland aus an die Kaufleute gerichtete Bitte, mir mit Rat und That behilflich zu sein, hat nun aber auf einmal in diesen Herren, die früher zur Kräftigung ihrer Gesundheit vorwiegend nach Abuni und Abokobi (in der englischen Goldküsten-Kolonie) reisten, einen wahren Feuereifer für Ausflüge ins Innere wachgerufen. Und nun wundern sich die Herren mit mir, wie verschieden schon nach wenigen Kilometern das Innere von der Küste ist, sie wundern sich über die Unrichtigkeit der vorhandenen Karten und sie wundern sich vor allem darüber, daß es so dicht bei der Küste Ortschaften gibt, wo noch nie vorher ein Weißer gewesen ist.

Auf der Rückreise besuchten wir wieder die aus fünf Dörfern bestehende Hauptstadt Togo, welche mit ihren 2500 bis 3000 Einwohnern der größte Ort des Landes sein dürfte. In zweiter Linie würde Groß-Be kommen, dessen Seelenzahl ich auf 2000 bis 2500 schätzte. Auch solche Ortschaften wie Aguewe, Lebbe, Abobbo, Gbome, Seva, Agome, Tahasi, Oba u. s. w., von

denen entweder schon die Rede gewesen ist oder in dem nächstfolgenden Kapitel die Rede sein wird, haben teils über 1000 Bewohner, teils nicht sehr viel weniger.

Togo liegt Porto Seguro gegenüber (die beiden Orte sind jedoch einer vorspringenden Landzunge wegen einander nicht sichtbar) an der Nordseite der Lagune, und zwar gerade dort, wo die Lagune sich zu dem großen Wasserbecken des oben erwähnten Sees, (dem wir später den Namen „Togo-See" beilegten) zu erbreitern beginnt. Hinter flachem, von den zeitweise nicht unbedeutenden Wellen dieses Sees bespültem und mit großen Stücken Knolleneisenstein — den einzigen wirklichen Steinen, die ich in diesem Lande gesehen — übersätem Strande erheben sich beinahe senkrecht aufsteigend 12—16 m hohe Klippen von hartem dunkelrotem Thon, in welchem ebenfalls zahllose Stücke jenes knollenartigen Eisensteins eingelagert sind. Ab und zu findet man Stellen, wo durch die Gewalt der Regenwässer tiefe Rinnen in diese Klippen eingeschnitten worden sind. Ueber die fünf Dörfer, die sich etwa $2^1/_2$ km weit längs dem hier konvex gekrümmten Strande hinziehen, brauche ich nicht viel zu sagen. Wer eins dieser Negerdörfer im Innern gesehen hat, der kennt sie alle. Von dem Seestrande bei Porto Seguro gelangt man in 20—30 Minuten zum Südufer der Lagune und von hier in Boot oder Kanoe in 40 Minuten nach Togo, aber trotz dieser sehr geringen Entfernung ist der Unterschied zwischen Porto Seguro und Togo der denkbar größte. Porto Seguro ist unter allen schmutzigen Orten der Küste des Schutzgebietes der schmutzigste, während Togo an Sauberkeit kaum hinter den übrigen Orten des Innern zurücksteht. Dicht hinter Togo zieht sich ein bis 30 oder 40 m ansteigender Höhenzug rings herum; unter dem diese friedlichen Dörfer umwuchernden Pflanzenwuchs treten Kokospalmen, Bananen, Bambu, wildwachsende Baumwolle und wildwachsender Indigo ganz besonders hervor.

Wann König Mlapa von Togo gestorben ist, habe ich trotz aller Fragen nicht in Erfahrung bringen können. Man liebt es, das Ableben eines mächtigeren Mannes mit mystischem Schleier zu umgeben, und es gilt als Regel, daß ein verstorbener König noch ein volles Jahr nach seinem Tode für alle Welt außer seinen nächsten Verwandten als weiterlebend vorausgesetzt wird. Kommen Besucher, so überbringt man die Komplimente des Königs oder macht und empfängt in seinem

Namen Geschenke, obwohl beide Teile ganz genau über diese Täuschung Bescheid wissen. Da es außer Dahome und Aschanti an der ganzen Sklavenküste kein Staatswesen mit allerseits anerkannter Zentralgewalt gibt, da solche Königreiche wie Togo, Klein-Popo, Ague und Groß-Popo bloß durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den im übrigen ziemlich selbstständigen Ortschaften, durch Ueberlieferung, durch das im Bewußtsein jedes Einzelnen lebende Recht des Volkes auf den Grund und Boden sowie durch gelegentliche willkürliche, ganz vom Zufall und der Sinnesart dieses oder jenes mächtigeren Mannes abhängende Anklänge an wirkliche Herrschaft und wirkliche Verwaltung zusammengehalten werden, so hat ein Interregnum hier keine von jenen bösen Folgen, durch welche schon der Name allein bei uns berüchtigt geworden ist.

Die Hauptsache bei der Einsetzung eines neuen Königs sind die damit verknüpften Festlichkeiten, und häufig genug wartet die Familie mit dieser Zeremonie bloß deshalb, weil ihr noch nicht die hinreichenden Geldmittel zur Anschaffung von Rum und Pulver, jenen beiden notwendigen Grundlagen jeder Negerfestlichkeit, zur Verfügung stehen. In Togo spielt seit Mlapas Tode dessen Stabträger Plakku, wenn auch mehr theoretisch und platonisch als thatsächlich, die erste Rolle. Er ist ein hochgewachsener, intelligent, freundlich und gutmütig aussehender Mann mit kurzgeschorenem schwarzem Haar und weißem Bart. Auch über seinen Charakter glaube ich mir, da ich ziemlich viel mit ihm zusammengewesen bin, ein Urteil erlauben zu dürfen: ich halte ihn für einen der taktvollsten, bescheidensten und anständigsten Neger, die mir noch vorgekommen sind. Er überhängt sich nicht wie Mensa von Porto Seguro mit abgetragenem europäischen Flitter, sondern trägt bloß die landesübliche Toga und am Oberarm eine Anzahl im Lande geschmiedeter klappernder Eisenringe. Als ich zum erstenmal zu Plakku kam und er mir, zuerst selbst davon trinkend — um zu zeigen, daß kein Gift darin sei —, den landesüblichen Bewillkommnungstrunk gereicht hatte, begann er sofort vor den im Halbkreise herumsitzenden übrigen Häuptlingen zu erzählen, Mensa habe gedroht, ihn in Ketten werfen zu lassen, falls er nach Porto Seguro käme. Ich erklärte sofort so eindringlich als möglich, daß ich kein Beamter der deutschen Regierung sei, daß ich mit diesen Sachen nichts zu thun habe und bloß gekommen

ſei, um meinen Landsleuten ſchreiben und erzählen zu können, wie es hier ausſehe. Aber während dieſe Erklärung über den Zweck meiner Reiſe wohl von keinem ſeiner zahlreichen Könige und Häuptlinge, vor denen ich mich ſpäterhin noch veranlaßt ſah ſie zu wiederholen, verſtanden worden iſt, bewies Plakku durch mancherlei Auskunft und Hilfe, daß die mir obliegenden Aufgaben nicht über ſein Begriffsvermögen hinausgingen. Wem, wenn es einmal zur Einſetzung eines neuen Königs kommt, dieſe Rolle zufallen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls leben noch viele Mitglieder von Mlapas Familie, wie mich denn Plakku mit einem Bruder und einer Witwe des Verſtorbenen bekannt machte. Die letztere ſchritt, lächelnd die Hand ausſtreckend, auf mich zu, trotz ihrer Nacktheit mit dem Anſtande und der Würde einer vornehmen europäiſchen Dame.

Als Herr Reimann, Herr Bertheau und ich, von Seva zurückkehrend, Plakku um ein Nachtquartier baten, ließ er uns die Wahl zwiſchen einer vorn offenen Halle, ſozuſagen dem Atrium ſeines Hauſes, oder einem abſeits im Gehöft gelegenen, ein eigenes Haus darſtellenden und allerſeits geſchloſſenen Raume. Wir wählten die offene Halle, mußten uns aber, da ſich dahinter die Wohnung der jungen und alten Weiber befand, ruhig gefallen laſſen, daß während der Nacht jeden Augenblick jemand zwiſchen unſern Lagerſtätten hindurchſchlich; Plakku ſelbſt trat mir in der Dunkelheit einmal recht unſanft auf den Magen.

Als es Morgen wurde, verzögerte wie jedesmal die Notwendigkeit, für unſre Schwarzen Eſſen zu beſorgen, den Aufbruch. Die hauptſächlichſte Nahrung der Eingebornen beſteht aus einem Kinke oder Ablo genannten Maisbrot von der Form und Konſiſtenz unſrer Mehlklöße; als Zukoſt werden getrocknete und ſehr übel riechende Fiſche genoſſen. Auch der luxuriöſeren Gerichte, von denen einige ſogar bei den Weißen Gnade gefunden haben, gibt es viele, ſo z. B. den brennendheiß gepfefferten „Palm-Chop“, der aus Huhn, friſcher Palmbutter und im Lande wachſendem Pfeffer beſteht und deſſen Zubereitung, wenn er gut ſein ſoll, ſo langwierig iſt, daß nur Frauen, die ausdauernder als die Männer ſein ſollen, ſich darauf verſtehen. Für Bootsleute und Laſtträger ſind aber Kinke und getrockneter Fiſch diejenigen Lebensmittel, nach denen man, ſobald man ins Innere reiſt und nicht etwa Lebensmittel mit ſich führt, Aus-

ſchau halten muß. Die Schwierigkeit, auch nur dieſe Lebensmittel zu erhalten, rührt daher, daß die Eingebornen zwar Mais in Hülle und Fülle haben, aber jedesmal bloß ſo viel Kinke daraus bereiten, als für den dringendſten Bedarf notwendig iſt.

Da ſich unſer Aufbruch aus dem oben geſchilderten Grunde und auch wegen des allzu umſtändlichen Reiſe-Apparats ſo ſehr verzögerte, ſo hatten wir vollauf Gelegenheit, zuzuſehen, wie ſich in der Haupt- und Reſidenzſtadt Togo nach durchſchlafener Nacht das alltägliche Leben zu entwickeln begann. Das, was wir Schamhaftigkeit nennen, iſt ganz gewiß auch hier vorhanden, nur weit weniger entwickelt als bei ziviliſierten Völkern. Die jungen Mädchen nahmen nicht den geringſten Anſtand, ſich vor den Augen der weißen ſowohl wie der ſchwarzen Männer ſelbſt ihres Schlipſes zu entledigen, ſich mit einer ſchwarzen, im Lande gefertigten Seife einzureiben und dann an der Lagune abzuſpülen. Andrerſeits allerdings lugen die jungen Mädchen, wenn Europäer zum erſtenmal in ein Dorf kommen, anfänglich recht ſcheu hinter irgend einer Ecke hervor. Das iſt aber wohl mehr Furcht als Scham. Ruft man ihnen die landesübliche Begrüßung zu, ſo brechen ſie allemal in ein fröhliches Lachen aus. Nur unter den Mädchen findet man hübſche Geſtalten, während ſich ſchon die jungen Frauen ihre Figur auf eine grauenhafte Weiſe verunſtalten, indem ſie ungeachtet der ſchweren Laſt und des ſtarken zerrenden und verunſtaltenden Druckes jenes Tuch, welches ihre auf dem Rücken ſitzenden Kinder feſthält, vorn gerade über der Bruſt zuſammenknoten.

Weit häufiger als unſer Begriff der Scham iſt bei dem von unſrer Kultur noch nicht berührten Neger ſelbſt ein feineres Gefühl für Takt, Anſtand und Würde zu finden. Aber auch dieſes Gefühl geht nur allzu häufig in die Brüche, ſobald die Verſuchung, dawider zu handeln, ein wenig ſtark wird. So deuteten, ſobald ſie ſich bloß von uns und nicht von ihren Stammesgenoſſen bemerkt glaubten, Plakkus ehrwürdigſte Frauen lachend auf ihren Mund, um ihrer Vorliebe für Rum und Gin Ausdruck zu geben. Auch ſammelte, als eine umfallende Ginflaſche zerbrach, Plakku ſelbſt begierig in den Scherben, was ſich retten ließ. Und doch iſt dieſer von Hamburg bezogene Gin kein allzu verlockendes Getränk. Die Flaſche davon kommt den Kaufleuten auf 20 Pf. und ihr Inhalt, wenn man die Aus-

lagen für Flasche, Aufschrift, Farbe, Fracht u. s. w. abrechnet, auf 7—8 Pf. zu stehen. Daß dafür kein ordentlicher Branntwein geliefert werden kann, liegt auf der Hand. Wie man behauptet, enthielte der hier verkaufte Gin außer einem ganz klein wenig Alkohol bloß Terpentinöl und Vitriol, welches den durchaus notwendigen kratzenden Geschmack hervorbringt. Uebrigens sei es zur Ehre der hiesigen Neger gesagt, daß sie zwar sehr gern trinken, aber nur äußerst selten sich betrinken.

Etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang füllte sich Plakkus Gehöft mit Besuchern, die auf den niedrigen, früher beschriebenen Schemeln im Halbkreise um das Wohnhaus herum Platz nahmen. Wie man mir sagte, wiederhole sich diese Szene alltäglich, damit gleichzeitig den deutlichsten Beweis dafür liefernd, daß die Schwarzen sich nicht gerade zu Tode arbeiten. Der hauptsächlichste Zeitvertreib besteht in der möglichst umständlichen Begrüßung jedes neu Hinzukommenden. Sklaven und Weiber besorgen inzwischen die notwendigsten Arbeiten, und zwar die Frauen der Vornehmeren genau ebensogut wie diejenigen der Aermeren. An andrer Stelle werde ich über das auch in den englischen Kolonien Westafrikas noch immer fortlebende Institut der Haus-Sklaven sprechen, einstweilen sei so viel bemerkt, daß ein sorgloseres Leben, als es die hiesigen Sklaven führen, kaum denkbar ist. Man sieht sofort, wer von den in ein Gehöft Eintretenden ein Freier und wer ein Sklave ist. Der Sklave kniet vor seinem Herrn nieder und begrüßt ihn wie etwa ein gehorsamer und bescheidener Sohn seinen Vater. Der Herr seinerseits behandelt ihn milde und tauscht mit ihm genau denselben Gruß aus wie mit allen Uebrigen.

Wenn auch Togo die Hauptstadt des deutschen Schutzgebietes ist, so gibt es doch einen kleineren Platz im Innern, dessen Name weit häufiger genannt wird. Es ist das der Buschmarkt Wo, an welchem jeden fünften Tag mehrere Tausend und oft bis zu 6000 Menschen zusammenströmen. Nur sehr wenig Leute, die nicht ganz in der Nähe wohnen, würden anzugeben vermögen, in welcher Richtung Togo liegt, alle aber kennen die Straße nach Wo. Aber obgleich in Wo bisweilen an einem Markttage bis zu 3000 Gallonen Palmöl umgesetzt werden, machen Weiße dort nie Einkäufe, erstens um sich nicht mit den Marktweibern, welche den Zwischenhandel als ihr Vor-

recht betrachten, zu verfeinden, zweitens weil es für einen Europäer fast unmöglich ist, selbst auf solchem Buschmarkte Oel zu kaufen. Von der Schwierigkeit der Verständigung mit den aus den verschiedensten Orten des Innern kommenden Leuten ganz abgesehen, bewegt sich der Handelsverkehr auf solchen Märkten in Kleinlichkeiten, deren Bewältigung für den Europäer allzu zeitraubend und kostspielig sein würde. Die Leute, die weiter her aus dem Innern kommen, bringen Oel von sehr verschiedener Beschaffenheit und in sehr verschieden geformten Gefäßen, handeln auch eine endlose Zeit, ehe sie zuschlagen. Mit solchem Geschäft können sich natürlich nur die Marktweiber abgeben. Da auch an der Küste sehr häufig von Wo gesprochen wird, haben vielleicht schon ein halbes Dutzend Europäer vor mir den Ort besucht, sind aber mit Boot oder Kanoe und nicht wie meine Begleiter und ich über Land dorthin gelangt.

Wir zogen es vor, unser Boot auf dem Lagunenwege nach Wo zu entsenden, während wir selbst unter der Führung dreier Togo-Leute den Marsch über Land antraten. Nirgendwo fanden wir Urwald, nur halbverwilderte bis zu etwa einem Hektar große Ackerfelder — die man hier Plantagen nennt — oder stachliges, übermannshohes, von trostlosen bis zu 3 und 4 m im Durchmesser haltenden Affenbrotfruchtbäumen überragtes Buschdickicht, durch welches in vielfachen Windungen die schmalen Negerpfade hindurchführten. Vierfüßiges Wild sahen wir nicht ein einziges Mal, wohl aber ungeheuer viel Vögel: Habichte, Reiher, Krähen, eine Art Elstern, kleine rote Tauben, Schlangenhalsvögel u. s. w.

Nach einstündigem strammem Gehen in nordöstlicher Richtung verrieten die immer häufiger sich zeigenden cylinderförmigen und höchst sauber zusammengestellten Maisschober, daß wir uns einem Orte näherten. Die ersten Leute, die wir trafen, sagten, es sei Agbevina und es sei vor uns noch nie ein Weißer hier gewesen. Nach weiteren 35 Minuten, während deren es schon bei glühender Hitze ziemlich steil bergan ging, gelangten wir zu dem volkreichen Orten Oba, in dem, als man uns gewahrte, die Palaverglocken geläutet wurden. Wir würden schwerlich dort Halt gemacht haben, wenn nicht der Anblick üppiger mit Früchten überladener Orangenbäume unsern Gaumen gereizt hätte. Schon binnen wenigen Minuten zählte die uns begleitende, aber sich scheu in gebührender Entfernung haltende Negermenge nach Hunderten. Vor dem schönen Gerichtsgebäude

machten wir Halt, setzten uns auf die etwa anderthalb Fuß hohe Vordermauer und ließen durch den Dolmetscher nach dem Häuptling fragen. Nachdem wir weidlich Höflichkeitsphrasen ausgetauscht und für wenige Pence ganze Körbe voll Orangen erhalten hatten, rückte endlich der Häuptling mit einer Frage heraus, die er, obwohl sie ihm gewiß schon lange auf der Seele gelastet, aus Höflichkeit nicht früher hatte stellen wollen. Er fragte gerade heraus, obwohl freundlich, was wir denn eigentlich im Lande wollten, und schien höchst befriedigt zu sein, als er den friedlichen Zweck dieser Reise erfuhr.

Von Oba aus ging es steil abwärts zu einer flußartigen, schilfbestandenen aber wasserlosen Thalniederung herunter. Schon aus der Entfernung sahen wir zahlreiche Frauen und Mädchen, die mit Kalebassen — das Wort Kalebasse bedeutet in der Eingebornensprache gleichzeitig ein Thon- oder Kürbisgefäß und eine Jungfrau — dort herumhantierten. Näher kommend entdeckten wir Dutzende von höchst seltsam geformten Brunnen, die bis zur Tiefe von 25 m — das Maß nahm ich vermittelst der vor meinen Augen gebrauchten Stricke am Gewehrlauf — in den fetten, grauen und sehr klebrigen Lehmboden eingegraben waren. Die Stricke, an denen die Wasserkübel hingen, hatten tiefe Rinnen in die Ränder eingeschnitten, sodaß die Oberfläche eines solchen Brunnens aussah, wie das Durchschnittsprofil eines gotischen Kirchenpfeilers. Das Wasser war durch den beigemengten Thon grau gefärbt, schmeckte aber gar nicht schlecht. Lange stand ich hier sinnend, ob diese beiderseits von Höhenzügen eingeschlossene, im oberen Teil mit Buschwerk, im mittleren mit Rohr und Schilf, im unteren mit Gras bestandene Thalniederung etwa zur Regenzeit ein Flußlauf sein könne. Ich bin mir darüber nicht klar geworden, halte aber auch die Möglichkeit eines unterirdischen Zuflusses nach einer hier nur ein bis zwei Kilometer entfernten Ausbuchtung der Lagune für nicht ausgeschlossen.

Sofort hinter der Senkung steigt das Land wieder an, bis man den Rücken eines breiten, buschbestandenen Höhenzuges erreicht hat. Alsdann geht es abermals abwärts in ein zweites, auch zu Brunnenanlagen benutztes Thal. Jenseit desselben auf dem Höhenzug an der andern Seite liegt Wo. Der Ort selbst ist klein und enthält bloß wenige Einwohner, aber ein gewaltiger, ganz mit Palmkernen überstäter Platz vor dem Dorfe

zeugt von dem Umfang des sich hier an Markttagen entwickelnden Verkehrs. Die Gaffer erwiesen sich hier in Wo zudringlicher als wir sie sonst irgendwo gefunden. Als wir der endlich gefundenen Unterkunft uns freuend die frechen Kinder mit Scherz und Gewalt verjagten, schrieen dieselben weglaufend: Bedé (wildes Tier). Auch wurde uns erzählt, daß Sendlinge des sogenannten Königs Lawson von Klein-Povo hier gewesen seien, um ein weiteres Vordringen unserseits zu hindern. Wo gehört übrigens noch zum Togo-Gebiet, doch soll nicht sehr weit östlich davon die Grenze von Klein-Povo sein. Während wir noch in der ersten Etage des einzigen zweistöckigen Hauses von Wo beim Mittagsmahl saßen, erschien „Kaffeetopf" mit der Meldung, daß unser Boot wegen allzu zahlreicher Fischzäune nicht bis Wo habe vordringen können und eine gute Stunde abseits liege. Wir marschierten demnach zu dem 20 Minuten südwärts an der vorhin erwähnten Ausbuchtung der Lagune gelegenen Dorfe Weda und ließen alsdann uns und unsre Sache in zwei halsbrecherischen Kähnen aus ausgehöhlten Baumstämmen weiter südwärts befördern. Unterwegs sahen wir große, bis zu 30 Stück in einem Knäuel zusammensitzende Scharen von schneeweißen Reihern, durften aber wegen der Gebrechlichkeit unsres mit Mühe und Not im Gleichgewicht bleibenden Fahrzeuges nicht wagen zu schießen. Bei Sakkade Kopé (Kopé oder Koffi) fanden wir unser Boot und durchstreiften, während dasselbe zur Abfahrt fertig gemacht wurde, ohne alle Waffen den ebenfalls noch zum Togo-Gebiet gehörenden Ort. Als wir in das Boot stiegen, war der Strand dichtgedrängt voll von Leuten, und als wir unsern Schwarzen befahlen, das Boot ins Wasser zu schieben, sahen wir mit Erstaunen, wie dieselben von den Eingebornen daran verhindert wurden. Gleichzeitig suchten fremde Leute in das Boot einzudringen, und wir erhielten auf die Frage, was es gebe, von unserm Dolmetscher (dieser selbe Dolmetscher erkrankte einige Tage später lebensgefährlich unter allen Anzeichen einer Vergiftung) die Antwort, daß man uns mit Gewalt zwingen wolle, die bei uns vorausgesetzten Spirituosen herauszugeben. Unter solch drohenden Anzeichen bedurfte es nicht erst des Kommandos „Klar zum Gefecht!", damit wir zu den Waffen griffen. Als aber binnen wenigen Sekunden fünf Gewehrläufe zum Boote hinauslugten, war es ein Spaß, zu sehen, in welch fabelhaft kurzer Zeit der Strand völlig leer war;

den letzten der raubluſtigen Geſellen ſah ich mit ziegenbockähnlichem Sprung über einen Zaun ſetzen. Wir paſſierten Soholo, welches zur Hälfte zu Togo, zur Hälfte zu Klein-Povo gehört, und lenkten 1 3/4 Stunden nach der Abfahrt von Weda wieder in den parallel mit dem Meere verlaufenden Hauptarm der Lagune ein.

Sechstes Kapitel.

Der Togo-See und die Auffindung des Haho-Flusses.

(Der Togo-See. — Streifzug in das Innere. — Groß-Seva. — Moskiten und sonstige Plagen. — Entdeckung des ersten (Haho-)Flusses im deutschen Schutzgebiet. — Moräste. — Gbome. — Peinliche Sauberkeit in den Negerdörfern des Innern. — Stark coupiertes Terrain mit schönen Fernblicken. — Bei Agome endet mein Vordringen ins Innere. — Hitziges Palaver. — Rückmarsch nach Tahasi. — Wie die Eingebornen uns anstaunen. — Bootfahrt auf dem Haho-Fluß. — Palmenwälder.)

Auf der kleinen, mit den Herren Reimann und Bertheau unternommenen Expedition hatten wir festgestellt, daß die auf allen existierenden Karten verzeichnete, angeblich mehr als 2700 qkm Fläche bedeckende Avon-Lagune ein Phantasiegebilde sei. Anstatt dessen aber hatten wir, allerdings nicht an der Stelle, wo die Avon-Lagune liegen sollte, eine seeartige, rings von Höhenzügen eingeschlossene Erbreiterung der Küstenlagune entdeckt, und dieser Wasserfläche beschlossen wir, nach Klein-Popo zurückgelangt, im Verein mit den übrigen dort lebenden Deutschen den Namen „Togo-See“ zu geben. Der Name Avon-Lagune, der von den Offizieren des englischen Kriegsschiffes Avon einem bloß nach Hörensagen dreistweg in die Karten eingetragenen Hirngespinst gegeben wurde, konnte für den mit eignen Augen gesehenen und von uns selbst umfahrenen See nicht mehr maßgebend sein.

Der Wunsch, wenn irgend möglich, die Nordgrenze des

Togo-Gebietes festzustellen, führte zu einer zweiten Expedition, an welcher außer mir die Herren Konsul Randad, Durchbach und Hille teilnahmen, einer Expedition, welche, wenn sie auch schon nach vier strapazenreichen Tagen durch den Widerstand der Eingebornen ihren Abschluß fand, dennoch hübsche und lohnende Ergebnisse geliefert hat. Als Beförderungsmittel bis zum Nordende des Togo-Sees diente wiederum die schöne und geräumige Gig der Herren Eccarius und Randad. Die Bemannung bestand aus vier Leuten zur Vorwärtsbewegung des Bootes mit den Bambusstangen, zwei Trägern, einem Dolmetscher und einem Steward, der gleichzeitig auch kochen sollte. Die mitgenommenen Lebensmittel, nämlich Kaffee, Thee, Rotwein, Kognak, Corned Beef, Mixed Pickles, Wurst, Käse, Zwieback, Butter u. s. w., füllten mit Einschluß der notwendigsten Leibwäsche, der Hängematten, der Kopfkissen und der für die Eingebornen bestimmten, in Zeug und Spirituosen bestehenden Geschenke nur sechs je 20 bis 25 kg schwere Kisten, welche demnach mit Leichtigkeit von unsern sechs Trägern befördert werden konnten. Wir landeten zunächst nach vierstündiger Fahrt vor den fünf Dörfern der Hauptstadt Togo und nahmen hier als besten Führer Plakku selbst, den alten Stabträger des verstorbenen Königs Mlapa, an Bord.

Nach weiteren $2^1/_2$ Stunden, die des Windes und Wellenganges wegen beschwerlich waren, wurde das Boot auf den sumpfigen Strand von Klein-Seva gezogen, seines Inhalts gänzlich entleert und der Obhut des sehr freundlichen und intelligenten Häuptlings von Klein-Seva anvertraut, welcher sich auf die Nachricht von unsrer Ankunft hin beeilt hatte, eine alte hannoversche Husaren-Uniform anzulegen. Dieser Mann, mit den freundlichsten Gesichtszügen, die ich je bei einem Neger gesehen, war mehr als betrübt, als wir seine Einladung, in Klein-Seva zu übernachten, abschlugen und noch im Dämmerlicht nach dem 15 Minuten entfernten, etwas höher gelegenen Groß-Seva marschierten. Da der erste Häuptling abwesend war und in einem benachbarten Dorfe mit Tanzen, Musizieren und Schießen ein großes Fest gefeiert wurde, welches wohl manche Einwohner von Groß-Seva angelockt haben mochte, so fanden wir in dem halbverödeten sehr großen Dorfe nicht die erwartete gute Unterkunft. Nachdem Plakku mit den herbeieilenden und um ihn herum niederhockenden Ortsältesten ungefähr eine

halbe Stunde lang jene Begrüßungsphrasen ausgetauscht hatte, deren Ende wir auf herbeigeschleppten Kisten sehnsüchtig erwarteten, die wir aber doch der Höflichkeit halber nicht kurzweg abbrechen durften, wurde uns endlich ein nach Moder riechender Raum, vorn mit Ausnahme der stützenden Pfähle offen, hinten mit einer kleinen Fensteröffnung versehen, als Schlafstätte angewiesen. Der Raum war nicht mehr als sechs Schritte lang und vier bis fünf Schritte breit, dennoch aber sollten hier vier Hängematten angebracht werden, und zwar in Gegenwart der neugierig herandrängenden Menge, die man durch Scherze und gelinde Gewalt wohl zeitweilig, aber nicht dauernd entfernen kann. Die Decke des ziemlich hohen Raumes bestand aus Agoben-Balken — dem Holze der hier sehr häufig als Baumaterial verwandten Fächerpalmen, — die sich trotz ihrer geringen Breite und Dicke als stark genug zum Tragen der Hängematten erwiesen. Unsre Krus sollten, damit nichts gestohlen würde, laut ausdrücklichen Befehls außerhalb unsres Schlafgemachs im Freien übernachten.

Das klingt nun alles so abschreckend nicht; aber die Strapazen des Reisens in diesem Lande sind, sobald man sich von der Küste entfernt, so groß, daß wohl die meisten meiner Leser, wenn sie jemals eine solche Expedition mitgemacht hätten, schwerlich geneigt sein würden, zu einer zweiten auszuziehen. Worin diese Strapazen bestehen, kann man nicht mit wenigen Worten ausdrücken, da jeder Ort seine ganz besondere Plage hat. Im großen und ganzen sind es am Tage die erschlaffende Hitze und der gänzliche Mangel an reinem und gutschmeckendem Wasser, in der Nacht die durch Moskiten und andre Plagegeister hervorgebrachte Schlaflosigkeit, welche an die Körperkraft und Widerstandsfähigkeit der Weißen die größten Ansprüche stellen. Die oben mitgeteilte Liste unsrer Lebensmittel mag recht stattlich klingen, aber wieviel davon haben wir überhaupt, wieviel mit Appetit verspeisen können. Ein flackerndes Licht — entweder europäische Kerzen oder ein dochtartig zusammengedrehter Lappen, der in einer mit Palmöl gefüllten Kalebasse liegt — beleuchtet die auf einigen Kisten ausgebreiteten, zum Nachtessen bestimmten Lebensmitteln, um welche sich so und so viel schwarze Gestalten — teils unsre eignen hilfreichen, aber täppischen Leute, teils Ortsbewohner — herumbewegen. Aber dieses zudringliche zweibeinige Ungeziefer ist nicht das Schlimmste. Schon beginnt

es in allen Tonarten zu ſummen und zu ſurren, nur eine Hand kann ſich, während man eigentlich drei Hände nötig hätte, bei dem Geſchäfte des Eſſens Hilfe leiſten; die andre hat genug zu thun, wenn ſie die allerwärts offene und verwundbare Stellen entdeckenden Moskiten vertreiben will. Mögen wir geſättigt ſein oder nicht, jedenfalls behagt uns die Sache nicht länger. Aufſtehend zünden wir eine Zigarre an und durchwandern den auffallend ruhigen Ort, hier mit den am Thor der Umzäunungen ſtehenden Frauen und Mädchen Scherze austauſchend, dort einem alten Staatswürdenträger die Hand ſchüttelnd oder, ſo gut ſich das eben machen läßt, Erkundigungen einziehend. Endlich aber muß doch wohl an das Nachtlager gedacht werden. O, dieſe Nacht! Außer mir, der ich in den Mitteln, ſich gegen Moskitos zu ſchützen, am bewandertſten war, hat niemand ein Auge geſchloſſen. Einer meiner Begleiter hatte allerdings ein Moskitonetz mitgebracht, aber wenn dieſe nicht mit äußerſter Sorgfalt angebracht ſind, wie ſich das bloß zu Hauſe machen läßt, ſo vermehren ſie bloß die Schwüle und nutzen gar nichts. Solche Nächte ſind ein beſtändiges Ringen gegen unſichtbare Feinde. Die Weißen plaudern und ſcherzen, die Schwarzen laſſen klatſchend ihre großen Hände auf die nackten Schenkel fallen, daß es ein wahres Konzert gibt. Zudem kriecht und wimmelt allerwärts neben und unter uns etwas herum, bald Ratten, bald Neger, bald verlaufene Ziegen oder Schafe. Als mitten in der Nacht der meine Hängematte haltende Strick entzwei riß, hätte ich mich aus einer Höhe von vier bis fünf Fuß herunterſauſend ganz bedenklich verletzen können, wenn ich nicht gerade auf den fetten Rücken eines, wie ich glaube, Stehlens halber dort herumkriechenden Schwarzen gefallen wäre. Um 2 Uhr nachts beſchloſſen wir, dem Kampfe mit den Moskitos ein Ende zu machen; Plakku und die Krus wurden geweckt, es wurde heißes Waſſer für den mitgenommenen Kaffee-Extrakt gekocht und um 3 Uhr ſetzte ſich unſre mit Einſchluß der von Groß-Seva mitgenommenen Führer aus 15 Mann beſtehende Marſchkolonne in Bewegung. Auf die Schwierigkeiten, die es bei Ankunft und Aufbruch jedesmal bereitet, „Chop“ (Eſſen) für die eignen Schwarzen zu erhalten, werde ich an andrer Stelle zurückkommen.

Wir hatten für unſern Marſch auf den dem Kalender gemäß vorhandenen Mondſchein gerechnet, ſchon bald aber begann

dichter Nebel das Mondlicht zu dämpfen, und nach einer halben Stunde wurde die Feuchtigkeit der Luft — ob es nun Nebel oder Tau gewesen — so stark, daß unsre Kleider sich anfühlten, als ob wir einem starken Platzregen ausgesetzt gewesen wären. Ein Marsch ins Blaue oder wenigstens in völlig unbekanntes, noch nie von einem Weißen betretenes Land hinein hat seine ganz besondere Reize, man vergißt darüber sehr viel Unangenehmes, Moskitos und Nässe nicht ausgeschlossen. Auch vergißt man die Strapazen, sobald sie vorüber sind, aber die Erinnerung an alles Schöne bleibt, läutert sich und rundet sich zu einem Bilde ab, dem man gewiß nimmer entsagen möchte.

Wie schon früher, so setzte uns auch diesmal wieder die unerwartet gute Ausnutzung des Bodens in Erstaunen; es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß hier ein viel ordentlicheres und arbeitsameres Volk lebe als an der Küste. Unter arbeitsam darf man sich allerdings nicht das denken, was man in Europa darunter versteht. Selbst der fleißigste Neger hat nach europäischem Maßstab noch immer sehr gute Tage, und ich glaube kaum, daß diese selben Neger, die hier so hübsch ihre Felder bebauen, sich auch nur den Arbeiten unterziehen würden, wie sie an der Küste den Kru-Jungen zugemutet werden.

Auf einstündigem Marsche kamen wir bald durch ausgedehnte Dickichte von 2,5—3 m hohem schilfartigen Grase, bald an noch jungen Pflanzungen in regelrechten Reihen stehender Oelpalmen, bald an Kassada- und Maisfeldern vorbei. Wegen der äußersten Schmalheit aller Negerpfade muß man in diesem Lande stets im Gänsemarsch gehen, wobei es nicht selten vorkommt, daß solche Marschkolonne wie die unsrige, namentlich wenn die Jungen schwere Lasten tragen, sich auf viele hundert Schritte auseinanderzieht. Als der vorerwähnte Nebel stärker wurde, geschah es mehrmals, daß die Nachzügler Seitenpfade einschlagend mittels starken Pfeifens zu uns zurückgerufen werden mußten. Wir konnten daher den alten rüstig voranschreitenden Plakku nicht tadeln, als er bei einem Schäfergehöft Halt machte und zu einem längeren Aufenthalt alle Anstalten traf. In Wahrheit hatte allerdings Plakku dabei einen andern Grund als den, uns vor Nebel und Nässe zu schützen. Schon früher erwähnte ich, daß es zweckmäßig sei, in jedem größeren Dorfe, zu dem man kommt, den Häuptling zu besuchen. Eine andre

Maßregel der Klugheit besteht darin, von jedem Orte bis zum nächstgelegenen Führer mitzunehmen, die bei der Ankunft am Ziele nichts Eiligeres zu thun haben, als über Benehmen und Absichten der Reisenden zu berichten. Ohne diese lebendigen Empfehlungsbriefe, als welche die Führer aufgefaßt werden müssen, würde der Weiße wenigstens zunächst mit Zurückhaltung und Mißtrauen aufgenommen werden. Nun ging die Bekanntschaft der Leute von Groß-Seva hier bei diesem Schäfergehöft zu Ende und man hielt es für ratsam, zu dem Orte Agome, von dem man uns in Groß-Seva erzählt hatte, noch einen der Bewohner dieses Gehöftes als Empfehlungsbrief mitzunehmen. Zudem erklärten die Insassen des Gehöfts, daß wir, um nach Agome zu gelangen, einen Fluß überschreiten müßten und vor Sonnenaufgang keinen Fährmann finden würden. Von Moskiten umschwärmt, saßen wir also unter den von Tau und Nebel tropfenden Binsendächern der Hütten, wunderten uns über jenes halbe Hundert winzig kleiner Schafe, das sich hier umhertrieb, und freuten uns auf das Schauen des ersten Flusses im deutschen Schutzgebiet.

Wenige Minuten, nachdem der oberste Rand der Sonne sich am Horizonte gezeigt, ist es vollkommen hell, ebenso wie wenige Minuten nach Sonnenuntergang völlige Dunkelheit eintritt. Dazu kommt, daß an den längsten Tagen die Sonne nur eine halbe Stunde früher aufgeht, als an den kürzesten, so daß also Sonnenaufgang das ganze Jahr hindurch eine ebenso feststehende Bezeichnung ist, wie bei uns Mittag.

Der weitere Marsch führte wiederum durch — nunmehr ganz nasses — Schilfgras, in dem der einzelne Mann und auch unsre ganze Kolonne völlig verschwand. Das schilfartige Aussehen dieses Grases könnte darauf schließen lassen, daß das Land bisweilen überschwemmt würde. Unsre Führer stellten das jedoch in Abrede, auch habe ich später auf 7 bis 100 m hohen Terrainwellen jene selben Grasdickichte, die von Zeit zu Zeit niedergebrannt werden, wiedergefunden. Nach halbstündigem Gehen westwärts (bis zum Schäfergehöft waren wir in gerader Richtung nach Norden marschiert) sahen wir geradeaus vor uns gewaltige, riesenhohe Laubbäume, die sich zu einem langgestreckten Waldsaume zusammenzuschließen schienen. Plötzlich aber ging es auf schlüpfrigem Thonboden steil bergab, von Mund zu Mund lief der Ruf „der Fluß", und mit einer Salve aus allen Gewehren

begrüßten wir das erstentdeckte fließende Gewässer auf deutschem Schutzgebiete, jenen Haho-Fluß, den wir auf der im vorigen Kapitel beschriebenen Lagunenfahrt vergebens vom Togosee aus zu erreichen versucht hatten.

Das Waldesdickicht der den Fluß beschattenden Riesenbäume ließ den 25 bis 40 m breiten, sehr tiefen, aber zur Zeit bloß wenig Strömung zeigenden Wasserweg tiefdunkel erscheinen; das Bild war landschaftlich das schönste, welches ich bis dahin im Togolande gesehen. Stellenweise versperrten umgestürzte Baumstämme einen Teil des Flusses, an andern Stellen beugten sich elegante Palmen herüber und hinüber, allerwärts aber spendeten laubreiche und blühende, von Lianen und Schlinggewächs überwucherte Tropenbäume Schatten und Kühlung. Inzwischen waren von der andern Seite des Flusses zwei ausgehöhlte Baumstämme, elende und verzweifelt schmale Kanoes darstellend, heranbewegt worden und einem dieser Seelenverkäufer übergaben wir unter der Aufsicht eines Kru-Jungen unser Gepäck, während wir selbst, mit dem Boote gleichen Schritt haltend, auf holperigem, halsbrechendem Pfade am Ufer (in der Richtung nach SSW) marschierten.

Nach einer Viertelstunde gelangten wir an eine zweite Fähre, wo drüben an der andern Seite das Gepäck gelandet und nunmehr wir selbst — zunächst in einem Kanoe die vier Weißen — hinüberbefördert wurden. Die Kanoes waren so schmal, daß wir, von denen keiner an übermäßiger Leibesfülle litt, uns kaum hineinzuquetschen vermochten, und bei der geringsten unüberlegten Bewegung würden wir ganz gewiß in näheren Verkehr mit den Alligatoren getreten sein. Der drüben wartende Kru-Mann, der das Geschäft beaufsichtigt hatte, trug uns einzeln ans Land und mit gelegentlichem, dem Jagdsporte gewidmeten Aufenthalte ging es westwärts weiter. Dabei möchte ich erwähnen, daß ich die Entfernungen in Zeitstunden so angebe, als ob wir ohne Unterbrechung in der Stunde $4^1/_2$ km zurückgelegt hätten. Solange wir marschierten, ging es thatsächlich im Eilschritte vorwärts, der Aufenthalte aber gab es z. B. beim Passieren von Moräften sehr viele, und um die Bestimmung der Entfernungen nicht allzu verwickelt zu machen, habe ich diese sorgfältig verzeichneten Pausen gleich von vornherein in Abzug gebracht. Nach 20 Minuten mußten wir den ersten Schilfmorast passieren, der so lang war, daß die beiden mich tragenden Krus

beinahe unter ihrer Laſt zuſammengebrochen wären. Bei jedem zehnten Schritt etwa, wenn ſie in eines der mehrere Fuß tiefen Löcher traten, verloren die Aermſten, von denen der Schweiß in wahren Strömen heruntertroff — Neger ſchwitzen überhaupt ſtärker als Weiße —, das Gleichgewicht, und die Frage: „wirſt du oder wirſt du nicht in dieſe Pfütze hineinfliegen?“ habe ich wohl dutzende Male erwogen. Nach 10 Minuten ſtrammen Eilſchritts ein zweiter Moraſt, nach abermaligen 10 Minuten ein dritter. Nun aber kam höheres Land und binnen 10 Minuten befanden wir uns in dem großen und reinlichen Dorfe Gbome (nicht zu verwechſeln mit dem 5 km ſüdlich davon gelegenen Gbome Markt, wo ich früher übernachtet hatte). Da Plakkus Bruder hier Häuptling iſt, ſo wurden wir aufs freundlichſte aufgenommen und es wurden uns zunächſt ein Schäfchen und ein Huhn geſchenkt.

Eine peinlichere Sauberkeit, als ſie in dieſen Negerdörfern des Innern herrſcht, vermag man ſich kaum vorzuſtellen; es gibt in Deutſchland keine Stadt und kein Dorf, deren Straßen gleich gut gehalten und gleich reinlich gekehrt wären. Das gleiche gilt von dem roten Thon-Eſtrich der Hütten, die man mit ihren 2 bis 3 Räumen ſchon beinahe Häuſer nennen kann. Mit wenig Ausnahmen findet ſich in dieſem Lande überall dieſelbe Bauart. Man gibt dem roten Thon durch Binſen und Stroh einen größeren Halt, formt mächtige Quadern daraus und türmt dieſe übereinander. So entſtehen die Wände. Iſt das Gebäude bis zum Dach oder bis zur Höhe des erſten Stockwerkes fertig, ſo legt man Agoben-Balken herüber, überdeckt dieſe wieder mit Reiſig und ſtampft, wenn man ein zweites Stockwerk haben will, als Fußboden Lehm darauf. Andernfalls wird der Bau mit dem ſchrägen Dache abgeſchloſſen, welches aus einer 15 cm dicken Schicht Binſenſtroh beſteht und den Strohdächern unſrer Bauernhäuſer gleicht. Alle in dieſer Art gebauten Häuſer ſind rechteckig und haben vorn eine vom Dache überſchattete Veranda. Umſchließt das Haus bloß einen Raum, ſo iſt derſelbe vorn offen, in der Weiſe, daß man über eine etwa 30 cm hohe Lehmmauer hineintritt. Umſchließt das Haus mehrere Räume, ſo iſt auch wohl der eine oder der andre von vier Wänden anſtatt von drei eingeſchloſſen und enthält dann eine kleine, zuweilen mit Holzladen, zuweilen mit Stangen verſchloſſene Fenſteröffnung (aber natürlich ohne Glasfenſter). In

einigen seltenen Fällen habe ich auch, wo ein Haus mehrere Zimmer hatte, eine Art von Holzthür gesehen.

Zweistöckige Häuser sind äußerst selten, sie verdanken wohl nur der Prunksucht und den Erzählungen von den Gebräuchen der Weißen ihre Entstehung. Besonders interessant ist dabei die Konstruktion der Treppe. Entweder gibt es für jede Treppenstufe auch zwei Stützen, über die dann Thonquadern gelegt werden, oder man legt die ganze Treppe zwischen vier schrägstehenden Balken (an jeder Seite zwei). Wer einmal eine solche Treppe hinauf- und hinuntergestiegen ist, hat zu einem zweiten Versuche selten mehr Lust. Da die allermeisten Häuser einstöckig sind und das, was man hier mit zur Familie rechnet — nämlich die Sklaven und deren Kinder —, sehr zahlreich ist, so liegen meistens mehrere Häuser innerhalb eines Gehöftes, ohne daß darum mehr als eine Familie in diesen Gehöften vorausgesetzt zu werden brauchte. Es gibt Gehöfte, in denen bloß eine Familie wohnt, und auch solche, in denen mehrere Familien wohnen. Eingezäunt werden die Gehöfte mit übermannshohen Zäunen aus Maisstroh, zwischen denen die schmalen, endlos gewundenen Wege hindurchführen.

Der Hausrat dieser Negerwohnungen ist zwar sehr urtümlich, umfaßt aber dennoch weit mehr Dinge, als man sich das in Europa wohl vorstellen mag. Da sind hübsch geflochtene Strohmatten, auf denen die Eingebornen nachts schlafen; aus Thon oder Kürbisschalen gefertigte Kalebassen und sonstige Gefäße in allen Formen und Größen; riesige, in langen Reihen in die Erde eingegrabene Thonfässer zur Aufnahme des Wassers, in Form, Farbe und Aufstellungsart ganz ähnlich jenen Fäßen, aus denen im alten Pompeji Oel oder Wein verkauft wurde; Schwerter, lange Messer, kurze Messer und Dolche; gekaufte oder selbstgesponnene und selbstgewebte Tücher; da sind auch in der Gestalt von halbleeren Rumfässern, alten Kisten und leeren Blechbüchsen die unzweideutigen Anzeichen eines lebhaften, aber bloß durch Zwischenhändler betriebenen Handelsverkehrs mit der Küste. An Orten, wie Gbome Markt, wo es übermäßig viele Moskiten gibt, haben manche Leute und sogar die Frauen, die sonst in mancher Hinsicht hinter den Männern zurückstehen müssen, schlechtgehaltene Moskitonetze.

Alles in allem wird der Leser aus obiger Aufzählung ersehen, daß die Neger an dieser Küste zum wenigsten nicht wie

Wilde sind. Sie sind in mancherlei Kunstfertigkeit bewandert, und wenn sie auch nicht gerade wie die Schwarzen von Cape Coast und Accra Goldgeschmeide anfertigen, so verstehen sie es doch, mit Hilfe der Töpferscheibe beinahe kunstreiche Gefäße zu formen, Leder zu gerben, aus dem Erträgnisse der wildwachsenden Baumwollenstaude Garn zu spinnen und auf selbsterfundenem Webstuhle bis zu zwei Drittel-Fuß breite Streifen Zeug (breitere bringt man mit diesen Hilfsmitteln nicht zustande) zu weben. Alle diese Fertigkeiten sind den Negern nicht etwa von den Weißen der Küste übermittelt worden, wie schon daraus hervorgeht, daß die ganz dicht bei der Küste wohnenden Neger eine solche eigne Industrie nicht mehr besitzen. Bei allzu lebhaftem Handelsverkehre erlischt das eigne Gewerbe der Neger, sei es, weil seine Erzeugnisse an Güte und Billigkeit nicht mit den europäischen wetteifern können, sei es, weil sich als alsdann allzu viel Leute dem Handel widmen. Der Neger liebt eben nichts so sehr als den Handel: in diesem Lande treibt so ziemlich ein jeder ein wenig Handel, jeder König, alle Frauen der Könige, auch jeder Sklave und in einzelnen Fällen hinwiederum der Sklave des Sklaven.

Es hat mich in Erstaunen gesetzt, daß jedes Negerdorf, so groß oder so klein es sein mag, mehrere öffentliche Gebäude besitzt. Als ich zum erstenmal in Abobbo (von dem später die Rede sein wird) ein längliches, rings herum aus einer Art von Bogenhallen bestehendes, inwendig vollständig leeres, in seiner Gesamtanlage den Trinkhallen unsrer Badeorte ähnelndes Gebäude sah, als ich dann herausfand, daß dieses Gebäude an der einzigen höher gelegenen Stelle des Ortes errichtet sei, von wo aus sich eine entzückend schöne Aussicht entrollte, da fragte ich mich: Haben denn die Neger Kunstsinn? Aehnliche Gebäude habe ich seitdem in Dutzenden von Ortschaften vorgefunden und stets wieder habe ich mir dieselbe Frage vorgelegt. Man kann sagen, was man will, diese Gebäude sind architektonisch schön oder es wird wenigstens mit ihnen eine Leistung versucht, die bei weiterer Ausbildung architektonisch schön genannt werden müßte. Diese Gebäude — die an der Küste gänzlich fehlen — sind die Gerichtsgebäude, deren es in kleineren Orten eins, in größeren Orten, wo sich verschiedene Häuptlinge in die Gewalt teilen, mehrere gibt. Des weiteren hat jeder Ort mindestens einen Palaverplatz, in dessen Mitte meist ein großer Baum steht.

Zu den öffentlichen Gebäuden gehören noch die Fetischtempel, deren Anlage derjenigen der Gerichtshäuser gleicht, nur daß die Fetischhäuser bloß vorn bogenförmige Oeffnungen haben, hinten aber geschlossen sind. Auch ist überall, wo solche Gebäude offen sind, doch eine niedrige, etwa 30 cm hohe Mauer angebracht, über die man beim Hineintreten wegschreiten muß. Die Fetischhäuser habe ich, um kein böses Blut zu erregen — obwohl der Neger nichts weniger als fanatisch ist — nicht näher untersucht. Von außen sind sie häufig mit Malereien in hellen Farben verziert, die sich von dem dunkelroten Thon recht grell abheben. In den meisten jener Tiere, deren Nachbildung hier versucht worden, glaubte ich kindisch gezeichnete Pferde zu entdecken, von allen unsern Haustieren dasjenige, welches, weil es hier so selten ist, dem Schwarzen am meisten imponiert.

Von der oben beschriebenen Form der Gerichtsgebäude und der Fetischhäuser gibt es zahlreiche Abweichungen, aber stets liegen dieselben am schönsten Punkte des Ortes, stets haben sie etwas Originelles, ja Künstlerisches. Bald finden wir (z. B. in Tahasi) viereckige, säulenartige Pfeiler, die so nahe zusammenstehen, daß sich kaum ein Mensch hindurchzwängen kann, bald wieder finden wir (wie z. B. in Agome) große Gebäude, die anstatt der Bogengänge bloß eine Thür haben, aber mit vielen Dutzenden von Fenstern ausgestattet sind, als ob sie buchstäblich durchlöchert wären.

Bei all diesem spreche ich bloß von den etwas abseits von der Küste gelegenen Dörfern. Diese Dörfer gleichen sich alle und ausnahmslos so sehr wie ein Ei dem andern. Aber die Anlage der dicht an der Küste gelegenen Ortschaften ist verschieden und läßt dem Zufall einen großen Spielraum. In der Fetischstadt Be sind beispielsweise die Hütten rund, in Lome und Bagida sind sie viereckig, aber ohne Anwendung von Thon oder sonstigem solideren Baumaterial bloß aus Binsen aufgeführt. Während im Innern für jedes Dorf große Löcher gegraben werden, welche allen Unrat und Abfall aufnehmen, um dann wieder zugeschüttet zu werden, sind die Dörfer an der Küste — namentlich Porto Seguro — höchst unsauber. Einen Vorzug haben allerdings, wie erwähnt, auch die in der Nähe der See oder der Lagunen wohnenden Schwarzen: sie baden sich — namentlich die Mädchen und Frauen — mehrmals täglich, während solcher Luxus mit seinem wohlthätigen

Einflusse auf die Haut den Negern des Innern versagt bleibt.

Vielleicht rührt es daher, daß in Orten, wie Groß-Seva, Gbome, Agome, Aguewe, Groß-Lebe, Abobbo u. s. w., weit mehr Hautausschläge zu beobachten waren, als in Lome, Bagida, Porto Seguro und Klein-Povo. Am häufigsten ist wohl jene Krokro genannte, äußerst ansteckende, aber auch leicht heilbare Flechtenart. Woher aber all jener Schorf und all jene Beulen herrühren, mit denen manche Kinder überdeckt sind, vermag ich als Nicht-Mediziner nicht anzugeben. Am unangenehmsten berühren den Fremden außer jenen Hautausschlägen die bei keinem andern Volke so häufig wie hier sich findenden Verunstaltungen des Nabels. In Gbome zählte ich unter 65 uns umstehenden Kindern nicht weniger als 29, die Nabelbrüche hatten. Viele behalten dieses entstellende Leiden bis zum Greisenalter, bei manchen scheint es aber auch wieder auszuwachsen.

Nicht besonders häufig, aber doch so ziemlich in jedem Dorfe findet man einige Individuen jener besonderen Spielart des Neger-Typus, die, ohne daß irgendwie an eine Beimischung europäischen Blutes gedacht werden könnte, durch gelbe Hautfarbe und rotes Haar auffällt. Weit häufiger ist jene Erkrankung der Haut, durch welche der Neger an diesen oder jenen Stellen seines Körpers Flecken bekommt, welche so weiß sind wie die Haut eines Europäers. Plakku selbst hat solche ganz weiße Flecken an Oberarmen und Schenkeln. Dieselben rühren von einer allgemeinen Erkrankung des Körpers und nicht von jenen örtlich beschränkten Ursachen her, welche veranlassen, daß beim Neger auch die Innenseite der Hand und des Fußes hell ist, oder daß der Verbrecher, welcher in heißes Oel hineingreifen muß, dadurch an dem betreffenden Arme weiße Flecken bekommt.

Noch spielte sich, ehe wir Gbome verließen, ein hübscher kleiner Vorgang ab. Ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen war uns durch guten Wuchs und hübsche Gesichtszüge — soweit man bei Negern davon sprechen kann — aufgefallen. Einer meiner Begleiter winkte sie zu sich heran und gab ihr, während das Mädchen verschämt den Kopf abwandte, einen Shilling. Lange stand sie da, lächelnd und stolz uns betrachtend, während ihre Sippschaft nach Negerart in unbän-

dige Heiterkeit ausbrach. Als wir aber weggehen wollten und schon gar nicht mehr an das Mädchen dachten, kam die Kleine herbeigesprungen und legte, niederknieend und wiederum den Kopf abwendend, ein Huhn vor dem Geber des Schillings nieder.

Als wir von Gbome aus in nordwestlicher Richtung den Marsch nach Agome fortsetzten, gelangten wir zu einem höheren und immer stärker durchschnittenen Gelände: der Unterschied zwischen den Thälern und den schmalen Hochebenen der Höhenzüge mochte sich hier auf annähernd 100 m belaufen. Zuweilen eröffneten sich schöne Ueberblicke über das mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckte Land, sowie auch über einzelne Teile des nunmehr schon weit südlich hinter uns liegenden Togo-Sees. Dieses Land wäre auch in europäischem Sinne landschaftlich schön zu nennen gewesen. Ich möchte es mit der Umgebung von Metz vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß es hier weder vereinzelte Berge noch Hügel, sondern bloß langgestreckte Höhenzüge gibt. Bestanden war das Land, soweit es nicht zum Ackerbau benutzt wurde, entweder mit hohem Schilfgrase oder mit niedrigem, von gewaltigen Bäumen überragten Buschwerke. Auf den Ackerfeldern sah ich Kassada, Mais, Bataten oder süße Kartoffeln, ab und zu Ananas, sowie von Bäumen und Sträuchern Pawpaws, Oelpalmen, Bananen und einheimischen Pfeffer. Berücksichtigt man, daß das ganze Ackergeräte der Leute aus einer an einem Stocke befestigten kleinen Eisenplatte besteht, mit der sie wohl Löcher aufwerfen, aber das Land nicht umgraben und lockern können, so muß man dem guten Aussehen ihrer Felder alles Lob zollen. Auch gibt es, wenn neue Felder angelegt werden sollen, durch das Roden und Brennen des Buschwerkes viel Arbeit.

Während ich vierfüßiges Wild nirgendwo im Togo-Gebiet zu Gesicht bekommen habe, wimmelt das Land von Flugwild; auf Habichte und Tauben kann man, wenn man will, in jedem Augenblicke zum Schuß kommen. Meine Begleiter nutzten das, während ich mir Aufzeichnungen machte, weidlich aus und lieferten namentlich durch die kleinen, rotbäuchigen Tauben eine angenehme Bereicherung unsrer Küche. Eine gute Stunde nach dem Abmarsche von Gbome trafen wir in Agome ein, wurden zum Häuptling geführt und ließen uns, nachdem vor versammeltem Volke der erste brennende Durst gelöscht war, von unsern Schwarzen zwei luftige Räume zum Aufhängen der

Hängematten aussuchen. Jeder dieser beiden Räume stellte ein kleines Häuschen vor; das Dach bestand aus Binsenstroh, aber die Wände bestanden aus Stöcken, zwischen denen die Luft ziemlich ungehindert durchdringen und auch wohl ein Mensch sich durchpressen konnte. Solch luftige Bauart hatte nun allerdings ihre Vorzüge, aber auch, da wir uns gern umkleiden wollten und einige Hundert Menschen herumstanden, ihre Nachteile. Takt oder Bescheidenheit kann man in dieser Hinsicht von den Eingebornen nicht erwarten; sie glotzen den Fremdling an, wie bei uns die Kinder einen Bärenführer. Tritt man dann aber hinaus und geht energisch (aber am besten lachend) geradeswegs auf sie los, so entsteht eine rasende Panik; Kinder, Greise, junge und alte Weiber purzeln im Knäuel übereinander hin, daß es eine wahre Lust ist. Nach kurzer Rast in der Hängematte speisten wir in einem dritten, mit einer schön geflochtenen Matte ausgestatteten Häuschen zu Mittag.

Unterwegs hatten wir von einem weiter nordwärts gelegenen bedeutenden Orte namens Adangbe gehört, in dessen Nähe ein großes Gewässer vorüberfließe. Das Gebiet von Adangbe gehöre noch zu Togo, aber die Bewohner seien eingewandert und nicht mit den Umwohnern verwandt. Hoffend, von Adangbe aus Näheres über die Nordgrenze des Togo-Gebietes erfahren zu können, beabsichtigten wir zunächst nach diesem Orte aufzubrechen. Wir ließen daher die Häuptlinge von Agome zu uns bitten, um sie auszufragen und Führer zu erhalten. Unter diesen Häuptlingen war einer, der ein eben so intelligentes wie unangenehmes Gesicht hatte; er glich der auf unsern Bühnen stereotyp gewordenen Figur des Grafen von St. Bris in den Hugenotten. Dieser Häuptling erklärte, daß es unmöglich sei, nach Adangbe zu gelangen, und daß er uns keine Führer mitgeben werde. Anfänglich berief er sich auf einen großen Fluß, den wir wegen Mangels an Kähnen nicht überschreiten könnten. Später, als wir vor diesem Wasser nicht zurückschraken, sprach der Mann von Moräſten, und als auch diese uns nicht imponieren wollten, erfand er neue und immer neue Gründe. Wir erklärten, daß wir unser Gepäck zurücklassen und uns für die Sicherheit der mitgegebenen Führer verbürgen wollten, aber der eigensinnige Neger ließ sich von der einmal gefaßten Entscheidung nicht abbringen. Als das Palaver immer heftiger wurde, erzählte er, es sei schon vor langen Zeiten ein-

mal ein Weißer hier gewesen, der auch weiter in das Innere habe vordringen wollen. Man habe denselben zum Narren gehalten und in der Irre herumgeführt; das Gleiche wolle er nicht mit uns thun, deshalb sage er offen die Wahrheit. Wir machten einen abermaligen Versuch, indem wir vorschlugen, der Häuptling möge uns bloß bis zu dem Fluß oder Morast Führer mitgeben, aber er sagte, alle seine erwachsenen Männer seien beschäftigt und seine Knaben würden sich fürchten. Wir verwiesen auf unsre fünf guten Repetiergewehre, die wohl jeden, der mit uns ginge, der Notwendigkeit sich zu fürchten entheben würden und brachen das Palaver mit der Erklärung ab, daß wir, wenn nicht von Agome aus, so doch ein andres Mal von andrer Richtung her nach Adangbe vordringen und dann den Leuten von Agome auf dem Rückwege die Ehre unsres Besuches schenken würden.

Fragt man nun, weshalb wir nicht trotz des Häuptlings nach Adangbe vorzudringen versuchten, so verweise ich auf die Mangelhaftigkeit unsrer für solche Fälle nicht berechneten Ausrüstung. Wir besaßen weder Lebensmittel für unsre Schwarzen, noch auch hinreichende Mengen an Tuch und Branntwein, womit wir im Innern, wo bares Geld noch wenig oder gar nicht bekannt ist, unsre Bedürfnisse bezahlen und, wenn nötig, den Durchmarsch hätten erkaufen können. Die nächste Folge des hitzigen Palavers war die, daß man unsern Schwarzen kein Kinke (Maisbrot) mehr verkaufen wollte; wir fühlten dadurch so recht, wie sehr wir für die Beköstigung unsrer Schwarzen auf den guten Willen der Eingebornen angewiesen seien. Plakku, der Häuptling von Togo, zog sich, nachdem auch er nichts zu unsern Gunsten hatte ausrichten können, traurig zurück und — während wir nach Beendigung des Mahles noch beim Kaffee saßen, erschienen bereits die inzwischen aufgehetzten „lebendigen Empfehlungsbriefe“ von Groß-Seva und Gbome, behufs schleuniger Rückreise ihren Lohn verlangend. Wir warfen sie lachend hinaus, weil sie doch bisher keine so sehr große Eile gezeigt hatten und heute doch nicht mehr nach Hause zurückgelangen konnten.

Wir erwogen ernstlich, was wir thun sollten; Gewalt anzuwenden, wäre, selbst wenn nicht die Kaufleute aus Geschäftsrücksichten davor zurückschraken, schon deshalb unthunlich gewesen, weil man uns gar keinen aktiven, sondern bloß passiven Widerstand entgegengestellt hatte. Zudem würden wir mit fünf Gewehren einen etwaigen Widerstand nur haben brechen können,

indem wir die Gewehre gebraucht hätten; mit 20 Bewaffneten aber könnte man, glaube ich, das ganze Land bis zur Grenze von Dahome durchziehen, ohne genötigt zu sein, auf etwas andres als auf Jagdwild zu feuern.

Die Gründe, weshalb man uns an weiterem Vordringen zu hindern versuchte, können sehr mannigfaltiger Art sein. Entweder waren die Aufschlüsse, welche wir über den Zweck unsrer Reise gegeben hatten, schlecht verdolmetscht worden und man hielt uns für Sklavenjäger. Oder aber — und so etwas klang aus den Worten der Leute heraus — man lag in Fehde mit Adangbe und fürchtete sich. Oder endlich — und das ist das wahrscheinlichste — man war besorgt für jenes Monopol des Zwischenhandels, welches allerwärts in Afrika die bis zu einer gewissen Entfernung von der Küste wohnenden Stämme sich angeeignet haben. Die aus dem Innern kommenden Waren gehen durch sehr viele Hände, bis sie zur Küste gelangen. Schon die Leute von Agome handeln nicht mehr direkt mit den Kaufleuten; der Tagemarsch nach dem nördlich gelegenen Adangbe würde uns zu einer weiteren Linie von Zwischenhändlern geführt haben, und diesen direkten Verkehr hielt man in Agome für verdächtig. Uebrigens ist, wer einmal einen Küstengürtel von 50 bis 100 km durchbrochen hat, dieser ärgerlichen Schwierigkeiten ledig, namentlich auch deshalb, weil dort an Stelle der Duodez-Landschaften der Küste größere Staatsgebilde treten.

Den Abend in Agome widmeten wir der Jagd auf Habichte und Tauben, und namentlich die Herren Randad und Durchbach verstanden es, den Eingebornen die Ueberzeugung beizubringen, daß beim Weißen jeder Schuß auch ein Treffer sein müsse. Weniger erfreulich war der in der Nacht von einem heftigem Regenguß gelieferte Beweis, daß die Binsendächer der Eingebornen denn doch nicht vollkommen wasserdicht seien. Die Kleider waren uns bereits vorher so und so viel Mal am Körper getrocknet, daß es gar nicht erstaunlich gewesen wäre, wenn dieser oder jener von uns einen Fieberanfall davongetragen hätte. Glücklicherweise ging alles gut, und als wir am folgenden Morgen nach Erledigung der sich stets bloß auf wenige Schilling belaufenden Rechnungen und Aushändigung der üblichen Geschenke aufbrachen, da ließ uns die herrliche Natur rings umher sogar das Peinliche unsers nicht ganz freiwilligen Rückmarsches vergessen.

Einer Bitte der Bewohner von Tahasi entsprechend machten wir einen kleinen Umweg, um diesen volkreichen aus drei Dörfern bestehenden Ort zu berühren. Schon eine Viertelstunde abseits standen die Leute uns erwartend und gleichsam Spalier bildend am Wege, fast in ähnlicher Weise wie in Deutschland bei der Ankunft des Landesherrn. Wir machten nirgendwo Halt und waren von einer großen Menschenmenge begleitet, schon ungefähr aus dem Gebiete der drei Dörfer hinaus, als noch eine Abordnung von Weibern kam und uns durch den Mund des Dolmetschers befragen ließ, ob nicht die weißen Männer in Gemeinschaft mit ihren Töchtern der afrikanischen Aphrodite huldigen wollten. Dergleichen Dinge sind allzu bezeichnend für dieses Land und die Sinnesart seiner schwarzen Bevölkerung, um nicht erwähnt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, hier und dort Anstoß zu erregen.

In Gbome-Stadt rasteten wir einen Augenblick, um dann nach dem eine Stunde entfernten Gbome-Markt zu marschieren, wohin wir vermittelst eines Siegelringes als Beglaubigung des schwarzen Boten unser in Klein-Seva zurückgelassenes Boot beordert hatten. Der Versuch, zu Wasser in die Mündung des Haho-Flusses einzudringen, sollte erneuert werden. Um das Boot zu erleichtern, wurde, wer immer von unsern Schwarzen entbehrlich war, zurückgelassen, anstatt dessen aber ein ortskundiger Führer mitgenommen. Schon von dort aus, wo zwischen Gbome-Stadt und Gbome-Markt die Hochebene sich um mehrere Hundert Fuß abwärts senkt, hatten wir den durch einzelne Büsche bezeichneten Weg verfolgen können, wo der Fluß sich durch das Schilfdickicht am Nordende des Togo-Sees hindurchwindet. Fast wider Erwarten gelang diesmal der Versuch; binnen weniger als einer Stunde sahen wir zu beiden Seiten festes, ansteigendes, von Laubbäumen bestandenes Ufer; wir befanden uns nicht mehr auf dem See, sondern auf dem Flusse selbst. Der Lauf des Flusses ging, die zahlreichen Krümmungen abgerechnet, im großen und ganzen von Nord nach Süd, die Breite schwankte zwischen 20 und 40 m, die Tiefe aber war die gleiche, nämlich 3 bis 3,5 m. Deutliche Marken an den Bäumen verrieten, daß der Wasserspiegel noch vor kurzem etwa 1,5 m höher gewesen sein müsse, und damals wird auch wohl die jetzt (bei mittlerem Wasserstande der Lagune) kaum wahrzunehmende Strömung viel stärker gewesen sein. Der Busch-

und namentlich der Baumwuchs an den Ufern war tropisch üppig; hier zum erstenmal wieder sah ich jene von einem Mantel von Lianen und sonstigen Schlinggewächsen umkleideten Bäume, wie sie mich seiner Zeit in Paraguay entzückt hatten. Häufig sperrten überhängende oder umgestürzte Bäume mit ihrem noch fortwuchernden Gewirr von Lianen und Luftwurzeln den Fluß, bis unsre Leute sich mit großen Buschmessern (Cutlasses) einen Weg hindurchgebahnt hatten.

Von den Bewohnern des Waldes bekamen wir außer Krokodilen und ein paar Affen auch diesmal bloß Flugwild zu Gesicht; wir erlegten zwei gewaltige Habichte (deren wir einmal an einer Stelle etwa 50 sahen) und einen grauen Reiher. Gerade als letzterer ins Boot genommen wurde, ließ uns ein gewaltiges Getöse von zerknicktem Schilfrohr und Buschwerk zum Ufer blicken, und wir sahen, wie ein gewaltiges Krokodil sich die 3—4 m Uferböschung herunterwälzte. Wir kamen während dieser Fahrt auf fünf Krokodile zum Schuß, von denen drei verwundet wurden. Menschen sahen wir zunächst noch nicht, obwohl der aufsteigende Rauch von Buschfeuern doch ihre Nähe verriet. Auch lieferten mehrfach quer über den Fluß — aber unterhalb der Wasserfläche — gespannte Seile den Beweis, daß es der Leute genug geben muß, denen dieses Hilfsmittel beim Hinüberschwimmen erwünscht sein wird. Nach zweistündiger Fahrt von Gbome-Markt aus gelangten wir an eine Gabelung des Flusses. Den unbedeutenderen linksseitigen von Westnordwest herkommenden Zufluß fanden wir schon nach fünf Minuten durch Fischzäune abgesperrt, während badende Weiber daselbst ein großes Geschrei erhoben. Nicht ohne Schwierigkeit stiegen wir aus, um zu Lande den weitern Verlauf dieses Zuflusses zu verfolgen, fanden aber bloß eine scheinbar endlose morastige und mit Schilf bestandene von Bäumen umgebene Thalsenkung.

Als wir nun Anstalten machten, in den rechtsseitigen von Ostnordost herkommenden Zufluß einzubiegen, wurde uns von Leuten am Ufer zugerufen, daß wir ein Palaver bekommen würden, wenn wir die Fischzäune durchbrächen. Wir erwiderten, daß sie eine Oeffnung hätten freilassen sollen und erbrachten vermittelst der Buschmesser unsrer Schwarzen sofort den Beweis, daß die Drohung uns nicht erschreckt habe. Obwohl die Wassertiefe beständig die nämliche blieb und auch die

Breite nicht wesentlich abnahm, so wurde dennoch das Vordringen wegen der immer häufiger zu durchbrechenden Fischzäune, wegen der zahlreichen Krümmungen und wegen der weit über den Wasserspiegel hinüberragenden Bäume immer schwieriger. Auch machte sich hier eine stärker und stärker werdende Strömung bemerkbar. Unsre Bootsleute schienen gar nicht entzückt von dieser Forschungsreise zu sein und mußten bei schwerer Arbeit mehrfach durch einen tüchtigen Schluck Gin angefeuert werden. Nach halbstündiger Fahrt auf dem rechtsseitigen Zufluß gelangten wir zu zwei mächtigen Fischzäunen, die wir wegen ihrer soliden Bauart weder hätten durchbrechen können noch durchbrechen mögen. Ein Kanoe hätte man darüber hinwegschieben und hätte dann, da die Wassertiefe unvermindert war, wohl noch eine gute Strecke weit die Fahrt fortsetzen können; mit unserm breiten, auch jetzt noch zehn Mann tragenden und mit einer breiten Ueberdachung versehenen Boote war das unmöglich. Während die übrigen im Boote sitzen blieben, stiegen Herr Randad und ich aus, um noch einen halbstündigen Marsch längs des Ufers anzutreten. Unser Weg führte uns durch dichtesten Urwald, wie ich ihn bei Joinville und Blumenau in Brasilien zur Genüge kennen gelernt hatte; auffällig war nur das zeitweilige und beinahe alleinige Vorwiegen dickstämmiger Oelpalmen, die jedenfalls sehr alt sein mußten. Hier zum erstenmal sah ich diese nützlichen Oelpalmen in solchen Mengen, daß man von wirklichen Palmenwäldern sprechen konnte. Vergeblich suchte ich ein Anzeichen dafür zu entdecken, ob diese Palmen in der Wildnis aufgewachsen oder künstlich angepflanzt seien. Alle Kaufleute, die an der Küste Oel einkaufen, behaupten, allerdings ohne die Palmenwälder selbst gesehen zu haben, das erstere; mir aber scheint die Sache zum wenigsten sehr fraglich zu sein. Auch inmitten des Urwaldes standen die mit schwarzroten Früchten überladenen Bäume in allzu regelrechten Abständen voneinander, als daß nicht der Gedanke, sie seien vor sehr langer Zeit von Menschenhand gepflanzt, nahe liegen sollte.

Auf der Rückfahrt umschwärmten uns Fledermäuse und zogen zahllose Leuchtwürmchen ihre glühenden Bahnen durch die Luft. Wir aber hatten Eile, um den Moskiten und jenen noch schlimmern Mangrove-Fliegen zu entrinnen, die glücklicherweise auf dem Togo-See fehlen.

Siebentes Kapitel.

Die Handelsorte Porto Seguro und Bagida. Weitere Streifzüge ins Togo-Land und deren Ergebnisse.

(Porto Seguro. — Unsauberer Ort von 1200 Einwohnern. — Der sogenannte König Mensa. — Schlafmütze und Cylinder als Kopfbedeckung. — Seeräuber und Brudermörder. — Bagida. — Seit 1880 Faktoreien am Strande. — Der Häuptling Gasu und sein Thronfolger. — Der Aussichtspunkt Abobbo. — Von einem Leoparden verfolgt. — Der Ritt nach Aguewe. — Das Dorf Biasse. — Fabrikation von Götzenbildern. — Die allgemeinen Ergebnisse meiner Streifzüge. — Die Bodengestaltung des Togo-Landes. — Das deutsche Schutzgebiet, 1300 qkm Fläche mit 40 000 Bewohnern. — Ratschläge für spätere Verwaltung.)

An der nach meiner Berechnung etwas über 36 km langen Küste des deutschen Schutzgebietes liegen bloß vier Ortschaften, nämlich die beiden deutschen Handelsplätze Lome und Bagida, die größere aber in keinem direkten Handelsverkehr mit Europa stehende Ortschaft Porto Seguro und das unbedeutende Dorf Bgun Kope oder Gum Koffi. Porto Seguro ist mit seinen 1200 Einwohnern einer der unsaubersten Orte, die ich in diesem Lande gesehen. Zwischen den aus grauem Schlamm (swish) und Binsen hergestellten, teils runden, teils viereckigen Hütten lagern ganze Berge von übelriechendem, mineralischem und vegetabilischem Abfall. Die Zahl der halbwegs in europäischem Stil gehaltenen, aber teilweise verfallenen Häuser beschränkt sich auf zwei oder drei ehemalige Faktoreien. Die

Stadt, wenn man dem Landesgebrauche folgend diesen Ort so nennen darf, besaß ehedem, als noch das Sklavengeschäft blühte, eine gewisse Bedeutung; seit aber König Mlapa von Togo den Grund und Boden, auf welchem der Ort steht, einem ehemaligen Ruderknechte, der sich jetzt König Mensa nennt, zum Geschenke gemacht hat, ist das wenige, was außer dem Sklavengeschäfte hier an Handel existierte, unter den Bedrückungen dieses kleinen Tyrannen zu Grunde gegangen. Woher der auf manchen Karten sich findende Name Gomalouta stammt, ist mir unbekannt; an Ort und Stelle will man nie etwas von dieser Bezeichnung gehört haben.

Als ich mit Lagunenboot nach Porto Seguro kam und bei Oklu, einem Enkel des verstorbenen Königs Mlapa, meine Vorräte ausgepackt hatte, um nach dem Frühstück mit Hängematte die Weiterreise nach Bagida anzutreten, erhielt ich sofort den Eindruck, mich sozusagen in Feindesland zu befinden. Die Kru-Jungen kehrten nämlich mit dem zum täglichen Unterhalt eines jeden verabfolgten Dreipence-Stück (25 Pf.) unverrichteter Sache aus der Stadt zurück, behauptend, daß die Einwohner sich geweigert hätten, ihnen Maisbrot und getrockneten Fisch zu verkaufen; erst nachdem ein Bote an Mensa abgeschickt worden war, gelang es, Lebensmittel für sie zu erhalten. Ueber die Einwohner von Porto Seguro wüßte ich nichts Besonderes zu berichten, ausgenommen, daß sie allein im ganzen Togo-Gebiet einige Kühe und Ochsen halten und daß der Fetischdienst hier in besonderer Blüte zu stehen scheint. Zweimal sah ich Prozessionen von Fetischweibern singend und im Gänsemarsch die Stadt durchziehen, anscheinend um Almosen einzusammeln. Das eine Mal waren es Frauen in mittleren Jahren, über und über behängt mit weißen an Schnüren aufgereihten Kauri-Muscheln, das andre Mal waren es junge und völlig nackte Mädchen, deren Aufzug, von der Toilette abgesehen, demjenigen der Oelzweige tragenden Knaben in der Zauberflöte glich.

Faktoreien im Stile derjenigen von Lome, Bagida, Klein-Povo und Groß-Povo gibt es in Porto Seguro nicht, wohl aber unterhält die französische Firma Cypr. Fabre u. Co. dort einen farbigen Händler ungeachtet der lästigen Bestimmung, daß sie bloß Mensas Leute als Arbeiter und Ruderer verwenden darf. Erwähnen wir noch, daß auch ein Schwarzer aus Sierra Leone unter der Firma Hooper Brothers Geschäfte macht, und

daß Aité, der in Klein-Povo lebende eingeborne Kommissionsagent der französischen Firma Regis Aîné u. Co., auch hier ebenso wie in Ague einen schwarzen Händler besoldet, so ist damit alles aufgezählt, was Porto Seguro an Kaufleuten und Handelseinrichtungen besitzt.

Zwei Enkel Mlapas — sie trugen außer der Toga eine Zipfelmütze, ähnlich derjenigen der französischen Bauern — leben als kleine Händler in Porto Seguro, sollen aber, als die politischen Wogen besonders hoch gingen, mehrmals in Gefahr gestanden haben, vergiftet zu werden. Als ich bei Mensa hatte anfragen lassen, um welche Zeit er für mich zu sprechen sein werde, erschien binnen kurzem ein wenigstens 250 Pfund wiegender, dem sogenannten König als Minister dienender gutgekleideter Mann, um mich zum „Palast" zu geleiten. Dieser Königssitz bestand aus einer Zusammenwürfelung anspruchsvoll in grellen Farben angetünchter, aber baufälliger Hütten, vor deren Thoreingang zwei alte Kanonen nebst Lafetten umgestürzt im Sande lagen. Der Hof war mit Warenballen vollgepfropft, da Mensa, wie alle seinesgleichen, so gut als thunlich dem Handel obliegt. Geradeaus diente eine langgestreckte Halle den Weibern als Aufenthaltsort, während wir von einem unnatürlich keck auftretenden farbigen Kommis mit Stiefeln und rosarot geblümter Hose zum ersten Stockwerke eines links gelegenen halbeuropäischen Hauses hinaufgeführt wurden. Das Empfangszimmer war mit einem Tisch, einem Rohrsofa, mehreren Stühlen, einem längst erblindeten venetianischen Spiegel und — einem Christusbild ausgestattet. Alles dies erinnerte ein wenig an den Orient, wo auch bei äußerster Barbarei bisweilen gerade solche Anklänge an europäische Kultur auftauchen, wie man sie am wenigsten erwarten sollte.

Nachdem man etwa fünf bis zehn Minuten lang hatte warten lassen (auch diese Herren verstehen sich aufs Antichambrierenlassen), erschien König Mensa mit affektierter Würde in einem wahrhaft verblüffenden Aufzug. Seine Füße waren ebenso wie diejenigen seines Ministers unbekleidet, seine Schultern umflatterte eine buntgeblümte Toga, das ehrwürdige Haupt des alten Sünders aber umschloß — oh, daß ich hätte zeichnen können! — eine weiße europäische Frauen-Nachtmütze und darüber ein schon wenigstens zehnmal eingetriebener Cylinder, ein in dieser Vollendung nie wieder zu erreichendes Vorbild für

alle zukünftigen Aufführungen der Fledermaus. Mensas Alter schätzte ich nach seinen Zügen und dem geringen Anfluge von grauem Bart auf etwa 50 Jahre. Seinen wundervollen Cylinder abnehmend, schritt Mensa mit einiger Zurückhaltung auf mich zu und reichte mir, während ich ruhig auf meinem Platze sitzen blieb, behufs zweimaligen Knipsens mit dem Mittelfinger seine würdige Rechte. Alsdann ließ er die Toga von den Schultern bis zum Gürtel herunterfallen und nahm in einiger Entfernung von mir auf dem Rohrsofa Platz. Der rothosige Kommis machte den Dolmetscher, übersetzte dem Könige meine Komplimente, wiederholte dann, obwohl Mensa selbst ganz gut Englisch versteht, dessen endlose Höflichkeitsphrasen und fragte schließlich in meinem Namen, wie viel Weiber und Pickeninns (Kinder) Mensa besitze. Die Antwort lautete 20 Weiber und 47 männliche Kinder.

Als ich schon wieder gehen wollte, wurden noch zwei Flaschen Bier herbeigebracht und nach einigem Zögern auch geöffnet, nicht aber ohne daß Mensa mich ersucht hätte, ihm bei Gelegenheit ein wenn auch bloß in wenigen Flaschen Bier bestehendes Geschenk zu machen. Man hatte mich, da Vergiftungen hier zu den tagtäglichen Dingen gehören, vor etwaigen von Mensa verabreichten Speisen oder Getränken gewarnt, da aber der Hals der Flaschen noch unversehrt mit Staniol umkleidet war, so glaubte ich um der Höflichkeit willen die Vorsicht hier außer acht lassen zu dürfen. Schon aus der mir zu teil gewordenen Warnung wird man ersehen, daß Mensa sich keines allzu guten Rufes erfreut. Um nur einiges aus dem langen Sündenregister dieser netten Pflanze anzuführen, sei erwähnt, daß er sich mehrfach als Seeräuber oder vielmehr Strandräuber hervorgethan und seinen leiblichen Bruder durch Pfählung vom Leben zum Tode gebracht hat. Mensa begleitete mich beim Abschied mit ausgesuchter Höflichkeit bis zum Thore seines Gehöftes, ich aber hatte, als ich die 2 km lange Strecke zwischen Lagune und Meer zurücklegte, das Gefühl, als ob ich aus der Höhle einer Hyäne herauskäme.

In der Hängematte gelangt man in etwas weniger als vier Stunden nach Bagida, ohne die dazwischen, aber etwas mehr landeinwärts gelegenen Dörfer zu Gesicht zu bekommen. Der Strand ist stellenweise ganz übersät mit den schneeweißen Ueberresten gestrandeter Tintenfische. Auch sah ich mehrfach

die bis zu 120 cm langen Schalen von Riesenschildkröten. Diese Schildkröten steigen nachts aus dem Meere, um am Strande zu schlafen oder, wie in jetziger Jahreszeit, die Eier zu legen, werden aber nur verhältnismäßig selten gefangen und auch dann von den Weißen fast nie gegessen. Größere Sorgfalt wenden die Eingebornen dem Fange der kleinen Krabben zu; sie graben nämlich Töpfe in den Sand ein, damit die Tiere auf ihren nächtlichen Wanderungen dort hineinfallen. Gelegenheit zu sonstigen Beobachtungen gibt es in der Hängematte selten; diese Reisen am Strande des laut aufrauschenden Meeres sind im Anfange ganz interessant, aber auf die Dauer höchst eintönig. Auch hat man häufig genug Last mit den Hängematten- und Gepäckträgern, namentlich wenn die letzteren, wie mir das mehrfach beim Alleinreisen vorkam, immer weiter zurückbleiben und schließlich ganz außer Sicht kommen. Es kann das unter Umständen recht üble Folgen haben, da die Eingebornen sich zwar kaum an einem Weißen vergreifen würden, aber einen einzelnen Kru-Jungen doch allzu gern ausplündern. Bei dem sorglosen Temperament dieser Kru-Leute bleiben Ermahnungen, falls der eigne Herr nicht dabei ist, meistens fruchtlos; am klügsten ist es, wenn man entweder die Gepäckträger selbst oder aber die Gepäckstücke mit Stricken an der Tragestange der Hängematte festbindet, so daß sie, mögen sie wollen oder nicht, gleichen Schritt halten müssen.

Schon lange, ehe man Bagida erreicht, erscheint das stattliche zweistöckige und weithin sichtbare Wohnhaus der Bremer Faktorei, in welchem ich bei Herrn Leuze ein gastliches Heim fand und den großen Unterschied zwischen einem von der sorgsamen Hand einer Hausfrau geleiteten Haushalt und der sonst hierzulande üblichen Junggesellenwirtschaft kennen lernte. Die übrigen vier Faktoreigebäude sind einstöckig und auch sonst ein wenig bescheidener eingerichtet; was sich aber von Hütten der Eingebornen rings um die geräumigen, von Zäunen und Kaktushecken eingehegten, mit Palmen (dieselben sind etwas älter in Lome, aber doch noch sehr klein) angepflanzten Faktoreihöfe herum angesammelt hat, thäte besser daran, gar nicht zu existieren. Auch Bagida (Strand) ist als Handelsplatz noch verhältnismäßig jung, wenn auch ein klein wenig älter als Lome. Vor 1880 standen hier bloß einige Hütten und die damals noch nicht sehr bedeutenden Faktoreien befanden sich in dem

etwa 1½ km weiter nordwärts gelegenen Orte gleichen Namens „Bagida Stadt“. Heute hat sich das Blatt gewendet; die Faktoreien von Bagida Stadt sind zerfallen und verödet, der Ort selbst ist zu der Bedeutung eines Dorfes herabgesunken, während Bagida Strand noch immer, wenn auch nicht ganz ebenso schnell wie Lome, an Handelsbedeutung zunimmt. Es gibt dort zur Zeit fünf Firmen, nämlich Friedr. M. Victor Söhne (Vertreter Josua Leuze), Wölber u. Brohm (Armerding), das englische Haus F. und A. Swanzy (vertreten durch einen Schwarzen), G. B. Williams (der Inhaber ist ein Sierra-Leone-Neger) und S. B. Cole (ebenfalls Sierra-Leone-Neger).

Die Hütten der Eingebornen in Bagida Strand tragen, entsprechend einer aus allen möglichen andern Ortschaften zusammengewürfelten und stark wechselnden Bevölkerung, den Anstrich des Vorläufigen und Unfertigen. An schwachem, rechteckigem Gerüste befestigtes, senkrecht stehendes Binsenstroh bildet die Seitenwände; dicke, schräg aufliegende Schichten von Binsenstroh bilden das Dach. Wenn einmal eine Gruppe von solchen Häusern Feuer gefangen hat, so ist an eine Rettung derselben nicht mehr zu denken; die Gefahr für andre Häuser ist aber, da die umliegenden Gebäude ebenso leicht niedergerissen werden können, wie sie aufgebaut worden sind, geringer, als man denken sollte.

Dicht hinter Bagida findet sich hoher, ab und zu von Affen und jederzeit von unzähligen Vögeln bevölkerter Laubwald, der aber wegen schlechter Wege, knietiefen Sandes und undurchdringlichen Dickichts fast niemals besucht wird. Eine Viertelstunde auf sandigem Wege weiter nordwärts gehend, gelangt man nach Bagida Stadt, dem Sitze des alten und energielosen Häuptlings Gasu, der sich nicht ungern den Titel „König“ beilegen läßt. Ein unverbürgtes Gerücht behauptet, daß sein größtes Talent darin bestehe, mit hilfreichen Genossen die Zolleinkünfte eines Monats in wenigen Abendstunden in Gin und Rum zu verjubeln. Jedenfalls zeugt seine unsaubere Behausung mit den halb weggerissenen Dächern und den umgestürzten Palmblattzäunen nicht gerade von Wohlstand; eine Hütte links schien die shlipsbekleideten Hofdamen, der Marstall rechts einige quiekende Schweine zu enthalten. Gasu trug, als er Herrn Leuze, Herrn Armerding und mich empfing, einen alten Filzhut und eine schmutzige Toga, erschien aber am fol-

Eingeborener „Trader“ mit seinen beiden Hauptweibern.

genden Tage mit einem Lappen Samt, den er, der Himmel mag wissen wo, entliehen hatte. Als Nachfolger Gasus gilt ein bei Wölber und Brohm als Küfer beschäftigter Bruder jenes Wilson, der von Klein-Popo aus als Geisel die Reise nach Deutschland gemacht hat.

Uebrigens steht Gasu, trotzdem seine Hauptstadt kaum noch mehr als 100 bis 200 Einwohner zählen mag, dennoch in solchem Ansehen, daß ein in alte Lumpen gewickelter Ochsenschwanz, den er Herrn Leuze, dem genannten Vertreter der Bremer Faktorei, und mir als Empfehlung und als Kennzeichen seiner Würde zu einem Ausfluge ins Innere nach dem in nordöstlicher Richtung gelegenen großen Dorfe Abobbo am Togo-See mitgab, allerwärts mit Ehrfurcht entgegengenommen wurde.

Hinter Bagida Stadt, welches man auch Gasu-Koffi nennt, verschönern Laubwald, Kokospalmen, vereinzelte Bananen und namentlich sehr zahlreiche, ihres Holzes wegen geschätzte Fächerpalmen die Landschaft.

In dreiviertel Stunden gelangten wir von Bagida Stadt nach einem Marsche durch Savannen von büschelformig wachsendem Grase und waldähnliche Gruppen von Fächerpalmen zur Lagune, die an dieser Stelle und zu dieser Jahreszeit eine 2 km breite morastige und mit Schilfrohr von doppelter Mannshöhe bestandene Bodensenkung darstellt. Ein schmaler, an einzelnen Stellen kaum 4 bis 5 Fuß breiter Wasserstreifen führt quer durch diesen Sumpf zum jenseitigen Ufer. Als wir mit Zurücklassung unsrer Hängemattenträger in schwankendem Kanoe von wildaussehenden schwarzen Fährleuten hinüber befördert wurden, erinnerte die Szenerie ganz auffällig an jenes bekannte Bild, wie des Pharao Tochter den im Schilfdickicht ausgesetzten kleinen Moses findet. Anstatt der Königstochter auf dem Bilde lugten hier badende Negerinnen durch das sie halb verdeckende Röhricht. Vom Lande her scholl eine mich lebhaft an Java erinnernde Musik herüber, und als wir nach halbstündiger Fahrt bei Klein-Lebbe an Land stiegen, wurden wir Zeuge einer durch Gewehrschüsse, Musik, Tanz und Rum-Gelage sich fast zur Orgie gestaltenden Totenfeier. Die Weiber gaben, mit der Hand auf den Mund schlagend, einen Laut von sich, der schrill in das dumpfe weithin hörbare Getöse der gewaltigen Neger-Trommeln hineinklang. Die Toten pflegen, wenn sie nicht

etwa heimatlose Fremdlinge gewesen sind, im Hofe des Hauses, wo sie gelebt haben, beerdigt zu werden.

Von Klein-Lebbe aus gelangten wir auf hartem, rotem Boden in dem Bette eines ausgetrockneten Baches bergan steigend binnen einer Viertelstunde zu dem volkreichen, sehr reinlichen und von greulichen Götzenbildern wimmelnden Dorfe Groß-Lebbe, wo zahlreiche hier wohnende Händlerinnen mit endlosen Verbeugungen in den freudigen Ruf „Haimbu" ausbrachen, dem das übliche Hometale (Antwort Elle), Dewale (Antwort Elle), Slongale (Antwort Elle, Donolo) u. s. w. folgte. Des weiteren ging es eine Stunde lang teils an Ackerfeldern und mit peinlichem Ordnungssinn symmetrisch abgezirkelten Mais-Schobern vorbei, teils auf geschlängelten Pfaden durch Busch-dickicht, das von Yucca-, Baobab- oder Affenbrotfruchtbäumen überragt war. In Abobbo rief unser Erscheinen eine unbeschreibliche Aufregung hervor; während die liebe Jugend sich zuerst noch ängstlich verkroch, sprangen die Erwachsenen mit ungeheuren Sätzen über niedrigere Zäune, um uns vorauseilend die Nachricht von der Ankunft der weißen Männer zu überbringen. Eine weißgekalkte Halle mit hübschen Bogengängen, die das Gerichtsgebäude zu sein schien, lenkte unsre Aufmerksamkeit auf sich. Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als sich beim Herantreten nach der andern Seite hin eine Szenerie entrollte, die wir hier am wenigsten erwartet haben würden! Wir mußten wohl, ohne es recht zu merken, mehrere hundert Fuß hoch bergan gestiegen sein, denn drunten zu unsern Füßen breitete sich ein üppiges Gelände aus, hinter dessen äußersten Palmen die glitzernde, von bläulichen Höhenzügen umrahmte Wasserfläche des Togo-Sees sichtbar wurde. Bloß von diesem einen und einzigen Punkte des Dorfes genoß man den prächtigen Ausblick; war es Zufall oder Absicht, daß die Neger gerade hier ihr Gerichtsgebäude errichtet hatten.

Als wir, zu dem üblichen Palaver vor der Hütte des ersten schon recht bejahrten Häuptlings uns niedersetzend, die mitgebrachten Geschenke überreichten, war binnen wenigen Augenblicken das Gehöft so dicht gedrängt voll Menschen, daß wir uns kaum zu rühren und umzudrehen vermochten. Die Weiber und Mädchen standen anfänglich lachend und kokettierend ein wenig abseits, bald aber fanden sie Mut genug, schüchtern unsre Kleider zu berühren, und brachen bei jeder Aeußerung,

bei jeder ihnen noch fremden Kleinigkeit in unbändige Heiterkeit aus. Als mein Begleiter den üblichen Begrüßungsformen noch die Frage Abobbotale (wie geht es den Abobbo-Leuten?) hinzufügte, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Auf die Dauer wird man dieſes zunächſt ganz ergötzlichen Treibens überdrüſſig, aber die Neger, für welche die Zeit keinen Wert hat, ſuchen einen Stolz darin, ſolche Palaver nach Thunlichkeit in die Länge zu ziehen.

Immer und immer wieder bin ich bei ſolchen Gelegenheiten beſtrebt geweſen, über die weiter landeinwärts gelegenen Ortſchaften Erkundigungen einzuziehen, aber immer und immer wieder mit dem gleichen Mangel an Erfolg. Das Begriffsvermögen der Schwarzen muß abgeſehen davon, daß die meiſten niemals über die nähere Umgebung ihrer Dörfer herauskommen, gerade in dieſer Hinſicht beſonders ſchwach entwickelt ſein. Nachſtehend ein Beiſpiel. Man erzählte mir, daß in nordweſtlicher Richtung Dekpo und weit, weit dahinter Bolu liege, welches, was ich übrigens ſchon wußte, nicht mehr zum Togo-Gebiet gehöre. Die Entfernung nach Dekpo vermochte man wohl noch anzugeben, aber die Zeit, die man benötige, um nach Bolu zu gelangen, berechnete der eine auf einen Monat, der andre auf 6 Stunden. Etwas ähnliches wurde mir ſpäter betreffs Atakpames aufgetiſcht. Die Reiſe daure, ſo hieß es, ein Jahr, aber wenn ich zu Pferde reiſe, ſo könne ich wohl in 5 Stunden dorthin gelangen; es hat mir ſehr viel Mühe gekoſtet, feſtzuſtellen, daß die Reiſe in 2 Wochen gemacht werden kann. Auch Dr. Nachtigal hat auf recht ſchlagende Weiſe die Unzuverläſſigkeit ſolcher Neger-Angaben kennen gelernt. Als er den König von Gredji fragte, wie viel zu ſeinem Reiche gehörige Dörfer denn wohl noch nach dem Innern zu lägen, meinte dieſer, gewiß einige Tauſend; die Zahl der Bewohner ſchätzte er aber auf eben ſo viele Hundert. Ich glaube nicht, daß ein einziger Häuptling auch nur annähernd anzugeben vermag, wie viel Seelen ſein Dorf zählt. Als ich mich auch in Abobbo (welches ich ſelbſt auf 800 bis 1000 Einwohner veranſchlagte) einmal wieder danach erkundigen wollte, riet der als Dolmetſcher dienende eingeborne Kommis von dieſer Frage ab, weil ſie Mißtrauen erregen würde.

Der zweite Häuptling von Groß-Lebbe, der uns nach Abobbo begleitet hatte, erzählte, als wir wie ſtets in dieſem

Lande im Gänſemarſche den Rückweg antraten, daß in Lebbe ſchon einmal Sierra-Leone-Leute (die von den Schwarzen halbwegs für Europäer gehalten werden), in Abobbo dagegen noch niemals Weiße geweſen ſeien. Er erzählte auch, daß gerade hier Alligatoren, Leoparden und nichtgiftige Schlangen „Fetiſch“ (heilig) ſeien, daß der Europäer ungeſtraft Leopardenfelle verſchiffen dürfe, daß aber jeder Neger, der einen Leoparden töte, ſich durch eine Geldſumme freikaufen müſſe. Die Häuptlinge im Innern können ſelbſtverſtändlich bloß ihre Landesſprache, aber auch diejenigen an der Küſte, die nicht ſelten des Engliſchen oder Portugieſiſchen mächtig ſind, lieben es nicht, bei ernſtlicheren oder irgendwie zeremoniellen Palavern dieſe ihre Kenntnis zu verwerten, ſo daß bei allen Unterredungen mit Königen oder Häuptlingen ein Dolmetſcher zur Stelle ſein muß.

In Groß-Lebbe, von wo wir erſt wieder Fährleute entnehmen mußten, begrüßten uns die Einwohner mit fröhlichem Lachen und ließen uns erſt weiterziehen, als wir ihnen das Verſprechen eines abermaligen Beſuches gegeben hatten. Es wurde völlig dunkel, ehe wir wieder im Kanoe ſaßen und uns unter Cikadengeſumme und von Leuchtkäfern umſchwirrt langſam wie zuvor auf der ſchmalen Straße zwiſchen dem Schilfdickicht hindurchwanden. Der miſchblütige Kommis erzählte gerade von einem heiligen Fetiſch-Krokodile, das hier lebend von unſern Bootsleuten in hohen Ehren gehalten würde, als ein unheimliches Knurren, ähnlich demjenigen, welches man bei der Annäherung an das Raubtierhaus eines unſrer Zoologiſchen Gärten vernimmt, unſer Ohr traf. Das ſchöne Schinken-Butterbrot, welches ich gerade in der Hand hielt, plumpſte ins Waſſer und ich griff zum Revolver. Der Kommis und zwei von unſern Bootsleuten duckten ſich oder legten ſich auf den Bauch, der dritte aber handhabte aufrechtſtehend auch fernerhin ſeine Bambusſtange, als ob ihn die Sache gar nichts angehe. Die Finſternis war derartig, daß wir nicht das Geringſte zu ſehen vermochten, aber das ſtärker und ſtärker werdende Knurren bewies, daß der Leopard, von dem es herrührte, bloß wenige Fuß oder Schritte ſeitwärts von uns dem Laufe des Bootes folgte. Die Entfernung bis zum Schilfe betrug an jeder Seite des Bootes höchſtens 2 Fuß, und während Herr Leuze, der die feige Natur der Leoparden wohl beſſer kannte, ganz ruhig blieb, war ich erſtaunt, mit der ſchußbereiten Waffe ſo lange warten zu müſſen,

ohne daß die Bestie den erwarteten Sprung ins Boot hinein wagte. Etwa fünf Minuten lang mochte sie uns in allernächster Nähe verfolgt haben, als an einer breiteren Stelle des Kanals das Knurren schwächer wurde und schließlich ganz nachließ. Unsre Kru-Leute hatten am andern Ufer ein flackerndes Feuer angezündet und begrüßten, von Moskiten und Mangrove-Fliegen gepeinigt, mit Jubel die schon durch einen Revolverschuß angekündigte Rückkehr ihrer Herren.

Da mir daran gelegen war, das nächstgelegene Hinterland, die beiden Handelsplätze Lome und Bagida, kennen zu lernen, so unternahm ich auch von Lome aus, und zwar in Begleitung der Herren Konsul Randad und Emil Buschmann einen Ausflug. Herr Buschmann ritt das eigne Pferd, Herr Randad lieh mir des besseren Ueberblickes wegen das seinige und ließ sich selbst in der Hängematte tragen; mit Einschluß der Hängematten-träger und der Leute mit den Lebensmittelkisten zählte unser Trupp 16 Köpfe. An der schon nicht mehr auf Dünensand, sondern auf hartem roten Boden stehenden heiligen Stadt Be vorbei gelangten wir zu dem westlichsten Ausläufer der Lagune, der eine hier bloß noch 100 m breite Senkung des Bodens darstellend unsern Pferden durch fußtiefen kotigen Schlamm beschwerlich wurde. Jenseits ging es eine 60 bis 80 Fuß hohe Bodenwelle hinan und des weiteren durch das in diesem Lande so sehr häufige, von einzelnen höheren Bäumen überragte Buschwerk, bis wir an einem schattigen Plätzchen (gerade dort, wo später ein Gefecht zwischen den Haussas und Agotimehändlern stattfand) des Frühstückens wegen Halt machten.

Nach einstündiger Rast weiterziehend überschritten wir eine zweite und dritte Bodenwelle und gelangten zu dem Dörfchen Biasse, dessen Bewohner ihren Lebensunterhalt durch die in großem Stile betriebene Fabrikation von Götzenbildern zu verdienen scheinen. Wir sahen deren viele Dutzend von sehr verschiedener zwischen 1 und 5 Fuß wechselnder Höhe. Alle waren aus rotem Thon gefertigt und mit Lumpen und Kauri-Muscheln (die auch die Stelle der Augen vertraten) in höchst phantastischer Weise aufgeputzt. Aber welche Verschiedenheit in diesen unbeschreiblich komischen, an unsre Schneemänner erinnernden Fratzengesichtern! Gerade vor den Götterbildern, welche das böse Prinzip vertreten, hatten die Gläubigen ihre besten Spenden, bestehend in Kauri-Muscheln, Speisen und auf gabelförmigem

Stocke stehenden Wassergefäßen, niedergelegt. Da es wohl zuzeiten einmal an Absatz für all diese zahlreichen Heiligenbilder fehlen mag, so verlegen sich die industriellen Bewohner von Biasse außerdem noch auf die Fabrikation von hübsch geformten Töpfen und sonstigen Thongefäßen.

Etwa 14 km nördlich von Lome liegt das große Dorf Aguewe, in dessen Nähe sich der dritte an dieser Seite des Togo-Gebietes aufgepflanzte Grenzpfahl befindet. Unsre Pferde erregten fast noch größeres Aufsehen, als wir selbst, und wurden beständig von einer Schar Frauen und Jungfrauen umlagert, deren „Eniongto" (oh wie fein!) gar kein Ende finden wollte. Noch saßen wir vom Volke angestaunt und mit den Häuptlingen höfliche Redensarten austauschend beim Mahle, als ein Kru-Mann erregt und atemlos die Nachricht überbrachte, seine Genossen seien von Räubern überfallen und es sei ihnen die Hängematte abgenommen worden. Trotz unsres Vorschlages, ihn zu begleiten, ritt Herr Randad allein und ohne Waffen weg und brachte nach kurzem sowohl Kru-Leute als Hängematte mit sich; ein neuer Beweis des Ansehens, in welchem hier die weiße Hautfarbe steht. Schwarze werden bisweilen von Schwarzen ausgeraubt, und namentlich Kru-Leute, deren Abstammung und Sprache verschieden ist, würden es nimmermehr wagen dürfen, anders als in Begleitung von Weißen im Innern zu reisen. Aber einen Europäer anzugreifen, selbst wenn er waffenlos ist, dazu fehlt den Eingebornen denn doch der Mut.

Uebrigens waren es anscheinend gar keine Räuber gewesen, welche unsern Krus die Hängematte entrissen hatten. Diese selben Kru-Leute, die sich den Eingebornen gegenüber als Hasen fühlen, wenn sie allein sind, werden kühn und bisweilen sogar dreist, wenn sie in der Gesellschaft von Europäern sind. Hörte ich doch selbst einmal, wie sie neben meinem Pferde gehend, aber so, daß ich es nicht merken sollte, die Vorübergehenden „you be bush-man" schimpften.

Von Aguewe aus ritten wir, und zwar unter ungeheurem Hallo der Eingebornen, die solches noch niemals gesehen hatten, im Galopp zu dem noch $1\frac{1}{2}$ km weiter nordwestlich stehenden Grenzpfahle. Auch hier trug nach Osten gerichtet eine Holztafel die Aufschrift: „Kaiserliches deutsches Protektorat."

Auf dem Rückwege begegneten uns ganze Trupps von

Männern und Weibern, die auf eigenartigem Gestelle leere Oel-Kalebassen sowie für die Landeserzeugnisse eingekaufte Fäßchen mit Pulver und strohumflochtene große Flaschen mit Rum (Demijohns) auf dem Kopfe trugen. Die Männer waren mit sehr langen Steinschloßgewehren (die unter dem Namen Dänengewehre für 12 Mk. das Stück verkauft werden), mit kurzen, am linken Arm oder der linken Hüfte getragenen Schwertern, mit (teilweise vergifteten) Lanzen, mit alten Bajonetten, die sie auf lange Stangen aufgesteckt hatten, und bloß in sehr wenigen Fällen mit schlecht gearbeiteten Pfeilbogen bewaffnet. Außerdem trägt jeder männliche Neger 1 bis 2 Messer, entweder kleine im Gürtel steckende oder aber große Buschmesser (Cutlasses). Gute Schützen gibt es bloß an der Küste und auch dort nicht sehr häufig; der gewöhnliche Neger stopft seine lange Flinte bis wenigstens zur Hälfte voll mit jenem Pulver, das, wenn nach dem bei uns üblichen Maße gebraucht, kaum den Propfen heraustreiben würde, und setzt eine Ladung von Nägeln oder gehacktem Blei darauf. Das Zielen ist nicht seine starke Seite und im allgemeinen darf ein Gewehr in den Händen solcher Helden als eine ziemlich harmlose Waffe bezeichnet werden.

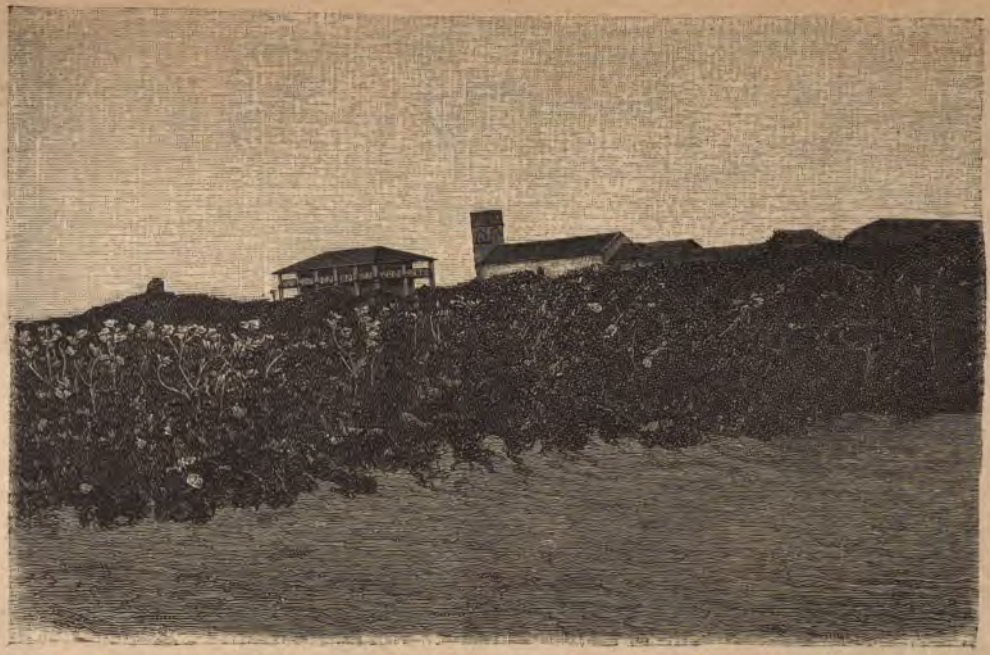
Ein paar Kilometer diesseits von Aguewe brach jene große Ulmer Dogge, die, obwohl erst kürzlich von ihrem ersten westafrikanischen Fieber genesen, uns begleitet hatte, zusammen und brachte uns, da wir das schöne Tier doch nicht zurücklassen mochten, in einige Verlegenheit. Es wurde beschlossen, den Hund, der weit mehr als ein Mensch wog, in die Hängematte zu legen. Da die Schwarzen, die es auch so halb unter ihrer Würde halten, Leute von der eignen Hautfarbe zu tragen, mit den Worten „him no be man, him be dog“ dagegen Einsprache zu erheben versuchten und sich vor dem Tiere fürchteten, so hoben wir Weiße ihn selbst in die Hängematte hinein. Das stattliche Tier bekam am folgenden Tage eine starke Dosis Chinin und war, als ich abreiste, wieder hergestellt.

Kleinere Ausflüge habe ich noch mehrfach unternommen, aber da alle Dörfer des Innern sich gleichen und weder Bodengestaltung noch Pflanzenwuchs besonders große Verschiedenheiten aufweisen, so würde es nicht lohnen, sie einzeln zu beschreiben. Wohl aber möchte ich die allgemeinen Ergebnisse meiner Ausflüge hier noch einmal kurz zusammenfassen. Bis zu jenem Gebirge, das voraussichtlich auch hier ebenso wie im östlichen

Teile der Goldküste nach 5—10 Tagereisen von der Küste aus zu erreichen sein würde, bin ich nicht vorgedrungen. Wohl aber glaube ich die auf allen existierenden Karten vertretene Ansicht, daß das ganze Hinterland von Lome und Bagida Lagune und Sumpf sei, zur Genüge widerlegt zu haben. Die Lagune besetzt bei weitem nicht den Umfang, welchen man ihr früher zugeschrieben hatte, und stellt, von einigen wenig ausgedehnten Sumpf- und Schilfdickichten abgesehen, eine angenehme, von Höhenzügen eingerahmte Wasserstraße dar.

Die gleich hinter der Lagune beginnenden Bodenwellen werden, je weiter man vordringt, immer höher und erreichen am nördlichsten Punkte, bis zu welchem ich gelangt bin, eine Höhe über die Sohle der Thäler von 300—400, auch bis 500 Fuß über dem Meeresspiegel. Man sieht nur langgestreckte, vielfach sich durcheinanderkrümmende Wellen, aber nirgendwo vereinzelte Berge oder Hügel. Die niedriggelegene nächste Umgebung der Lagune hat hellgrauen Boden, im übrigen findet sich überall derselbe dunkelrote und sehr fruchtbare Thonboden. Steine finden sich bloß als Knollen-Eisenstein bei Togo, anstehender Fels findet sich bloß bei Porto Seguro im Meere und bei Klein-Povo (Sandstein) in der Lagune. Bloß am Haho-Fluß traf ich regelrechten Urwald, sonst überall von Yucca, Baobabs oder Affenbrotfruchtbäumen überragtes Buschwerk, sowie an den niedrigeren Stellen sehr verschiedene Grasarten. Jene Palmwälder, welche das zur Verschiffung gelangende Oel liefern, treten im Togo-Gebiete nicht so dicht wie bei Groß-Povo an die Küste heran; die Oelpalmen, die man an der Küste zu sehen bekommt, dienen bloß den Küchenbedürfnissen der Eingebornen. Niemals habe ich von den das ganze Land durchziehenden schmalen Fußpfaden aus (abseits deren man nur schwer vordringen kann) vierfüßiges Wild gesehen, was vielleicht von den vielen Raubtierfallen herrührt, welche die Eingebornen längs dieser Pfade im Gebüsche zu verbergen pflegen. An Vögeln ist das Land auffallend reich; die Termitenhaufen treten nirgendwo in solcher Anzahl auf, daß sie, wie das in einigen Teilen Australiens der Fall ist, förmlich die Szenerie desselben beeinflußten.

Wenn auch nicht gerade auffallend dicht, so ist das Land doch recht gut bevölkert; die kleineren Dörfer sind, wahrscheinlich der schwierigeren Verteidigung in Kriegszeiten wegen, seltener als die großen, deren man bei Fußmärschen doch so ziemlich



Die französische katholische Mission (sacré coeur) in Ague. Wohnhaus mit Kirche.

(Siehe folgendes Kapitel.)

jede Stunde eines antrifft. Die Nähe von menschlichen Ansiedelungen erfährt man, noch ehe die braunen Binsendächer zu Gesicht kommen, durch das Krähen der Hähne und das Häufigerwerden von Bananen, Kokospalmen und Papaya-Bäumen. Die Dörfer im Innern sind sauberer als diejenigen der Küste, dafür aber sorgen die Küsten-Neger, indem sie sich täglich mehrmals baden, besser für die Reinlichkeit des Körpers, als dies im Innern, wo fließendes Wasser zu den Seltenheiten gehört, möglich ist. In jedem Orte gibt es einen oder mehrere Häuptlinge, in jedem einige der Rechtspflege und dem Fetischdienst dienende öffentliche Gebäude, sowie in den Dörfern und an den Straßen Götzenbilder in Menge. Die Eingebornen sprechen überall eine und dieselbe bloß dialektisch verschiedene Sprache und zeigen, von der viele Verschiedenheiten aufweisenden Küste abgesehen, überall die gleiche Mangelhaftigkeit der Bekleidung. Eine Gesellschaft von mehreren bewaffneten, hinreichend mit Geschenken und Lebensmitteln ausgerüsteten Weißen wird so lange ungefährdet das Land durchstreifen können, bis sich irgendwo der Argwohn, daß das Handelsmonopol der Schwarzen gefährdet sei, zu offenem Widerstand verstärkt. Die eigne Industrie der Eingebornen ist gar nicht unbedeutend: in Weberei und Töpferei leisten sie ganz Erkleckliches. Der in urwüchsiger Weise betriebene Ackerbau liefert bloß Mais und Erdnüsse (Arachiden) in einer die eignen Bedürfnisse des Landes nur wenig übersteigenden Menge. Rindvieh und Pferde gibt es nicht; von unsern Haustieren findet man bloß Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, sowie ab und zu schäbige Hunde.

Die Länge der von Neu-Sierra-Leone bis Bgun Kope zum deutschen Schutzgebiete gehörenden Küstenlinie habe ich, wie erwähnt, auf etwas über 36 km berechnet. Die Nordgrenze kennt man noch nicht, aber Adangbe, dessen Entfernung von der Küste ich auf 37 km schätze, gehört noch unbestritten zum Togo-Land. Wir haben also einen annähernd quadratischen Komplex von ungefähr 1300 qkm Flächeninhalt vor uns (gleich der Größe des Herzogtums Sachsen-Altenburg), dessen Einwohnerzahl ich auf beinahe 40000 oder 30 auf den Quadrat-Kilometer schätze. Die Einwohnerzahl der Gebiete von Togo, Klein-Povo, Ague und Groß-Povo beträgt jedenfalls nicht weniger als 120000 Seelen, wozu noch die gleiche oder doppelte Anzahl für die dem direkten Einflusse dieser Küstenstriche unterstehenden Binnenländer in Rech-

nung zu stellen sein würde. Aber selbst um in einem vierfach größeren Gebiete als Togo die Ordnung aufrecht zu erhalten, würden meines Erachtens außer der Einsetzung eines den englischen courts of equity nachgebildeten Gerichtshofes 50—100 Mann eingeborner Polizei ausreichen. Haussas könnte man nicht dazu verwenden, weil sie so sehr verhaßt sind, und Krus nicht, weil man dieselben als eine bloß zum Arbeiten und zu niedrigen Diensten geschaffene Rasse betrachtet. Die Landesbewohner selbst eignen sich nicht zu Soldaten, und mir scheint, daß man entweder mit Leuten von Klein-Popo, die nach Abstammung und Körperbau von den übrigen verschieden sind, oder mit Kamerun-Leuten die besten Erfahrungen machen würde.

Ob das Togo-Gebiet — der Name Togo bedeutet „jenseit der Lagune“ — sich im Norden bis zu den gebirgigen, flußreichen und wohlbevölkerten Landschaften Ana und Kposo erstreckt, die der Bremer Missionär Hornberger durchzogen hat, vermag ich nicht anzugeben. Soviel ist sicher, daß Aschanti und Dahome nicht, wie es auf den Perthesschen Karten gezeichnet ist, nördlich vom Togo-See aneinander grenzen. Zwischen Dahome und Aschanti liegen eine ganze Anzahl kleiner unabhängiger Landschaften, die weder zu dem einen noch zu dem andern Reiche gehören. Dahome erstreckt sich bei weitem nicht so weit westwärts, wie es auf den Perthesschen Karten gezeichnet ist. Nach jenen Karten würde das Nordufer des Togo-Sees schon zu Dahome gehören. Dem ist aber nicht so, ja, die Leute wissen dort gar nichts von Dahome.

Achtes Kapitel.

Die drei Königreiche Klein-Povo, Ague und Groß-Povo.

(Das Königreich Klein-Povo. — Verworrenheit der politischen Verhältnisse. — Die d'Almeida und die Lawson-Partei. — Zölle und Grundrenten. — Vier Könige an einem Tage besucht. — Der beinahe 90jährige Pedro Quadjo. — Der Cabusier Quadjovi. — Taubenschießen in der Hauptstadt Gredji. — Der König Folli Ajoada. — Der Ort Klein-Povo oder Anehó. — Seine Lage und Handelsbedeutung. — Die Lagune. — Die vier Dialekte der Ewe-Sprache. — „Haimbu-home" und „Asinkuvi-home". — Vielweiberei und Frauenkauf. — Fetischdienst bei gebildeten Schwarzen. — Die beiden unfreiwilligen Besucher Deutschlands. — Ague, das Wiesbaden aller ehemaligen Sklavenhändler. — Schwarz gewordene Portugiesen. — Die französisch-katholische Mission. — Die Wesleyaner und die deutschen Missionen. — Die Götterwelt der Neger. — Das Königreich Groß-Povo. — Die Hauptstadt Abanage. — Große Aufregung des Volkes, weil ich den König gefangen nehmen wolle. — Atakpame liegt schon nördlich vom Togo-Gebiet. — Die zusammengelaufene Bevölkerung von Groß-Povo. — Schlangenverehrung.)

Oestlich vom Togo-Gebiete liegt die Landschaft Klein-Povo, die man wegen des Gefühls der Zusammengehörigkeit unter den einzelnen Ortschaften ein eignes Königreich nennen kann, obwohl die Macht des in Gredji wohnenden Königs sehr gering ist. Da in allen diesen kleinen Königreichen der Küste außer in Aschanti und Dahome eine organisierte Maschinerie des Staatslebens nicht existiert und dementsprechend die Macht kaum weiter reicht als die Länge des Armes, so haben die Könige von alters her in allen be-

deutenderen Plätzen Oberhäuptlinge oder Cabusiers (portugiesisch Cabocero, englisch Cabozeer) eingesetzt, beziehentlich auch diejenigen Leute, die sich bereits einen großen Anhang erworben hatten, nachträglich zu Cabusiers ernannt. In dem an der See gelegenen Handelsplatze Klein-Povo, der nach und nach eine bei weitem größere Bedeutung erlangt hat als das jenseits der Lagune auf dem Festlande gelegene Gredji, haben sich nicht weniger als drei Familien die Cabusierwürde erobert, und von den jetzigen Trägern dieses Titels macht wenigstens einer, von den Engländern unterstützt, dem rechtmäßigen Könige Konkurrenz.

Der vorige König von Gredji ist vor etwa zwei Jahren gestorben, und nachdem er den Gebräuchen des Landes entsprechend, noch ein volles Jahr nach seinem Tode durch den Stabträger weiter regiert, beziehentlich an alle Besucher Grüße und Komplimente hatte überbringen lassen, wurde im Juli dieses Jahres unter den üblichen, in Schießen, Tanzen und Rum-Gelagen bestehenden Feierlichkeiten der bisherige Stabträger Folli Ajoada als König eingesetzt. Sowohl die deutschen als die französischen Firmen begünstigten damals den neuen König und lieferten gemeinsam die hauptsächlichsten Erfordernisse jeder Krönung, nämlich Pulver und Rum. Erst nachdem die Deutschen in Porto Seguro (von den Eingebornen Agbo-drang-Po genannt) ihre Flagge gehißt hatten, wandten die Franzosen dem Pseudo-Könige Lawson, von dem weiter unten die Rede sein wird, ihre Gunst zu.

Ehe ich nun zu den Ansprüchen übergehe, welche wenigstens einer der Cabusiers von Klein-Povo, (wenn nicht alle drei) auf den Königstitel macht, möchte ich der seltsamen Parteiverhältnisse in Klein-Povo Erwähnung thun. Es gibt viele Neger mit portugiesischen Namen, ohne daß man zu sagen vermöchte, woher diese Namen stammen. Es mag ja sein, daß der Urgroßvater solches Negers ein Portugiese gewesen ist, in den meisten Fällen haben sich aber wohl nur ehemalige Verwalter oder gar Sklaven der inzwischen verschollenen Portugiesen die Namen ihrer Herren beigelegt. Da nun die vornehmeren Schwarzen desto mehr Frauen nehmen, je reicher sie sind (in Klein-Povo gibt es viele Männer mit einigen Dutzend und einen mit über 80 Frauen) so pflanzt sich gerade der Name der Mächtigern in einer endlosen Kinderschar weiter fort. Solcher

Kinderſegen ſteigt bisweilen bis nahe an hundert. Ein zur Sippe der Cabuſier-Familie gehöriger Neger namens d'Almeida hatte den löblichen Einfall, ſeinen zahlreichen Sprößlingen, ſoweit das für hieſige Verhältniſſe möglich iſt, eine gute Erziehung geben zu laſſen, wenigſtens in dem Grade, daß alle, ohne die unangenehmen Seiten der Sierra-Leone-Neger anzu-

Junger Mann aus der d'Almeida-Familie.

nehmen, ganz vortrefflich leſen, ſchreiben, rechnen und auch ſonſt noch einiges dazu lernten. Die Folge war, daß die d'Almeida-Familie ihren Einfluß noch bedeutend verſtärkte und gegenwärtig im eigentlichen Klein-Popo die hervorragendſte Rolle unter den Schwarzen ſpielt. Dieſer Familie oder Sippſchaft gehören die beiden ſteinalten Cabuſiers Pedro-Quadjo und Quadjovi an. Die Namen Quadjo und Quadjovi ſollen urſprünglich

eine Würde bedeutet haben, ſind aber nach und nach ganz perſönlich geworden.

Ein Zweig der d'Almeida Familie, welchem ebenfalls die Cabuſier-Würde zukommt, wanderte vor einigen Jahrzehnten nach Sierra-Leone aus, nahm dort den Namen Lawſon an und brachte durch die ſpäter wieder nach Klein-Povo zurückkehrenden Mitglieder der Familie allerlei von den Engländern eingeimpfte Anſprüche mit hierher. Als die Engländer im vorigen Jahre den Verſuch machten, Klein-Povo, obwohl dort kein einziges engliſches Haus beſteht und kein einziger Engländer wohnt, ihrem Einfluſſe zu unterwerfen, ſandten ſie, wie ich das bereits im dritten Kapitel geſchildert habe, von Lagos her den ſchlauen Ingenieur Lawſon ab, um das Feld vorzubereiten. Der ſchwarze Ingenieur war den übrigen Negern in Bezug auf Geldmittel, Schlauheit und Redekunſt überlegen; er nannte ſich abwechſelnd Prinzregent und Premierminiſter und brachte es dahin, daß ſein Vetter, ein unbedeutender Menſch mit angenehmen Manieren, in Badji — einem Klein-Povo gegenüber auf einer Landzunge an der Lagune gelegenen Dorfe — unter den üblichen Feſtlichkeiten als König eingeſetzt wurde. Von Gredji aus wurde teils des damaligen Interregnums, teils der eignen Machtloſigkeit wegen nichts hiergegen unternommen, auch die d'Almeida-Familie hütete ſich, der ihr weit mehr am Herzen liegenden Handelsintereſſen wegen, loszuſchlagen, und ohne die unerträglichen Uebergriffe, die ſie ſich zu ſchulden kommen ließen, ohne das darauf folgende Eingreifen des Kommandanten der „Sophie“ würden die Lawſons ihr Ziel, ſich zu thatſächlichen Herren des Gebietes von Klein-Povo aufzuſchwingen, erreicht haben.

Wie die Verhältniſſe augenblicklich liegen, hat in Gredji und den nördlicheren Ortſchaften König Folli Ajoada, in dem größten Teile von Badji und einem kleineren Teile von Klein-Povo der ſich ebenfalls König (und zwar König des Reiches Klein-Povo) nennende Lawſon, in einem andern Teile von Klein-Povo der alte Pedro Quadjo und wieder in einem andern Teile von Klein-Povo der beinahe ebenſo alte Quadjovi das größte Anſehen. Pedro Quadjo und Quadjovi treten, da ſie beide von der d'Almeida-Familie geſtützt werden, nicht als Nebenbuhler auf und ſtehen auch ſelbſt wieder auf Seiten des Königs von Gredji. Lawſon aber beanſprucht die Macht von

allen dreien und steht allen dreien feindselig gegenüber. Dieses Wort feindselig darf aber nicht in unserm Sinne aufgefaßt werden, denn die Leute leben so ruhig nebeneinander, als ob zwischen ihnen alles in Ordnung wäre und es sich nicht um jenen von uns Europäern als das denkbar höchste Ziel des Ehrgeizes angesehenen Begriff der Souveränität handle. Man muß die phlegmatische Natur und die weit mehr auf kaufmännischen Gewinst als auf politischen Ehrgeiz gerichtete Sinnesart der Neger kennen, um solche Verhältnisse richtig verstehen und beurteilen zu können. Sollte es einmal zum Losschlagen kommen, so würden sich in Klein-Popo die d'Almeida- und die Lawson-Partei gegenüberstehen. Die erstere ist die zahlreichere, aber es kann nicht geleugnet werden, daß die letztere besser disziplinirt ist, soweit unter den hiesigen Negern überhaupt von Disziplin die Rede sein kann.

Eine bewaffnete Macht, ähnlich unsern Heeren, gibt es bloß in Dahome und Aschanti, aber nicht in den kleineren Reichen. Brechen Kriege aus, die zwar meist sehr lange dauern, aber nicht sehr blutig sind, so bewaffnen sich die Leute nach Willkür und Belieben. Auch die Lawson- und die d'Almeida-Partei arbeiten insofern gegeneinander, als sie durch Festlichkeiten, bei denen sehr viel geschossen wird, und durch kriegerische Aufzüge gegenseitig zu imponieren suchen. In diesem Sinne wenigstens wurden mir die mit ungeheurem Lärm in Szene gesetzten Aufzüge gedeutet, deren Zuschauer ich mehrfach gewesen bin. Eines Morgens erschienen im Hofe der Bremer Faktorei, gefolgt von der üblichen Menschenmenge, ein paar Dutzend tanzende und mit Schärpen geschmückte Neger, die sich als Krieger Pedro Quadjos vorstellend, so und so viel Flaschen Bier erhielten. Eine halbe Stunde später wiederholte sich die Szene, aber diesmal waren es Lawson-Leute. Und am Nachmittag erschienen gar auch noch die Leute des Königs von Gredji, die es ebenfalls nach Bier und Rum gelüsten mochte.

Es gibt auch noch eine andre Art, wie die nebenbuhlerischen Parteien und Häuptlinge gegeneinander arbeiten, nämlich durch Rundschreiben an die europäischen Kaufmannsfirmen. Jeder der vier Häuptlinge unterhält einen schwarzen, des Englischen kundigen Kommis, und die von diesen Privatsekretären verfaßten Schriftstücke, von denen man mir einige Dutzend zum Geschenk machte, sind wahre Muster des Stils und der Staatsweisheit.

Bald erhalten die Kaufleute ein aus dem Königspalaste von Gredji datiertes Rundschreiben, bald ein solches aus dem New-London-Palast (oh diese Hütte!) von Badji; sogar der sonst so vernünftige Pedro Quadjo, das ehrwürdige Haupt der d'Almeida-Partei, läßt sich in einem dieser Schriftstücke König und Majestät nennen. Der Inhalt aber ist bei allen so ziemlich der gleiche; keiner der vier Häuptlinge will, daß an die übrigen Zoll oder Bodenpacht gezahlt werde. Dabei wird sehr häufig das Wort „Gott" gebraucht und die Häuptlinge, namentlich Lawson, sehen es auch nicht ungern, wenn der Europäer sie für Christen hält. Thatsächlich aber ist keiner von ihnen getauft worden und alle ohne Ausnahme verehren nach wie vor ihre Fetische, wie denn auch Lawsons Bruder ein Oberhaupt der Fetischpriester ist (ein andrer Bruder besorgte mir, während ich in der Bremer Faktorei wohnte, meine Wäsche).

Hätte die Lawson-Partei ihren durch das Eingreifen der Sophie vereitelten Zweck erreicht, so würde der Handel schwere Schläge erlitten haben, wenn nicht ganz vernichtet worden sein. Der famose Prinzregent und Premierminister, den die Sophie sobald er als englischer Unterthan reklamiert wurde, zu Accra an Land setzte, hatte die Einführung hoher Zölle, eines von Schwarzen geleiteten Postbüreaus und vieler andern schönen Dinge vorbereitet. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß, daß von solchem Postbüreau alle Briefe von feindlichen Firmen eröffnet und zurückbehalten worden sein würden. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, dürfen laut Uebereinkunft der Häuptlinge mit dem Kommandanten der Sophie die Zölle (1 Mk. von jeder Tonne Palmkerne und jedem Faß Palmöl) nicht ohne weiteres erhöht werden. Die Sierra-Leone-Kaufleute zahlen diese Zölle an Lawson, die beiden französischen Firmen an Pedro Quadjo, die Hansa-Faktorei an den König von Gredji und die zwei andern deutschen Firmen an Quadjovi.

Noch verwickelter liegen die Verhältnisse betreffs der Bodenpacht oder „Grundrente", wie man sich hier auszudrücken pflegt. Es ist altes Landesgesetz (und die Neger halten sehr streng auf solche Ueberlieferungen, deren es eine große Anzahl gibt), daß kein neuer Ankömmling, wenigstens kein Weißer, den Grund und Boden, auf dem er seine Faktorei baut, zu vollem Eigentum erwerben kann. Wir finden also in den Povo-Ländern (sowohl Klein- als Groß-Povo) eine Art von Erbpacht; der

Weiße kann, indem er aus dem Lande wegzieht oder die Faktorei verkauft, das Pachtverhältnis auflösen, der Schwarze aber nicht. Und auch wenn der Weiße wegzieht oder sein Haus verkauft, bleiben die Pachtansprüche des Schwarzen, sei es an

Chico b'Almeida, Kommis bei der Hansa-Faktorei, eines der Häupter der b'Almeida-Familie.

den Käufer, sei es an das herrenlos zurückgebliebene Gut bestehen. Aus dieser Rechtsauffassung ist es zu erklären, daß der Wegziehende zwar alle Mobilien mit hinwegnehmen darf, daß es ihm aber verboten ist, das mit dem Grund und Boden verwachsene Haus abzubrechen und anderwärts wieder aufzubauen;

es kann das nur heimlich oder mit Gewalt geschehen. Daß es nun weder Notare noch Kataster gibt, so tritt heute dieser und morgen jener als rechtmäßiger Besitzer des Bodens auf. Die natürliche Folge ist, daß von einzelnen Firmen die Grundrente (sie pflegt für jede Faktorei nicht viel mehr als hundert Dollars jährlich zu betragen) solange zurückbehalten wird, bis die verschiedenen Reflektanten darauf ihre Ansprüche unter sich geregelt haben. Es klingt ganz hübsch, wenn man von den gar nicht schlecht entwickelten Rechtsbegriffen der Neger spricht; Thatsache aber ist es, daß nirgends mehr als gerade hier im Lande der Selbsthilfe Macht vor Recht geht.

Pedro Quadjo und Quadjovi (ohne den König von Gredji) sollen vor vielen Jahren um französischen Schutz eingekommen sein, ohne jemals eine Antwort auf dieses Gesuch erhalten zu haben. Neuerdings betrachten sie, und zwar in Gemeinschaft mit dem König von Gredji, die Deutschen als ihre Beschützer und haben dem auch in mehrfachen, von allen dreien unterzeichneten Petitionen Ausdruck gegeben. Lawson sucht dagegen seinen Einfluß durch die angeblichen Sympathieen, die ihm von England entgegengebracht wurden, aufrecht zu erhalten. Ganz seltsam nimmt es sich aus, wenn bei Ankunft eines Dampfers Quadjovi die deutsche, Pedro Quadjo die französische und Lawson die englische Flagge hißt; politische Beweggründe sind dabei nicht mit im Spiel, jeder hißt eben diejenige Flagge, die er gerade im Vorrat hat. Die deutschen Firmen machen auch mit Lawson Geschäfte, und ihre Vertreter verkehren mit dem Pseudo-König, der früher Laufjunge auf einem Schiffe gewesen, ebenso freundschaftlich wie mit allen übrigen Häuptlingen. Immerhin aber ist, während die d'Almeida-Partei treu zu den Deutschen hält, Badji das deutschfeindliche Hauptquartier; von dort aus kam noch vor wenigen Tagen die Drohung, zwei besonders mißliebige Deutsche ermorden zu wollen, und als am Tage darauf ein andrer Deutscher durch den zu Lawsons Gerichtssprengel gehörigen Teil von Badji ritt, trugen er und sein Pferd einige Püffe und Schrammen davon. Bei der nachfolgenden Gerichtssitzung wußte sich aber Lawson durch Verschleppung und allerlei Hinterthüren an jeder Bestrafung der Schuldigen vorbeizudrücken.

Nachdem der Leser durch Vorstehendes mit der politischen Stellung der betreffenden Herren vertraut geworden ist, möchte

ich ihn zu einem persönlichen Besuche der vier Duodez-Könige einladen. Zunächst geleitete mich Konsul Randad zum alten, den Neunzigern sehr nahen Pedro Quadjo, der, von einem Schlagflusse gerührt, unter einer halb offenen Halle auf seinem Bette lag. Pedro hat als ganz junger Mann in Brasilien gelebt und sich dann an dieser Küste durch Gerechtigkeit gegen Schwarze und Weiße, durch seine für einen Neger ganz außergewöhnliche Energie einen gewissen Ruf erworben. Wäre er jünger und gesund, so würde Lawson niemals emporgekommen sein, aber traurig, fast möchte ich sagen melancholisch, deutete er auf die gelähmte Seite, als ich ihm in spanischer Sprache mein Mitleid darüber, daß ich ihn bettlägerig gefunden, ausdrückte. Während die übrigen Häuptlinge zur Bestrafung überwiesene Diebe, Einbrecher, Mörder u. s. w. häufig wieder entwischen ließen, sandte man zu Pedro stets diejenigen, deren Missethat eine nachdrückliche Bestrafung verdiente. Bei allen Häuptlingen findet man eine kleine Garde von „Eisenreitern", d. h. von Verbrechern, denen man Halseisen angelegt und diese bei je 6 bis 10 durch eine Eisenstange verbunden hat.

Von Pedro Quadjo ging es zu Quadjovi, der einige Monate jünger und etwas rüstiger aber trotzdem weniger energisch ist. Vor dem in sein Gehöft führenden Thorwege lagen vier alte Kanonen und das Empfangszimmer fand ich nur mit einem halb verblindeten Spiegel und mehreren Christusbildern ausgeschmückt. Noch ehe Quadjovi (der wahrscheinlich zuerst Toilette machte) selbst erschien, setzte ein Diener deutsches Bier, Bahia-Rum und Weißwein auf den Tisch. Quadjovi nahte sich auf einen Stab gestützt mit Toga, flatternder schneeweißer Frauenhaube und einem lilafarbigen Cylinderhut. Aber trotz dieses nun einmal landesüblichen Aufputzes war die Erscheinung des alten Mannes voll Würde, und wie wir das bereits bei Pedro gethan hatten, erhoben wir uns zu seiner Begrüßung entblößten Hauptes von unsern Sitzen — eine Ehrenbezeugung, die der Weiße bloß denjenigen unter den einheimischen Königen und Häuptlingen zuteil werden läßt, welche eine gewisse Achtung verdienen. Was mir an Quadjovi besonders gefiel, war, daß seine erste Frage sich auf das Befinden unsres Kaisers bezog. Nachdem ich durch den Mund des Dolmetschers ausdrücklich hatte betonen lassen, daß ich nur ein einfacher Privatmann sei, erzählte ich in großen Zügen vom letzten Manöver, von der

Macht und Größe Deutschlands und den Strapazen, denen der pflichtgetreue Herrscher sich trotz seines hohen Alters unterzogen.

Am Nachmittag setzte ich in Begleitung des Herrn Reimann die Königsbesuche fort. Im Lagunenboote fuhren wir nach Badji ins feindliche Lager hinüber und ließen uns bei Lawson anmelden, mußten aber etwa eine Viertelstunde lang in dem mit blinden Spiegeln und Tingel-Tangel-Bildern ausgestatteten Empfangszimmer antichambrieren. Der Pseudo-König nahte mit einem Gefolge von wenigstens drei Dutzend Negern, gekleidet in einen grauen Cylinderhut, eine himmelblaue Toga, europäische Zugstiefel und weiße, bis zur Hälfte des Oberschenkels reichende, von Strumpfbändern festgehaltene Frauenstrümpfe. Das Knipfen mit dem Mittelfinger ist bei denjenigen Negern, die auf Bildung Anspruch machen, aus der Mode gekommen. Dementsprechend reichte uns Lawson nach europäischer Weise die Hand und ließ sich mit seinen europäische Kleidung tragenden Ratgebern — darunter in erster Linie jener Wilson, den die Sophie mit nach Deutschland genommen — auf einem Rohrsofa nieder, während das halbnackte niedere Gefolge sich im Halbkreis um ihn herum auf dem Boden lagerte. Die Unterredung, bei der Wilson den Dolmetscher abgab, bewegte sich innerhalb jenes engen Kreises von Höflichkeitsphrasen, die im Verkehr der Weißen mit vornehmeren Schwarzen immer und immer wieder ausgetauscht werden. Als aber Lawson bemerkte, wenn ich so sehr lange in Afrika bliebe, würde ich wohl so sonngebräunt werden, wie er selbst sei, wollte die Heiterkeit unter seinem Gefolge kein Ende nehmen. Geschraubt und förmlich wie der Empfang war auch der Abschied von „H. M. Lawson III“, den man aber häufiger seiner Unbedeutenheit wegen Lawson 3d (drei Pence) nennt.

Die Fahrt nach dem in gerader Linie bloß 1 ½ km von Klein-Povo entfernten Gredji dauert wegen des Bogens, den die Lagune hier beschreibt, über eine halbe Stunde. Die Kru-Ruderer erblickten mit ihren scharfen Augen schon aus weiter Entfernung einen großen Alligator, der sich sonnend auf einer von Schilf umgebenen Schlammbank am Ufer lag. Langsam und möglichst geräuschlos näher rudernd, sandten wir nach dem Tiere auf 20 Schritt Entfernung eine Ladung Rehposten zu; aber scheinbar unverletzt schob es ohne Uebereilung den langen

Körper ins Wasser und tauchte auch während der nächsten Minuten nicht wieder zur Oberfläche auf.

Auch bei Gredji finden sich in dem roten Thon eingelagert große Stücke knollenartigen Eisensteins, aber doch nicht so häufig wie bei Togo. Die Hütten sind wie allerwärts im Inneren aus Quadern von rotem Thon erbaut und weit sauberer als die Binsen- und Lehmhütten von Klein-Povo. Der Palaverplatz fiel mir durch einen Riesenbaum, der Gerichtsplatz durch ein hallenartiges, allerseits offenes Schulgebäude jener schwarzen wesleyanischen Missionare auf, die jeden Sonntag zu Badji in englischer Sprache Gottesdienst abhalten und gleichzeitig politische Propaganda für England machen. Die Palmen von Gredji waren über und über bedeckt mit den Nestern der Gesellschaftsvögel, außerdem aber wimmelten jetzt gegen Abend alle Bäume von jenen kleinen roten Buschtauben, die an dieser ganzen Küste das häufigste und nirgendwo fehlende Wild darstellen. Herr Randad ließ den König um die Erlaubnis ersuchen, hier schießen zu dürfen, und von einem den Stab des Königs tragenden Manne begleitet, konnte er nach einer Viertelstunde und ohne einen Fehlschuß gethan zu haben, nicht weniger als ein Dutzend der wohlschmeckenden Vögel als Jagdbeute vorzeigen.

Folli Ajoada machte, obwohl er kaum sehr viel älter sein kann als Lawson, dennoch einen viel würdevolleren Eindruck. Er trug eine sauber gewaschene weiße Toga, eine flatternde Nachtmütze, einen schwarzen Zylinder darüber und an den sonst nackten Füßen römische Sandalen, die ich in diesem Lande hier zum erstenmal sah. Trotzdem die Sonne schon beinahe untergegangen war, ließ er, nachdem die Begrüßung nach unverfälschtem Landesbrauch stattgefunden hatte, zur Vermehrung der Feierlichkeit einen Regenschirm, dessen Vergangenheit eine sehr bewegte zu sein schien, über sich aufspannen. Während die landesüblichen niedrigen und geschweiften Stühle, ein Tisch und mehrere Flaschen Bier zu jener vorn offenen Halle gebracht wurden, die in vornehmen Negerhäusern die Stelle des römischen Atriums vertritt, begann der König mir sein Leid zu klagen und sich über Lawson zu beschweren, der, obwohl doch er (Folli Ajoada) allein Herr des ganzen Landes sei, einen Teil seiner Leute von ihm abspenstig gemacht habe. Leider vermochte ich dem Könige keine Aussicht auf eine günstigere Ge-

ſtaltung ſeiner Herrſchermacht zu eröffnen und ſchied mit dem auf dringendes Bitten hin abgegebenen Verſprechen, wenn möglich ſpäter einmal zu längerem Beſuche zurückkehren zu wollen. Die Bierflaſchen waren nach Negerbrauch erſt dann entkorkt worden, als alle wichtigeren Punkte der Unterredung erledigt zu ſein ſchienen.

Das letzte Dämmerlicht benutzten wir zu einer abermaligen Taubenjagd, und zwar wiederum in Begleitung des Stabträgers, denn ohne ſolche lebendige Legitimation würden es die Kru-Leute nicht gewagt haben, die niederfallenden Tauben aus der Umzäunung der Gehöfte herauszuholen. Ein uns nachfolgender Schwarm von pudelnackten Kindern begleitete jeden Treffer mit Freudengeheul, und als wir zum Abſchied einige Dreipenceſtücke unter ſie warfen, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Unſer Boot aber fanden wir umlagert von badenden Jungfrauen, die ihre Reize mit einer ſelbſt für dieſes Land ungewöhnlichen Ungeniertheit zur Schau trugen. Inzwiſchen war es völlig dunkel geworden und unſre unter den Ruderſchlägen von 24 kräftigen Armen dahinſauſende Gig (es gibt in Klein-Povo fünf Lagunen-Gigs) verwickelte ſich in den Maſchen eines zum Fiſchen ausgeworfenen Rieſennetzes, aus dem wir uns bloß mit einiger Mühe wieder befreien konnten. Mir aber wollte während alles deſſen der Gedanke nicht aus dem Kopf, daß im Mittelalter die politiſchen Verhältniſſe unſeres eignen, in unzählige Städtchen zerſplitterten Vaterlandes nicht viel weniger verworren geweſen ſein können, als diejenigen, welche uns heute noch die Sklavenküſte darbietet.

Klein-Povo ſelbſt iſt an der ganzen Sklavenküſte zwiſchen Quitta und Weida zwar nicht der volkreichſte, wohl aber durch ſeinen regen Handelsverkehr der bedeutendſte, mit den ſchönſten Faktoreien ausgeſtattete Ort und gleichzeitig derjenige, welcher ſich, falls dieſem Landſtriche einmal der Segen einer geordneten Verwaltung zu teil werden ſollte, gemäß ſeiner ungewöhnlich günſtigen Lage am beſten zur Hauptſtadt eignen würde. Die Eingebornen nennen Klein-Povo „Anehó“, Agué nennen ſie „Azigo“ und Groß-Povo „Pla“.

Auf dem kaum 100 m breiten Landſtreifen zwiſchen dem Meere und der flußartig in viele Arme verzweigten Lagune, mehrere Kilometer weit ſich ausbreitend, liegt Klein-Povo, bei weitem maleriſcher als die meiſten übrigen Ortſchaften dieſer

Küste. Die in der Richtung nach dem Festlande sich entrollende Szenerie ist, wenn auch keineswegs großartig, so doch jedenfalls hübsch zu nennen. Zunächst längs der See eine imponierende Front von schönen Faktoreien (die stattlichste ist diejenige von Friedr. M. Victor Söhne, die über 60 000 Mk. gekostet hat), über denen bloß deutsche und französische Flaggen wehen. Dann das ruhige, an dieser Stelle mehrere hundert Meter breite und nach drei verschiedenen Richtungen verlaufende Gewässer der Lagune, hinter dem der 30 bis 40 Fuß hoch ansteigende gelbrote Boden mit einem anmutigen Kranze von Kokos- und Fächerpalmen geschmückt ist. Gerade gegenüber liegt auf einer Halbinsel der Lagune das Dörfchen Adjido, und von der gegenüberliegenden Halbinsel lugen unter Kokospalmen die braunen Binsendächer von Badji herüber. Steigt man auf das Dach einer der Faktoreien, so kann man auch hinter Badji die Ortschaft Degbenu und hinter Adjido, aber durch den nach Groß-Povo führenden Hauptarm der Lagune davon getrennt, das freundliche Gredji wahrnehmen. Dieses angenehme Bild wird ein wenig verwischt, sobald man in die den äußersten Westen von Klein-Povo einnehmende Negerstadt gelangt, deren Straßen sich, ohne gerade so schmutzig zu sein, wie diejenigen von Porto Seguro, Agué und Groß-Povo, dennoch ebensowenig durch Reinlichkeit auszeichnen, wie die bis zu vier Räumen zählenden Hütten durch luxuriöse Bauart.

Am Strande der Lagune liegen neben großen Haufen zum Kalkbrennen benutzter Austernschalen und aus dem roten Thon des Innern hergestellter Ziegelsteine die aus je einem Baumstamme gefertigten Kanoes der Eingebornen. Für den Europäer mag die See, die seinen Verkehr mit der Heimat vermittelt, wichtiger sein, für den Neger ist jedenfalls die von Bajida bis über Weida hinaus und an einigen Stellen bis weit ins Innere eine angenehme Wasserstraße darstellende Lagune von viel größerer Bedeutung. Sie vermittelt nicht nur bei Klein- und Groß-Povo allen Handelsverkehr mit der Küste, sondern liefert auch durch ihren Fischreichtum den größten Teil der nicht vegetabilischen Kost. Für den bedeutendsten Zufluß der Lagune halte ich den zwischen Klein- und Groß-Povo bei Abanage mündenden Agomé-Fluß. Es wird dies auch dadurch wahrscheinlich, daß von Abanage aus stets eine starke, ostwärts nach Groß-Povo gerichtete und zuweilen auch eine

westwärts nach Klein-Povo führende Strömung bemerkbar ist. Die auf den englischen Seekarten und von den katholischen Missionaren zu Agué vertretene Ansicht, daß die Lagune vom Volta gespeist werde, ist jedenfalls irrig. Daß die Lagune von Togo und Povo bei außergewöhnlich hohem Wasserstande mit derjenigen von Lagos in Verbindung tritt, ist erwiesen; eine ähnliche Verbindung mit der Lagune von Quitta halte ich dagegen, nachdem ich mehrmals den dazwischen liegenden Landstrich durchkreuzt habe, für unwahrscheinlich. Einen ständigen Ausfluß hat die Lagune bloß östlich von Groß-Povo; gegen Mitte der Regenzeit aber, wenn der Wasserspiegel der Lagune bis zu 4 Fuß über denjenigen des Meeres steigt, beginnt das Wasser noch an einigen andern Stellen durchzubrechen, und voriges Jahr hat man auch, ohne die nachfolgende, mehrere Faktoreten gefährdende Wirkung zu ahnen, einen seitdem wieder versandeten künstlichen Durchbruch östlich von Klein-Povo eröffnet. Bei sehr niedrigem Wasserstande der Lagune zeigen sich infolge des eindringenden Seewassers in vermindertem Maßstab alle Erscheinungen der Flut und Ebbe; das Wasser ist dann ein wenig brackisch, während es in der Regenzeit und in den sehr weit vom Ausfluß entfernten Armen sogar als Trinkwasser gebraucht werden könnte.

Die Tiefe der Lagune wechselt je nach der Regenzeit und auch aus andern noch unbekannten Ursachen sehr stark. Kleinere Kanoes können stets auf der Strecke zwischen Porto Seguro und Bajida verkehren; schwerere Boote geraten aber schon bei etwas niedrigem Wasserstande jeden Augenblick auf den Grund. Hierzu sei bemerkt, daß die größten, auch bloß aus je einem Baumstamm gefertigten Kanoes der Eingebornen bis zu 5000 kg Ladung aufnehmen, aber doch hinter den in den Mündungen des Niger vorhandenen Kriegskanoes zurückstehen, in denen bis zu 200 Mann Platz finden. Der Boden der Lagune besteht ausschließlich aus Sand und gelbem Schlamm, abgesehen davon, daß dicht vor Klein-Povo bei mittlerem Wasserstand ein solider mit kleinen Muscheln bedeckter Sandsteinfels über die Oberfläche emporragt.

Die Bewohner von Klein-Povo, deren mit Einschluß der Vororte Badji und Degbenu 4000 sein mögen, sind teilweise, wie das auch noch an ihrem kräftigeren Körperbau ersichtlich ist, von Accra her eingewandert und sprechen ein mit einzelnen

Worten der Ga-Sprache vermischtes Idiom. Diese Ga-Sprache reicht in östlicher Richtung bis zum großen Volta-Flusse, wo sich die gänzlich verschiedene Ewe-Sprache daran anschließt, um bei Porto Novo und Lagos wieder von der ebenfalls ganz verschiedenen Anago-Sprache abgelöst zu werden. Das Ewe zerfällt in die vier Dialekte von Anglo, Togo, Povo und Dahome, von denen der zweite im deutschen Schutzgebiete gesprochen wird. Den Anglo-Dialekt haben die zu Quitta und weiter im Innern ansässigen Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft grammatikalisch behandelt und sind eben dabei, ein neues Wörterbuch desselben herauszugeben. In der Dahome- und Povo-Sprache predigen hinwiederum die katholischen Missionare von Weida und Agué, aber mit dem Togo-Dialekt hat sich bisher noch kein Mann der Wissenschaft abgegeben, wie denn überhaupt das Togo-Gebiet bis zur Verleihung des deutschen Schutzes der unbekannteste Teil der am wenigsten bekannten Theile von ganz Guinea war. Um dem Leser einen Begriff von der Verschiedenheit dreier unter den vier genannten Dialekten zu geben, möchte ich ihm die jedem Kaufmanne geläufigen Zahlen vorführen. Es heißen:

	Anglo.	Togo.	Povo.
Eins	Deka	Deka	Deka
Zwei	Ewe	Ewe	Ewe
Drei.....	Eto	Eto oder Etong	Etong
Vier.....	Iné	Iné	Iné
Fünf	Ato	Ato oder Atong	Atong
Sechs	Adé	Adé	Adé
Sieben ...	Adre	Adre	Adre
Acht.....	Enji	Enji oder Jné	Nji
Neun	Enjide	Asideke oder Scheke	Njide
Zehn	Ewo	Ewo oder Owho	Ewo
Elf.....	Wuideke	Wideka	Oivadeka
Zwanzig ..	Blave	Wui oder Wie	Eovi
Dreißig ..	Blato	Egba oder Eba	Egba
Vierzig ...	Blane	Ka oder Eka	Ka
Fünfzig ..	Blaato	Katsievo	Kadschio
Hundert ..	Alafa	Kawetagbo	Kawedagbo.

Das Zahlensystem, obwohl dekadisch, hängt dennoch aufs engste mit der Rechnungsart nach Kauris zusammen. Eine Schnur Kauris zählt 40 Muscheln und die Zahl 31 beispielsweise wird im Togo-Dialekte durch Tschi-Scheke-Toleka, d. h. „eine Schnur Kauris weniger neun“ ausgedrückt. Für die Art, wie man zusammengesetzte Wörter bildet, möge folgendes Bei-

spiel genügen: Aha heißt „Rum", elle „es lebt" oder „es ist" (das Hilfszeitwort „sein" kennt man nicht) und su „viel da". Ahaellesu bedeutet nun einen Mann oder eine Frau, die betrunken sind. Manche auch tief im Innern sich findende Worte, wie Gaffel (Gabel) und Duku (Tuch) sind anscheinend dem Dänischen, andre, wie z. B. Home (Haus oder Heim) und Kuku (Koch) dem Englischen entlehnt worden. Die Silbe we oder wi dient als Diminutiv, wie denn z. B. Kukuwi den Gehilfen des Kochs, Aguewe die Ortschaft Klein-Agué und Quadjowi den weniger mächtigen Würdenträger Quadjo bezeichnet.

Uebrigens haben alle Eigennamen der hiesigen Neger wenigstens ursprünglich eine ganz bestimmte Bedeutung gehabt. Dem entsprechend geben sie allen Europäern Beinamen, die selten sehr schmeichelhaft lauten, wie z. B. kleines Katzenauge, Chamäleon, der Mann, der viel prügelt, wildes Tier, Dampfboot, der Mann, der den guten Rum verkauft, und was dergleichen mehr ist. Die Leute verstehen kaum, daß es auch Namen ohne Nebenbedeutung geben könne. Wenn ein junger Kaufmann mit einem ihnen noch unbekannten Namen hierher kommt, so fragen sie nach dessen Bedeutung, und wenn sie wie gewöhnlich nicht aufgeklärt werden, so lassen sie ihrer eignen Phantasie freies Spiel. Bei solcher Namengebung spielt dann der Zufall eine ebenso große Rolle, wie ein fein entwickeltes Beobachtungstalent. Jener Deutsche, der den Namen „kleines Katzenauge" führt, ist an dieser Küste der sicherste Schütze, einen französischen Missionar aber nennt man den „Wurzellosen", weil man ihn Spargeln hatte essen sehen und glaubte, daß diese hier unbekannte Pflanze keine Wurzeln habe. Und als einmal in Dahome meine Hängemattenträger nächtlicherweile zögerten, durch einen dunkeln Wald zu gehen, und als ich sie fragte, ob sie sich vor Legba (der Teufel) fürchteten, da merkte ich bald, daß man mir selbst später diesen schmeichelhaften Titel zu teil werden ließ. Solche Namen gewinnen aber bisweilen dadurch eine ganz gewaltige Bedeutung, daß sie vom Begründer einer Faktorei auf die Faktorei selbst und das ganze Geschäft übertragen werden und insofern unter den Eingebornen dieselbe Rolle spielen, wie bei uns der Begriff „Firma". „Haimbu-Home" heißen alle Faktoreien von Friedr. M. Victor Söhne, „Asinkuvi-Home" alle Faktoreien des Hauses Wölber u. Brohm. Je bekannter diese Namen im Innern werden, desto häufiger werden die Eingebornen gerade

der betreffenden Firma ihre Produkte zuführen. Daher das vergnügte Lächeln, welches ich bei meinen Ausflügen auf den Gesichtern meiner Begleiter zu bemerken glaubte, sobald in Dörfern, wo noch nie ein Europäer gewesen, die Worte „Haimbu“ oder „Asinkuvi“ ihr Ohr trafen.

In Klein-Povo hat man die schönste Gelegenheit, zu beobachten, wie der schon ein wenig von europäischer Kultur beleckte Schwarze, dem reichere Geldmittel zur Verfügung stehen, seine Häuslichkeit einzurichten liebt. Kultur und Barbarei vermischen sich hier auf wunderbare Art, ähnlich wie im Orient. Dem Leser wird wohl schon mehrfach die Frage nahegelegen haben, wovon denn eigentlich die Könige, Häuptlinge und sonstigen Vornehmen leben, mit welchen Mitteln sie bei dem Fehlen aller Steuern den für ihre Verhältnisse nicht unbedeutenden Aufwand bestreiten. Die Antwort ist, daß den Königen und Häuptlingen ihr Lebensunterhalt durch die Zölle, den auch von ihnen betriebenen Handel und besonders durch die Arbeit ihrer zahlreichen Weiber und Hausſklaven geliefert wird. Das gleiche gilt mit Ausnahme der Zölle von allen vornehmen Schwarzen, von denen einige außerdem noch als Agenten oder erste Kommis (Chief-Clerks) bei dieser oder jener europäischen Firma ein gutes Einkommen beziehen.

Das von diesen Leuten Verdiente wird nicht, wie man wohl denken sollte, in Geld oder Waren, sondern ebenfalls wieder in Frauen und Sklaven angelegt; eine andre Kapitalanlage als diejenige in Sklaven und Weibern ist unter den Schwarzen dieses Landes nicht üblich. Aus solchen Gebräuchen heraus muß es erklärt werden, wenn die Vielweiberei hier einen selbst im Orient unbekannten Umfang angenommen hat. In früheren Zeiten soll man sich mit sehr viel weniger Frauen begnügt haben, nach und nach aber haben die Sitten von Dahome sich auf die nahegelegenen Povo-Länder übertragen. Um bloß ein paar Beispiele anzuführen, hat der mehrere europäische Sprachen redende Chief-Clerk eines hiesigen deutschen Hauses 6 rechtmäßige Frauen, der Kommissionsagent eines französischen Hauses dagegen ungefähr 80. Da die Frauen von ihren Eltern erkauft und, sobald ein Schwarzer (der sie für sich arbeiten läßt), in Betracht kommt, ebenso teuer wie ein Sklave bezahlt werden, so steckt in solch ehelichem Glücke ein ganzes Vermögen. Europäer dagegen, die ihre schwarzen Frauen nicht für sich arbeiten

laſſen, ſondern ſie hübſch kleiden und gut pflegen, erhalten dieſelben als junge Mädchen ſchon zu dem landläufigen Preiſe von 16 Dollar bar und 6 Dollar in Waren. Die Eheſchließung geſchieht ohne jedes Zeremoniell, es ſei denn ein mit Muſik und Tanz verbundenes Rum-Gelage. In dieſem Teile von Weſt-Afrika kennt man übrigens unter den Schwarzen keine mit Notwendigkeit für das ganze Leben bindenden Ehen. Nur einem kleinen Teile von alle dem, was ſich hier Brüder nennt, ſind beide Eltern gemeinſchaftlich. Thatſächlich gibt es nur Ehen auf Kündigung.

Ebenſo barbariſch wie die ehelichen Verhältniſſe ſind nach unſern Begriffen die religiöſen Vorſtellungen der hieſigen Vornehmen. Während in Bezug auf die Predigt des Evangeliums das Togo-Gebiet noch völlig jungfräulicher Boden iſt, ſollte man bei Leuten, die in europäiſch gebauten, mit europäiſchem Komfort eingerichteten Häuſern wohnen, die ſich nach europäiſcher Art kleiden, mehrere europäiſche Sprachen reden und in Handelsbeziehungen mit London und Liverpool ſtehen, die Anbetung ihrer grotesken Fetiſch-Puppen für unmöglich halten. Männer wie Aité und die Mitglieder der d'Almeida-Famlie behaupten dem Europäer gegenüber, für ihre Perſon ſchon längſt nicht mehr an die Macht dieſer Götzen zu glauben. Aber teils leben auch noch in dieſen Schwarzen mit halber und Viertelsbildung die alten Anſchauungen, teils huldigen ſie denſelben um des ihrem Einfluſſe unterworfenen Volkes willen, das mit Genugthuung die auch in Aités Faktorei ſtehenden Fetiſche ſieht und gerade dort am tollſten ſeine Ernte- und andre ausgelaſſenen Feſte feiert. Dieſes Feſthalten an den überlieferten Sitten hat, mag es uns noch ſo ſeltſam vorkommen, eine gewiſſe Berechtigung. Anders mit jenen Negern, die es, ohne darum den landläufigſten Anſprüchen an europäiſchen Anſtand und europäiſches Ehrgefühl zu entſprechen, für eine Beleidigung anſehen würden, wenn man ſie als Schwarze bezeichnete. Solcher Leute gibt es beſonders viele unter der Lawſon-Partei. Jene beiden unfreiwilligen Beſucher Deutſchlands, Gomez und Wilſon (der letztere handelt für eigne Rechnung, der erſtere iſt Teilhaber der Trader-Firma Creppy und Gomez), laſſen, wenn einer von ihnen einen Gang durch die Stadt macht, des Prunkes halber, einen „Knaben" (Diener) hinter ſich hergehen. Aber ihre Schulden bezahlen ſie nicht, und Wilſon, der früher mit großer

Achtung von Deutschland und namentlich von Caprivi gesprochen hat, beginnt jetzt seine Zahlungsunfähigkeit damit zu entschuldigen, daß während des Aufenthalts in Deutschland sein Geschäft vernachlässigt worden sei.

Auf der flußartigen, stellenweise bloß einige hundert Meter, stellenweise bis zu zwei Kilometer breiten Lagune gelangt man mit guten Bambu-Leuten (Männern, die das Bot durch Stoßen mit langen Bambustangen fortbewegen) in 1½ Stunden von Klein-Povo nach Agué (in der Hängematte auf kürzerem Wege in einer Stunde), in weiteren vier Stunden nach Abanage und von dort in etwas mehr als einer halben Stunde bis Groß-Povo. Auf der Landseite treten, stellenweise von Buschwerk und hohem Gras oder ganz kleinen Mangrovedickichten abgelöst, üppige Palmenwälder mit ihrer anmutigen Krone den Wasserspiegel beschattend bis dicht an das Ufer heran. Alligatoren und sonstiges Getier sind auf dieser häufiger befahrenen Strecke schon etwas seltener geworden; zum Entgelt für diesen Mangel sah ich hier zum erstenmal die praktische Durchführung eines der seltsamsten Rechtsgebräuche dieses Landes. Stirbt jemand Schulden hinterlassend, so kann seine Familie sich bloß dadurch vor der stillschweigenden Uebernahme aller Verbindlichkeiten schützen, daß sie den Toten abseits vom Dorfe unter freiem Himmel auf ein Gerüst legt und den Gläubigern sagt: „Dort liegt er, geht hin und laßt euch von ihm selbst bezahlen!“ Wer den Leichnam beerdigt oder auch bloß vom Gerüst herunternimmt, tritt dadurch in alle Verbindlichkeiten des Verstorbenen ein und mancher Europäer, der sich auf die anscheinend leichteste Weise ein Negerskelett aneignen wollte, hat dasselbe später recht teuer bezahlen müssen.

Noch ehe man nach Agué gelangt, muß bei einem eingebildeten, d. h. in Wirklichkeit nicht vorhandenen Zollzaun eine Flasche Genever gezahlt werden, die man, um den Zollbeamten — der danach tauchen muß — ein wenig zu necken, ins Wasser zu werfen pflegt. Das kleine Königreich Agué (von den Engländern Aghwey geschrieben) hat nach langem Kriege gegen Pedro Quadjo (1861), wobei dieser den größten Teil seines Vermögens einbüßte, seine Unabhängigkeit bewahrt, wird aber durch den vom Schlagfluß gerührten König Atande und seinen sogenannten Kriegsminister Todegereapu in solch schwächlicher Weise verwaltet, daß die Schwarzen selbst ihrem

Verlangen nach strammerem Regiment offen Ausdruck geben. Keiner von den kleinen Königen dieser Küste vermag die Nordgrenze seines Gebiets anzugeben, die französischen Missionare versicherten mir aber, daß Agué sich nordwärts bloß bis Akraku erstrecke, einem zwischen Agué und Groß-Povo landeinwärts gelegenen Orte, den man in 5—6 Stunden in der Hängematte erreichen könne.

Die Hauptstadt Agué, von den Schwarzen Azigo genannt, deren Einwohner größtenteils aus Klein-Povo, zum kleineren Teil aus Dahome und dem Innern eingewandert sind, ist mit ihren 9000 Bewohnern nächst Weida der volkreichste Ort an der Sklavenküste. Europäische Faktoreien und europäischen Handel gibt es in Agué nicht, wohl aber zieht sich hieher alles, was das allzu grelle Licht der Kultur scheut, namentlich Portugiesen und Mohammedaner. Agué spielt für ehemalige Sklavenhändler, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben, namentlich die aus Brasilien eingewanderten, genau dieselbe Rolle, wie Wiesbaden für pensionierte Offiziere.

Unter allen Nationen Europas hat sich keine so gut wie die Portugiesen auf die einzig richtige Behandlung des Negers (rücksichtslose aber gerechte und sozusagen patriarchalische Strenge ohne allzu große Vertraulichkeit) verstanden, aber — seltsamer Gegensatz — keine einzige ist während dieser Erfolge und durch diese Erfolge so tief gesunken. Der Einfluß der Portugiesen hat alle Sitten und Gebräuche der Küstenbewohner bis weit ins Innere hinein mit spezifisch portugiesischen Kulturformen durchtränkt und insofern, obwohl zur Zeit die Machtstellung Englands und Frankreichs unendlich viel größer ist, dennoch etwas Dauerhafteres geleistet, als alle andern europäischen Nationen miteinander. Aber die Portugiesen selbst sind dabei zu Negern geworden, sind auch, wo sie noch halbwegs ihre weiße Hautfarbe bewahrt haben, zu der denkbar traurigsten Rolle, zu gänzlicher Machtlosigkeit, ja, sogar zu Fetischdienst, Vielweiberei und Geschwisterehen herabgestiegen. Auch Engländer, Franzosen und Deutsche zeigen sich den Töchtern des Landes gegenüber nichts weniger als zurückhaltend, aber sie bewahren doch stets ihr europäisches Aristokratentum, sie kehren nach so und so viel Jahren wieder in ihre Heimat zurück, um durch neue Ankömmlinge, die noch keine Negergebräuche angenommen haben, ersetzt zu werden. Für den Kulturhistoriker gibt es nichts Inter-

essanteres, als jene besonders zahlreich in Agué und Weida vertretene Menschenklasse, die sich Portugiesen nennt. Die leichten, angenehmen Umgangsformen und der Anspruch auf Europäertum sind nebst der Sprache diesen Leuten geblieben, aber die Hautfarbe wechselt vom reinen Gelbweiß des Südeuropäers bis zum dunkelsten Braunschwarz, das sich überhaupt unter Negern vorfindet. Die Kleidung der Damenwelt wechselt von allerlei Anklängen an Pariser Toilette (wie z. B. der Federhut) bis zum einfachen Shlips der Negerjungfrau. Und doch unterzeichnete man kürzlich das zu einem Balle einladende Rundschreiben (da Klaviere sich in diesem Klima nicht halten, so spielte man auf einem Harmonium) mit den Worten: „Die Blüte der Gesellschaft von Agué".

Eine andre weit zahlreichere und die Ausbreitung europäisch-christlicher Kultur stark gefährdende Bevölkerungsschicht sind die teils von Lagos, teils aus dem Innern eingewanderten Mohammedaner, die man sofort an ihren wallenden hellblauen oder rosaroten, jedenfalls bunten und schlafrockähnlichen Gewändern erkennt. Wenn die evangelischen und katholischen Missionare ohnehin schon wenig genug bei den wie die Kinder in den Tag hineinlebenden, dem Fetischdienst huldigenden Negern erreichen, so stellt doch das Auftreten des Islams jeder christlichen Propaganda einen noch viel stärkeren, ja geradezu unüberwindlichen Damm entgegen. Meines Wissens hat noch niemals unter den Negern das Christentum erfolgreich mit dem Islam zu wetteifern vermocht. Leider begünstigt die englische Kolonialpolitik in Westafrika das kulturfeindliche Element des Islams, wo und wie sie nur kann, und es ist nicht ihr Verdienst, wenn neuerdings durch die Schandthaten der mohammedanischen Haussas die Religion Mohammeds unter den Eingebornen an Ansehen verloren hat. Die französischen Missionare könnten in dieser Hinsicht für parteiisch gehalten werden, aber auch andre jedenfalls unparteiische Leute bezeichnen das islamitische Element von Agué mit dem Gesamtnamen „Kanaille". Eins kann allerdings nicht geleugnet werden, daß nämlich jene hohe Entwickelung des Ackerbaus, die sich jenseits der Lagune gerade bei Agué vorfindet und das Fehlen des Handels weniger fühlbar macht, teilweise den eingewanderten Mohammedanern zugeschrieben werden muß.

Wenn die französisch-katholische Mission von Agué (missions

africaines de Lyon) sich unter Eingebornen und Europäern eines größeren Ansehens erfreut als die englisch-wesleyanische, so ist das vorwiegend dem Umstande zuzuschreiben, daß sie in richtiger Würdigung der Verhältnisse ohne Unterschied der Nationalität bloß liebenswürdige, gebildete, hochbegabte und vor allem duldsame Leute herausſendet. Man mag als Deutscher oder Franzose, als Protestant oder Katholik zu den Missionen von Agué, Weida, Porto Novo, Lagos u. s. w. kommen, so wird man doch stets dieselbe herzliche Aufnahme finden und mit völliger Unparteilichkeit durch Rat und That unterstützt werden. Allerwärts auf der Erde, wo ich Missionare gefunden, leben dieselben in geheimem Kriege mit den Kaufleuten, aber für die Missionare von Agué, die ihnen nicht selten durch ärztliche Hilfe beigestanden haben, zeichnen auch protestantische Kaufleute recht gern ihre Beiträge. Dem gegenüber machen sich die Wesleyaner dadurch verhaßt, daß sie ihre Stationen stets dort errichten, wo andre Leute — seien es nun die protestantisch-deutschen oder die katholisch-französischen Missionare — bereits vorgearbeitet haben. Auch besetzen sie ihre Missionen fast ausschließlich mit Schwarzen, die weder durch Würde noch durch Bildung hervorragen und eine jedes Anstandes entbehrende Propaganda für England betreiben.

Die Kleidung der französischen Missionare unterscheidet sich durch ein langes weißwollenes Gewand von derjenigen der übrigen Europäer; den weißen Tropenhelm haben sie mit diesen gemeinsam. Sie haben ihr früheres sehr bescheidenes Wohnhaus neuerdings durch ein stattliches zweistöckiges, der Seebrise besser zugängliches ersetzt und daneben eine schöne Kirche aus Ziegeln errichtet. In den zur Mission gehörigen Schulen werden von den „Pères“ gegen 80 Knaben und von den „Soeurs“ gegen 60 junge Mädchen, und zwar in portugiesischer Sprache unterrichtet.

Die Leistungen der großen „Baseler Missionsgesellschaft“ und der kleinen „Norddeutschen Missionsgesellschaft“ sind nur hoch anzuerkennen; nur möchte ich erwähnen, daß mir gemäß meinen in verschiedenen Erdteilen gesammelten Erfahrungen der Grundfehler aller deutsch-protestantischen Missionsthätigkeit darin zu bestehen scheint, daß sie sich, obwohl mit deutschen Geldmitteln arbeitend, krampfhaft an die Rockschöße der Engländer anklammert. Für die Goldküsten-Kolonie gilt das nicht, obwohl

der Verlauf der Weltgeschichte es so mit sich gebracht hat, daß auch dort die deutschen Missionare für England arbeiten, aber im östlichen Teile von Südafrika und auch anderwärts ist man mehrfach so weit gegangen, die deutschen Missionare geradezu als Abtrünnige und Verräter an den großen Zielen unsres Volkes zu bezeichnen. Wenn, wie das hoffentlich zu erwarten steht, auch in dem nunmehr unter deutschem Schutze stehenden Togogebiete (für das ja die Bremer Mission im benachbarten Lande schon so tapfer vorgearbeitet hat) eine protestantische Missionsthätigkeit beginnt, so möge man schon um des eignen Erfolges und der dann jedenfalls reichlicher fließenden Unterstützungen wegen das nationale Banner entrollen, nicht unduldsam wie die Wesleyaner, sondern in dem Sinne, daß, wenn Deutsche ihr Geld für eine deutsche Mission hergeben, alsdann auch die christliche Kultur in deutschem Gewande gelehrt und nicht bei jedem politischen Anlasse unter Hintansetzung der deutschen Interessen mit den Engländern geliebäugelt werde.

Auch mögen die Vorsteher und Leiter unsrer Missionsgesellschaften sich noch eine andre Lehre zu Herzen nehmen. Ich habe mir viel Mühe gegeben, zu ergründen, woher denn eigentlich die in Südafrika, in der Südsee, in Indien, überhaupt allerwärts, wo es Missionare gibt, sich findende Feindschaft zwischen ihnen und den Kaufleuten herrührt. Der Grund scheint mir folgender zu sein. Der Kaufmann sagt zu den Eingebornen: „Ich bin der Herr und ihr seid die Diener. Bis auch ihr einmal Herren werdet, müßt ihr euch noch recht tüchtig plagen.“ Eins der wirksamsten Mittel der Missionare, Schüler herbeizuziehen, besteht aber darin, daß man ihnen erklärt, „vor Gott seien alle Menschen gleich“. Der Eingeborne überträgt diesen christlich-humanen Lehrsatz vom moralischen Gebiete auf das thatsächliche und glaubt nunmehr dem Europäer gleichzustehen. Es gehört ja schon ein ziemliches Maß von Bildung dazu, um zu verstehen, daß es trotz aller Gleichheit vor Gott dennoch Standesunterschiede geben kann. Die Kaufleute auf Java und in Niederländisch-Indien überhaupt erklären, daß der Eingeborne, der Christ geworden oder, falls er schon Mohammedaner sei, eine Reise nach Mekka gemacht habe, fernerhin, wenn nicht gerade ein Spitzbube, so doch für jede nützliche Thätigkeit verloren sei. Besonders unter Negern, die zwischen den zwei Extremen des blinden Gehorchens und der dünkelhaf-

testen Selbstüberhebung keinen Mittelweg zu finden wissen, würde es ein selbstmörderisches Beginnen sein, den durch die negerfreundliche Rechtspflege in den englischen Kolonien mehr als überflüssig genährten Dünkel der Schwarzen auch noch vermittelst der Religion zu vermehren. Demut und Bescheidenheit sind diejenigen Eigenschaften, die dem Neger gerade, wenn er einige Brosamen europäischer Kultur aufgelesen hat, am meisten not thun.

Ueber jene Religionsanschauungen des Negers, an deren Stelle durch die Thätigkeit der Missionare das Christentum treten soll, habe ich in verschiedenen Büchern die verschiedensten Ansichten vertreten gefunden. Interessant war es mir, die auf diesen Punkt sich beziehenden Veröffentlichungen der Missionare von Quitta mit denjenigen der Missionare von Ague zu vergleichen, um so interessanter, da beide Teile bloß bei verschiedenen Zweigen ein und desselben Volkes ihre Studien gemacht haben. Beide stimmen darin überein, daß der Neger anstatt, wie man früher behauptete, in seinen Fetischen die Materie anzubeten, einen ganzen Olymp von Göttern und Göttinnen, von Untergöttern und Untergöttinnen, von Genien und Heroen besitze, daß man an Stelle der rohen Fetisch-Götzen bloß die Meisterwerke griechischer Kunst zu setzen brauche, um ein Gegenstück der griechisch-römischen Mythologie vor sich zu haben. So weit also stimmen die aus protestantischer Quelle fließenden Angaben mit den katholischen überein und auch darin, daß der Neger über alle seine andern Götter ein höchstes Wesen setze, das so sehr gut sei, daß man sich gar nicht damit zu beschäftigen brauche. Aber die Missionare von Quitta nennen dieses höchste Wesen Mawu, die Missionare von Agué nennen es Olorun und betreffs aller übrigen Götter gehen die Angaben so weit auseinander, daß ich auch nicht einen davon in beiden Götterſystemen wiederzufinden vermocht habe. Es scheint, daß der Neger in allen möglichen Erscheinungen der Natur die Aeußerungen göttlicher Wesen erblickt und ebenso leicht neuen Phantasiegebilden den Eintritt in seinen Götterkreis gestattet, wie er ältere wieder vergißt.

Manche Reisende haben dieses Religionssystem „spiritualistisch" genannt, obwohl man meines Erachtens mit demselben Rechte das griechische so nennen könnte. So viel ist aber sicher, daß alle jene Götter, zu denen der Neger betet und denen er

Opfer darbringt, eines der wesentlichsten Attribute der Göttlichkeit, nämlich der Güte und Barmherzigkeit, entbehren. Als sich einmal meine Hängemattenträger, trotzdem ich sie mit Geschenken überhäufte, sehr nachlässig und ungezogen benommen hatten, wurde ich erstaunt gefragt, weshalb ich sie denn nicht geprügelt hätte, und es wurde daran folgende, für den Charakter des Negers wirklich sehr bezeichnende Bemerkung geknüpft. Gott, hieß es, sei nach Ansicht der Schwarzen sehr gut, so gut sogar, daß man sich gar nicht um ihn zu bekümmern brauche. Dem Teufel aber oder vielmehr den verschiedenen Teufeln bringe man Opfer dar, damit sie sich nicht unliebenswürdig erwiesen. Es leuchte ein, daß der Weiße sich besser dabei stehen werde, wenn er dem Neger gegenüber die Rolle des Teufels, als wenn er diejenige des guten Gottes spiele.

Möge mich der geneigte Leser nach dieser Abschweifung auf der weiteren Fahrt nach Abanage und Groß-Povo begleiten. Nach dem Festlande hin zweigen sich mehrfach Seitenkanäle ab, betreffs deren niemand zu sagen weiß, ob sie Wasserläufe oder Sacklagunen darstellen. Abanage selbst, die 1500 Einwohner zählende Hauptstadt des kleinen Reiches Groß-Povo, liegt am westlichen Ufer der bedeutendsten dieser Abzweigungen, die den Namen Agome-Fluß führt und bis weit ins Innere hinein einen für Boote und Kanoes fahrbaren Wasserweg darstellt. Noch ehe wir zu jener Abzweigung gelangten, mußten wir bei einem ebenfalls bloß eingebildeten und thatsächlich nicht vorhandenen Zollzaun abermals eine Flasche Genever opfern. Das wäre nicht so schlimm gewesen, aber oberhalb Abanages hatte man neuerdings im Widerspruch zu den vom König Njamle mit den Kaufleuten abgeschlossenen Verträgen den Agome-Fluß durch einen den Handel stark schädigenden Zollzaun abschließen lassen. Da jedes Kanoe, ungerechnet alle sonstige Willkür, beim jedesmaligen Passieren des Zauns $1^1/_2$ Dollar (6 Mk.) bezahlen sollte, so wurden, nachdem Dutzende von Kanoes, auf eine Aenderung hoffend, Tage lang vor dem Zaun gewartet hatten, gar keine Landeserzeugnisse mehr den Agome-Fluß abwärts befördert, worunter der Handel von Groß-Povo nicht wenig zu leiden hatte. Njamle samt den Häuptlingen hatte zwar seiner Zeit dem Kommandanten der Sophie, als derselbe mit 40 Mann an Land gehend, von den Eingebornen selbst die Zollzäune bei Groß-Povo und Hevey wegreißen ließ, das Versprechen geben

müssen, künftig die Verträge innehalten zu wollen. Seit sich nun aber schon so lange kein deutsches Kriegsschiff mehr gezeigt hatte, war man wieder kühner geworden und hatte, in allabendlichen Palavers sich erhitzend, die Drohung laut werden lassen, daß man hinreichend Pulver und Steinschloßgewehre besitze, um, wenn abermals ein deutsches Kriegsschiff käme, Widerstand zu leisten.

Als ich in Begleitung des Hauptagenten einer deutschen Firma das Boot verlassen hatte, und zu einer der von Mulatten verwalteten deutschen Zweigfaktoreien gegangen war, um mit Bleistift und Kompaß eine Skizze der Lage von Abanage aufzunehmen, machte man mich auf das augenscheinliche Interesse aufmerksam, welches die von allen Seiten herbeieilenden und nur zuschauenden Eingebornen dieser meiner Thätigkeit entgegenbrachten. Nachdem der vorhin erwähnte Hauptagent neue Erkundigungen über neue Zollplackereien eingezogen hatte, ließ er den König Njamle zu einer Unterredung berufen, der auch ich beiwohnen möchte. Njamle, ein Mann in mittleren Jahren, erschien, begleitet von einer großen Menschenmenge, in blau und weiß gestreifter Schlafmütze, weißer Toga und ein paar klappernden Eisenringen am Handgelenk. Der Hauptagent aber befahl hinter dem König und einem ihn begleitenden Ratgeber die Thore des Hofes zu schließen, damit das Gedränge uns nicht belästige. Dem Könige schien dabei, trotzdem sofort einige Flaschen Bier herbeigebracht wurden, nicht ganz wohl zu Mute zu sein; er ließ, während ich stillschweigend bloß ab und zu verständnisinnig mit dem Kopf nickte, durch den Mund des als Dolmetscher wirkenden farbigen Faktoreihüters erklären, daß er sich der Nichtberechtigung des neuen Zollzauns wohl bewußt sei, daß aber andre Leute denselben gemacht hätten und daß er, da gerade diese Leute seine Herrschaft untergraben wollten, machtlos sei, den sowohl den Kaufleuten als dem Kommandanten der Sophie gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Während dessen entstand draußen ein gewaltiger Tumult und die Schwarzen der Faktorei berichteten, daß das Volk die Thore eindrücken wolle, weil es überzeugt sei, ich wolle den König gefangen nehmen. Die Thore wurden nun ein wenig geöffnet, um der Menschenmenge zu zeigen, wie wir alle gemütlich beim Bier saßen, und der König schied nach ernstlichen Ermahnungen des Hauptagenten mit dem Versprechen, am

folgenden Morgen seinem Volke in großem Palaver die Sache abermals ans Herz zu legen.

Um nicht später wieder darauf zurückkommen zu müssen, will ich gleich hier den weiteren Verlauf der Sache erzählen. Drei Tage später war der streitige Zollzaun verschwunden, und als ich von meiner Reise durch das Königreich Dahome zurückkehrend wieder nach Groß-Povo kam, beglückwünschten mich die dortigen Kaufleute, weil das Erscheinen eines einzigen Weißen, von dem die Leute gewußt hätten, daß er kein Kaufmann sei, hingereicht habe, um eine seit langer Zeit Aergernis und Streit erregende Angelegenheit in befriedigendster Weise zu schlichten. Wäre der Zaun auf dem Agome-Fluß nicht so bald schon entfernt worden, so würden auch andre Ortschaften im Reiche Groß-Povo, namentlich das große Dorf Hevey, das Beispiel der Abanage-Leute nachgeahmt haben.

Die politischen Verhältnisse von Groß-Povo sind zwar weniger verwickelt als diejenigen von Klein-Povo, aber doch auch nicht gerade besonders wohl geordnet. Njamle ist allerseits als König anerkannt worden, hat aber, weil er ein armer Mann ist, noch immer nicht die üblichen Festlichkeiten veranstalten lassen, was sein Ansehen ein wenig beeinträchtigt. Hieraus sucht ein hinterlistiger, einen großen Reichtum an Sklaven besitzender Häuptling von Abanage, namens John Doe, Vorteil zu ziehen, indem er gleichzeitig dem Volke erzählt, daß ein neuer König für die von seinem Vorgänger eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr haftbar sein würde. Der Handel leidet unter diesen schwankenden Zuständen, und selbst der Hauptagent eines französischen Hauses in Groß-Povo erklärte, daß er das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes nicht ungern sehen würde. Um fernerhin blühen zu können, bedarf der Handel vor allem einer festistehenden Herrschergewalt, an der nicht mehr jeden Augenblick gerüttelt werden darf. Um dieses Ziel zu erreichen, um in diesen kleinen Staatsgebilden einen und denselben Herrscher am Ruder zu halten, bedarf es bloß einer kleinen, wenn auch nur moralischen Unterstützung, wie sie sich durch Verträge und das gelegentliche Erscheinen eines Kriegsschiffes sehr leicht herstellen ließe, falls man nicht zu lange damit zögert. Njamles Reich erstreckt sich in östlicher Richtung bis zur Grenze von Dahome und ebenso wie frühere Könige von Gredji in Klein-Povo besondere Häuptlinge und Kabusiers eingesetzt haben, ebenso

ſchaltet in Hevey der Häuptling Quaku und in Groß-Povo der Häuptling Yaya, der den Titel „Schaſcha“ (portugieſiſch Chacha) oder „Beſchützer der Weißen“ führt. Ihre vertragsmäßigen Zollgebühren zahlen die deutſchen Firmen an Njamle, die Firma Regis Aîné an Quaku und die Firma Fabre u. Co. an John Doe.

Die weitere Fahrt von Abanage nach Groß-Povo entrollte nur eines der lieblichſten Landſchaftsbilder, die ich bisher an dieſer Küſte geſehen. Nirgendwo ſonſt iſt die Lagune ſo vielverzweigt, ſo inſelreich wie gerade hier. Dazu kommen die zahlreichen Palmen, ſchlanke Kokospalmen ſowohl wie die eleganteren und üppigeren Oelpalmen, die hier ſo dicht ſtehen, daß man regelrechte Wälder vor ſich hat; die ſchmalen und ſehr tiefen Kanäle, die zwiſchen dieſen palmenbeſtandenen Inſeln hindurchführen, ſind wahre Kabinettsſtücke von landſchaftlicher Schönheit und würden, wenn man ein Stück herausſchneiden und in einen botaniſchen Garten Deutſchlands verſetzen könnte, dem kühnen Unternehmer zu einem fürſtlichen Vermögen verhelfen.

Obwohl ich bei Abanage zur Zeit keinerlei Strömung im Agome-Fluß wahrzunehmen vermochte, ſo verurſachen doch einesteils die von dieſem Fluſſe abwärts geführte Waſſermaſſe, anderſeits der hinter Groß-Povo liegende Ausfluß der Lagune, daß in der Richtung von Abanage nach Groß-Povo eine nicht unbeträchtliche Strömung in der Lagune ſelbſt bemerkbar wird. Der Agome-Fluß war mir um deſſentwillen beſonders intereſſant, weil man ſeinem Laufe folgend und dann weiter nordwärts den Landweg einſchlagend nach Atakpame gelangen würde, jener Stadt, die nach den übereinſtimmenden Angaben der landeskundigen Eingebornen genau nördlich vom Togo-Gebiet und bloß in Büchſenſchußweite von der Weſtgrenze des Königreichs Dahome liegt. Atakpame, wo es ſchon ebenſo wie in Sallaga Pferde in größerer Anzahl gibt und wohin auch zeitweilig Kamel-Karawanen kommen, iſt von dem inzwiſchen verſtorbenen Bremer Miſſionar Hornberger beſucht worden, der von den nördlichſten Stationen der Norddeutſchen Miſſions-Geſellſchaft aus eine Reiſe in das unbekannte Gebiet nach Nordoſten hin antrat. Hornberger kehrte auf dem nämlichen Wege wieder zurück. Das ganze zwiſchen ſeiner Reiſeroute und der Küſte gelegene Gebiet iſt bis zu dieſem Augenblick — von meiner eignen kleinen Expedition abgeſehen — noch von keinem Weißen betreten worden und dem entſprechend gänzlich unbekannt geblieben.

Es würde mich überaus glücklich gemacht haben, wenn es mir beschieden gewesen wäre, die Nordgrenze des deutschen Schutzgebietes festzustellen, und dieses Ziel würde ich unzweifelhaft erreicht haben, wenn ich bis Atakpame hätte vordringen können. Es war mein Plan alsdann, von Atakpame aus den Rückweg gerade nach jenem Dorf Agóme (nicht zu verwechseln mit Agomé) zu richten, wo man früher mein weiteres Vordringen nach Norden gehemmt hatte. Ueber die Reise nach Atakpame habe ich mit unendlicher Mühe jene wenigen Erkundigungen eingezogen, die an der Küste zu erlangen waren. Die Ausführung der Reise ist mir aus Gründen, die den Leser nicht interessieren werden, zum Teil auch wegen des Argwohns der hinter Abanage wohnenden Händler versagt geblieben. Für meine etwaigen Nachfolger aber möchte ich erwähnen, daß man laut der mir gewordenen Angaben in einer Woche zu Wasser (d. h. im Kanoe) bis Togo-tonu gelangen kann, wobei rechts und links vom Wege die Ortschaften Adame, Pondave, Batonu, Agome-Seva, Akbetiko, Djonujui, Agome-Glose, Atieme, Ahoho, Dedepque, Topli, Esse, Jodji, Medenta und Alovi-Kote passiert werden. Von Togo-tonu aus daure die weitere Reise über Land bis Atakpame abermals eine Woche, wobei rechts und links vom Wege folgende Ortschaften liegen blieben: Alisaji, Pakko, Ahoma, Adonqueji, Holodu, Adidevo, Wuedeme, Tukadahui, Atjanu, Lohume, Sahue, Dahe, Edre, Omako, Kotafong, Adjo, Dobo, Sahomi, Hueiogbe, Gezen, Kuve und Lagada.

Als wir uns an dem 1500 Einwohner zählenden, am Südufer der Lagune gelegenen Dorfe Musuke (portugiesisch Musuquem) vorbeifahrend dem Orte Groß-Povo näherten, fiel mir die beträchtliche Anzahl des auf den Inseln der Lagune und auf dem Festlande weidenden Rindviehs auf. Im ganzen Togo-Gebiet gibt es — außer einigen Kühen zu Porto Seguro — kein Rindvieh und zwar wie mir die französischen Missionare erzählten deshalb nicht, weil der dortige Fetischdienst das Züchten von Kühen und Ochsen verbiete. Hier aber soll man sehr ernstlich auf die Vermehrung der Herden bedacht sein und damit schon recht schöne Erfolge erzielt haben.

Die beiden französischen Faktoreien von Groß-Povo (die beiden deutschen sollen umgebaut und vergrößert werden) sind gar nicht übel, aber das 1500 Einwohner zählende Dorf selbst, bei dem die Lagune auch ganz dicht an das Meer herantritt,

ist so unsauber wie nur irgend eines unter den Küstendörfern. Auch steht die Bevölkerung, ebenso wie diejenige des sich östlich an Groß-Popo anschließenden Dorfes Belfa, in dem Rufe, viel roher zu sein als diejenige von Klein-Popo; es sind die Flüchtlinge aus andern Ortschaften, der Auswurf, was sich hier angesiedelt hat.

Obwohl alle Neger dieser Küste den Schlangen eine gewisse Verehrung widmen, so ist dennoch Groß-Popo der westlichste Ort bis zu dem sich der Schlangenkultus von Dahome erstreckt. Derselbe tritt aber in Groß-Popo fast noch auffallender hervor als in Weida, weil die gewaltige Boa Konstriktor, die zu der Klasse der heiligen und giftlosen Schlangen gehört, hier bei weitem häufiger vorkommt. Noch in Agué dürfte jeder Weiße es ohne besonders große Gefahr wagen ein solches Tier zu töten, in Groß-Popo dagegen würde er sich dadurch ein schlimmes Palaver auf den Hals laden und sich bloß mit großen Summen wieder freikaufen können. Häufig genug melden, nicht ohne Erregung, die Kru-Jungen, daß im Hofe, im Magazin oder wo immer es sei, eine Boa Konstriktor sich befinde. Aber anstatt sie totschießen zu dürfen, muß der Weiße alsdann einen Fetischpriester rufen lassen, der mit kühnem Griff die Schlange im Nacken packt, sie in einen Sack steckt und zur Schlangeninsel befördern läßt, welche hier, soweit ich darüber Aufschluß erhalten konnte, die Stelle des Schlangentempels von Weida zu vertreten scheint. Trotz aller Heiligkeit der nichtgiftigen Schlangen haben die in Groß-Popo wohnenden Europäer (aber noch niemals diejenigen von Weida) doch schon mehrfach besonders stattliche Exemplare der Boa erschossen und in der nächstfolgenden Nacht von Kru-Jungen, denen die Schlangen nichts weniger als heilig sind, in den See werfen lassen. Solcher Schlangenkultus mag seltsam erscheinen, aber es gibt in Westafrika noch weit seltsamere Dinge. Man denke sich z. B. eine Vestalin mit Cylinderhut, einem Shlips um die Hüften und Wasserstiefeln von einem gestrandeten Schiffe.

Neuntes Kapitel.

Handel und Klima der Sklavenküste.

(Die Ausfuhrartikel. — Palmöl und Palmkerne. — Die Zubereitung des Oels. — Erzeugnisse des Innern. — Bambusnüsse. — Mais. — Elfenbein. — Einfuhrwaren. — Rum. — Genever. — Tabak. — Manufakturwaren. — Lome. — Bagida. — Klein- und Groß-Povo. — Geld. — Tauschhandel. — Kredit. — Zölle. — Geschichte des Handels. — Die deutschen Firmen. — Sklavenhandel. — Aussichten für deutsche Kaufleute. — Native Clerks. — Das Klima. — Pocken. — Fieber. — Die Jahreszeiten. — Die Regenperiode. — Der Harmattan. — Temperatur der Luft.)

Um sich über den Markt und die Bedeutung jenes Gebietes an der Sklavenküste, wo Deutschland seine Flagge gehißt hat, ein eignes Urteil bilden zu können, mögen die nachfolgenden, mühsam zusammengetragenen Daten dienen, die sich jedoch auf das ganze Gebiet der Sklavenküste erstrecken, an der deutsche Firmen Handelsfaktoreien besitzen.

Trotz der Schattenseiten des Klimas, trotz der Trägheit und Unehrlichkeit der Eingebornen werden von der Sklavenküste Landeserzeugnisse in ungeheuren Mengen verschifft, und zwar müssen zwei Ausfuhrartikel, Palmöl und Palmkerne, fast den ganzen Wert der Einfuhr decken. Was aus diesem Lande gemacht werden könnte, wenn ein regsam schaffendes Volk hier lebte, läßt sich heute kaum ermessen. Der freie Neger ist aber weit weniger zur Erzeugung von Gütern als zum Umsatz von Gütern beanlagt. Dieselbe Vorliebe, welche der mit Spanierblut vermischte Indianer Südamerikas der Beschäftigung mit politischen Dingen entgegenbringt, widmet der Neger dem Handel.

Nur ein Druck von außen her wird den Neger veranlassen können, seinem Boden außer dem Ertrage der mühelos gedeihenden Oelpalmen auch noch andre Erzeugnisse abzuringen.

Jene waldartigen Ansammlungen von Oelpalmen, denen das zum Markte gebrachte Oel entstammt, beginnen bei Quitta, Lome, Bagida und Klein-Povo etwa 20 bis 30 km abseits von der Küste im Innern, bei Groß-Povo und Weida treten aber die Palmenwälder viel dichter an die Küste heran, und wer dort eine Lagunenfahrt macht, wird sich von den eleganten Formen der Oelpalmen, namentlich wenn hoch aufgeschossene und noch jüngere Exemplare zu einer Gruppe vereinigt sind, entzückt fühlen. Die im reifen Zustande rotschwarzen Palmnüsse gleichen in der Form einer großen Eichel und werden durch Kochen oder eine Art von Gärung so weich, daß die Eingebornen — es geschieht das meistens in alten Kanoes und mit den Füßen — das Oel daraus auszupressen vermögen. Die härteren, ebenfalls ölhaltigen Kerne gleichen in der Form einem Sperlings-Ei; sie sind weit härter als Mandeln, aber doch nicht so hart, daß man sie nicht mit dem Messer zu durchschneiden vermöchte.

Das Oel wird meistens schon von denjenigen, die es herstellen, mit Wasser und Erde verfälscht, bis es endlich, durch so und so viel Hände seinen Weg nehmend, zur Küste gelangt. Hier muß es alsdann in den Faktoreien durch Kochen von Schmutz und Wasser gereinigt werden. Bloß in Weida und Lagos wird den Kaufleuten reineres und unverfälschtes Oel angeboten, weshalb denn auch Weida- und Lagos-Oel etwas höher im Preise steht als alles übrige. Da es hierzulande keine andern Transportmittel gibt, als den Menschen selbst, so wird alles Oel, werden alle Palmkerne auf den Köpfen der Eingebornen herbeigeschleppt. Meist sind es Weiber, die in langen Zügen mit thönernen oder aus Kürbisschalen gefertigten Kalebassen auf dem Kopfe zu den Faktoreien kommen. Die Mengen Oel, die ein jedes dieser Marktweiber mit sich schleppt, sind meistens sehr klein, häufig nicht größer als eine halbe Gallone. Und doch haben vor kurzem, von Westafrika kommend, in einer Woche nicht weniger als 600 000 Gallonen Oel Madeira passiert — allerdings ein außergewöhnliches, von einer außergewöhnlich guten Ernte herrührendes Vorkommnis, welches denn auch in Europa die Oelpreise ein wenig gedrückt hat.

An einigen wenigen Plätzen, unter denen in erster Linie Weida zu nennen ist, beginnt sich immer mehr der Gebrauch Bahn zu brechen, daß einheimische „Traders“ für einen gewissen Betrag Waren erhalten und Oel oder Kerne dafür einkaufen, so daß die Faktoreien sich nicht mit dem Einkauf im kleinen, sondern bloß mit dem Versand ganzer Fässer zu befassen haben.

Küfer in der Faktorei Wölber u. Brohm, nebst Familie.

Das Oel ist sowohl vor wie nach dem Kochen sehr verschieden in Bezug auf Farbe, Schwere und Konsistenz. Es gibt gelbes, rotbraunes und sogar schwärzliches Oel, es gibt Oel, von dem 300, und es gibt solches, von dem 320 Gallonen auf eine Tonne (1000 kg oder 2240 Pfund englisch) entfallen, es gibt Oel, das auch nach dem Kochen vollkommen flüssig bleibt, und es gibt andres, welches in den Fässern bis zur Härte von

europäischer Butter oder sogar von Stearin erstarrt. Die Fässer, deren Dauben und Reifen aus Europa kommen, die aber hier von schwarzen Küfern zusammengesetzt werden, müssen vor dem Versand, um der Sonnenglut besser zu widerstehen, weiß gekalkt werden. In Europa bereitet man aus dem solchergestalt verschifften Oele Seife, Parfümerien, Stearin u. s. w. Das Oel der Palmkerne ist wertvoller als das aus den fleischigen Teilen der Palmnuß gewonnene Oel; da aber hier im Lande die Einrichtungen zum Auspressen der sehr harten Palmkerne fehlen, so werden dieselben, nachdem man sie von den betrügerischerweise beigemengten Schalen und Steinen gereinigt und auf steinernen Tennen abermals getrocknet hat, ohne weiteres in alten Salz- oder Kaffeesäcken nach Europa verschifft. Der Preis für Kerne stellt sich an Ort und Stelle auf 180 bis 200 Mk. für die Tonne, der Preis für Oel 1 1/2 Mk. die Gallone oder etwa 500 Mk. die Tonne.

Nun gibt es für Oel und Kerne sowohl gute Ernten als auch Mißernten; aber auch in einem und demselben Jahre werden nicht in allen Monaten gleich viel Oel und Kerne angeboten. Das Angebot von Kernen verteilt sich etwas gleichmäßiger über alle Monate, für Oel aber gibt es zwei Saisons: eine große im März und April, eine kleine im November, Dezember und Januar. Die Kaufleute wissen sehr gut mit diesen Saisons zu rechnen und verwahren ihre Neuheiten, namentlich in Manufakturwaren, stets für den Zeitpunkt auf, wenn die Kaufkraft der Eingebornen am größten ist. Auch der Wasserstand der Lagune ist von großem Einflusse auf das Produktengeschäft; sobald die Lagune bei Quitta sehr hoch steht (was aber in den letzten Jahren nicht mehr der Fall war), blüht dort das Geschäft, weil die Lage der Oel erzeugenden Ortschaften zur Lagune derart ist, daß ein hoher Wasserstand den Transport erleichtert. Sobald aber bei Klein-Povo die Lagune recht voll ist (was in letzter Zeit mehrfach der Fall war) stockt dort das Geschäft, weil alsdann einige von den Marktweibern mit Vorliebe benutzte Straßen überschwemmt werden. Da der Neger den Wert der Zeit noch nicht kennen und schätzen gelernt hat, so ist es den mit den Landeserzeugnissen aus dem Innern Kommenden ziemlich gleichgültig, ob sie zu einem näheren oder zu einem etwas entfernteren Küstenplatze gehen. Wenn der Neger an dem entfernteren Küstenplatze die benötigten Waren um eine

verschwindende Kleinigkeit billiger zu erlangen hofft, so wird ihn die Entfernung nicht abschrecken. So kommen nach Lome häufig Händler von Agotime (3 Tagereisen) oder von Sallaga (10 Tagereisen); aber diese selben Händler erscheinen in Quitta oder Bagida, sobald an diesem oder jenem Platze diese oder jene Firma den Preis ihrer Waren etwas niedriger gestellt hat.

Trotz aller Trägheit sind die Schwarzen auf Geld oder Geldeswert versessen wie ein Armenier; zu einem Vermögen aber bringen sie es nur selten, da sie das Erworbene nicht zusammenzuhalten vermögen. Auch fehlt es den Schwarzen, die in Nachahmung europäischer Vorbilder als Kaufleute sogar großen Unternehmungsgeist zeigen können, dennoch an eigner Initiative. Da die Kaufleute bloß einen, wenige Hundert Schritte oder höchstens ein paar Kilometer breiten Küstenstreifen kennen und beeinflussen, da sie an der Sklavenküste niemals bis ins eigentliche Innere vordringen, so bleibt die Ausbeutung der natürlichen Reichtümer des Innern einstweilen ausschließlich den Schwarzen überlassen. Bloß ein geringer Bruchteil von den Erzeugnissen des Innern findet seinen Weg zur Küste, das meiste verkommt unbenutzt oder unbekannt. Die wenigen Europäer, die jemals einen Versuch gemacht haben, neuen Ausfuhrartikeln Bahn zu brechen, oder einiges von den vielen Schätzen, die das Innere zweifellos umschließt, nutzbar zu machen, mußten sich nach herben Opfern enttäuscht zurückziehen. Eine Firma hat allein an Bambusnüssen ein kleines Vermögen verloren. Man benutzt aus andern Erdteilen stammende Bambusnüsse zur Herstellung von Knöpfen u. dergl., die afrikanischen aber, die zu ziemlich hohen Preisen in großen Mengen angekauft worden waren, zeigten, als sie in Europa an den Markt gebracht werden sollten, nicht die erforderliche Härte und erwiesen sich als völlig wertlos. Auch die Ausfuhr von Mais, der hier in ziemlich großen Mengen angebaut wird, hat sich nicht als lohnend erwiesen. Elfenbein wird nur selten angeboten und bei einem andern Ausfuhrartikel, jenen ölhaltigen Araschiden (Groundnuts), die von Senegambien in solch großen Mengen verschifft werden, macht sich die Faulheit der Eingebornen in unangenehmer Weise bemerkbar. Die Kaufleute behaupten nämlich, daß sich der Versand in der Schale nicht lohne (von Senegambien verschifft man allerdings die Araschiden mit der Schale), und doch sind geschälte Früchte ebenso schwer

zu bekommen, wie ungeschälte häufig angeboten werden. Von jenen angeblichen Arzneimitteln, mit denen die Eingebornen sich zuweilen in den Faktoreien einstellen, hat bisher noch keines den Versand gelohnt.

Unter den Einfuhrwaren spielen Rum (von Hamburg), Genever (von Hamburg oder aus Holland), Tabak (von Bremen), Pulver (aus Deutschland und England), Manufakturwaren (fast ausschließlich aus England, da die Deutschen nicht billig genug liefern), Parfümerien (aus Deutschland und England), Eisenwaren (von Solingen, Remscheid u. s. w.), Salz, Schmucksachen, namentlich Perlen, und Steinschloßgewehre (sogenannte Daneguns oder Dänen-Flinten) die Hauptrolle. Der Tabak kommt als eine gute, aber sehr schwere und dem Europäer nicht zuzusagende Sorte, als Blätter in riesige runde Fässer eingepreßt, in den Handel; das Tabakgeschäft im besondern ist eine der stärksten Seiten der Bremer Firma Friedr. M. Viktor Söhne, In andrer Hinsicht wird gerade dieser Firma das Gesamtgeschäft dadurch sehr erschwert, daß sie aus Humanitätsgründen und wegen ihrer Freundschaft für die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft außer Bier und Wein keine Spirituosen führt. Rum und Genever sind aber zwei der beliebtesten Einfuhrartikel, denen sowohl die französischen Firmen wie auch Wölber u. Brohm und C. Göbelt besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Gallone Rum wird zu $1^1/_2$ Mk., die zwölf Flaschen enthaltende Kiste Gin (etwa $2^1/_2$ Gallonen) zu $5^1/_2$ Mk. an die Eingebornen verkauft.

Es liegt in der Natur und Sinnesart des Negers, sehr genau die Quantität aber weniger genau die Qualität zu prüfen. Bei Rumfässern ist es Regel, daß man durch das Spundloch mit ausgestrecktem Daumen die Flüssigkeit erreichen muß. Diese Probe machen aber der Kaufmann und der Neger jeder nach seiner Weise. Auch die kleinen Fäßchen mit Pulver (sogenannte Kegs) werden beim Kaufe gerüttelt, um zu sehen, ob das Pulver nicht feucht geworden ist und aneinander klebt. In Schmucksachen wird der früher nach Afrika hinausgesandte Schund kaum mehr verkauft; schon beginnen echte und ziemlich teure Korallen immer mehr Absatz zu finden. Auch steigt der Bedarf an zweifelhaften Wohlgerüchen, mit denen (und außerdem mit dem einheimischen Mandelöl) die schwarzen Schönheiten sich gern Schultern und Nacken einreiben. Ueber Manufaktur-

waren möchte ich nur hier bemerken, daß für Afrika weit mehr auf richtiges Erraten des Geschmacks und der Mode als auf Dauerhaftigkeit der Gewebe zu sehen ist.

Was die einzelnen Plätze an der Sklavenküste anbelangt, so steckt in dem im deutschen Schutzgebiete liegenden Lome das Produktengeschäft noch in den Kinderschuhen, während jährlich nicht sehr viel weniger als eine Million Mark europäische Waren gegen bares Geld dort umgesetzt werden. Lome ist für Handel gegen bares Geld der bedeutendste Platz an dieser ganzen Küste. Der Grund dieses scheinbaren Mißverhältnisses liegt darin, daß die Eingebornen die Landeserzeugnisse lieber in Quitta u. s. w. verkaufen, wo sie höhere Preise dafür erzielen. Die benötigten europäischen Waren kaufen sie aber mit dem zu Quitta und an andern Plätzen eingenommenen Gelde in Lome, weil europäische Waren dort des fehlenden Zolles wegen billiger verkauft werden können. Während die Einfuhr von Lome sich dem Werte nach wie gesagt auf etwa eine Million Mark stellt, versendet der Platz in guten Monaten bloß etwa 75 Tons Kerne und 75 Faß Oel (gleich 45 Tons), in schlechten Monaten aber etwa 15 Tons Kerne und 60 Faß Oel.

In Bagida ist das Produktengeschäft schon bedeutender; man verschifft dort monatlich bis zu 150 Tons Kerne und 100 Faß (60—70 Tons) Oel. Die Eingebornen kaufen dort aber auch viele Waren und die gesamte Einfuhr an europäischen Industrie-Erzeugnissen wird sich kaum auf weniger denn 300000 Mk. belaufen.

Der bedeutendste Produktenplatz an dieser Küste ist Klein-Popo; es werden dort in guten Mitteljahren 250000 Gallonen Oel und 2500 Tons Palmkerne verschifft. Es wird auch viel bares Geld sowohl eingenommen als ausgegeben. Der jährliche Umsatz an europäischen Industrie-Erzeugnissen stellt sich niedrig gerechnet auf 1200000 bis 1400000 Mk. In einem Monat sind laut den mir behufs Einsicht vorgezeigten Büchern von einer Firma für 48000 Mk. europäische Waren verkauft worden; dieselbe Firma hatte in ihrem schlechtesten Monat doch noch einen Umsatz an europäischen Waren von 20000 Mk. Eine Eigentümlichkeit des Geschäftes von Klein-Popo besteht darin, daß die Kaufleute laut stillschweigender Uebereinkunft mit den Handelsweibern bloß ganze Stücke Zeug verkaufen

dürfen, während zu Badida und Lome die Manufakturwaren auch in ganz kleinen Abschnitten verkauft werden.

Der Handelsplatz Groß-Povo verschifft in guten Jahren 160—170000 Gallonen Palmöl und etwa 3000 Tons Palmkerne. Es werden dort jährlich für 800000 bis 900000 Mk. europäische Waren verkauft. Die in Europa vielfach verbreitete Ansicht, daß es an dieser Küste bloß Tauschhandel gebe, ist durchaus irrig. An manchen Plätzen (wie z. B. in Lome) wird bloß gegen Geld verkauft, an andern Plätzen, wie z. B. in Groß-Povo und in Weida, überwiegt der Tauschhandel, aber nirgendwo an der Küste ist Geld und Geldeswert unbekannt. Geht man eine kleine Strecke weit ins Innere hinein, so steigt der Wert des Geldes ganz bedeutend, bis man dann an jene Grenze gelangt, über welche hinaus thatsächlich so wenig Bargeld gelangt, daß die Leute dasselbe kaum kennen. Wer bis über diese Grenze hinaus vordringen will, muß europäische Industrie-Erzeugnisse, namentlich Manufakturwaren, zur Bezahlung der Lebensmittel und der von den Eingebornen geleisteten Dienste mitnehmen. Kauri-Muscheln, deren Wert von Jahr zu Jahr gesunken ist, sind das gewöhnliche Zahlungsmittel der Eingebornen unter sich, und wenn ein Eingeborner beispielsweise als Führer eines Weißen eine Reise machen soll, kann man stets beobachten, wie er sich vorsorglich mit einem kleinen Sack voll Kauri-Muscheln ausrüstet. Es gibt aber, schon der Umständlichkeit des Zählens wegen, keine einzige Faktorei, in der Kauris an Zahlungsstatt angenommen würden. Die Eingebornen besitzen im Zählen der Kauris eine außerordentliche Gewandtheit und auf jedem Marktplatze kann man beobachten, wie die dort sitzenden Weiber binnen unglaublich kurzer Zeit ganze Berge von Kauris unter ihren Fingern hinweggleiten lassen.

Die landläufige Münze in einem großen Teil von Westafrika sind halbe amerikanische Dollars, deren Einführung wahrscheinlich aus jenen Zeiten des Sklavenhandels stammt, als mit den Vereinigten Staaten ein äußerst reger Handelsverkehr bestand. An der Sklavenküste führen die Kaufleute ihre Bücher in englischer Währung, und zwar wird auffallender Weise zu Quitta und im Togo-Gebiet der halbe Dollar mit 2 Sh., im Povo-Gebiet aber mit 2 Sh. 3 ds. berechnet und als Zahlung angenommen. Außer den halben Dollars und englischem Gold sind noch 2 Sh.-, 1 Sh.-, $^1/_2$ Sh.- und $^1/_4$ Sh.-Stücke in Um-

lauf. Das 3 ds.-Stück (25 Pf.) ist aber auch, da Kupfergeld hier fehlt, die kleinste existierende Münze.

Kredit wird an der Sklavenküste viel weniger als weiter südwärts gewährt; immerhin ist es fast unvermeidlich, den männlichen und weiblichen Händlern (traders), welche die Märkte im Innern besuchen, wenigstens von einem Markttage zum andern einen gewissen Vorschuß einzuräumen. Es hält aber schwer, der nach und nach sich einschleichenden Erhöhung dieser Vorschüsse Einhalt zu thun, und manche Firmen, die in dieser Hinsicht nicht vorsichtig genug waren, haben dadurch große Verluste erlitten. Die Agenten der verschiedenen Häuser schwanken beständig zwischen zwei durch die starke Konkurrenz heraufbeschworenen Uebeln: entweder geben sie Kredit und setzen sich dadurch mit Notwendigkeit gelegentlichen und sogar recht häufigen Verlusten aus, oder sie geben keinen Kredit und müssen dann zusehen, wie die Marktweiber scharenweise zu den Faktoreien der Konkurrenten ziehen.

Im Togo- und Povo-Gebiet gibt es für den Weißen kein andres Mittel, säumige Schuldner zum Zahlen zu veranlassen, als durch Zureden und persönliche Energie. Besser gestellte Neger zahlen wohl schon aus persönlichem Ehrgefühl, betreffs der übrigen könnte auch der Weiße nach Landesbrauch Selbsthilfe anwenden, d. h. entweder den Schuldner selbst oder einen Angehörigen desselben einfangen und so lange festhalten, bis die Schuld getilgt ist. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dieses Mittel weit besser für Schwarze als für Weiße paßt. Als einmal ein Kaufmann ein Marktweib hatte aufgreifen und einsperren lassen, blieben die übrigen Händlerinnen eingeschüchtert seiner Faktorei fern, und es wurden ihm keine Landeserzeugnisse mehr angeboten, so daß er selbst von seinem Vorgehen den größten Schaden hatte.

Die auf dem Handel lastenden, aber durchaus nicht drückenden Auflagen bestehen in Zöllen und in Geschenken an die Könige oder Häuptlinge. Seit alter Zeit erheben die Mächtigeren unter den Schwarzen sogenannte „duties“ oder Zölle, meistens einen bestimmten Satz von jedem Boot, das nach Ankunft eines Dampfers Waren an Land bringt. In Klein-Povo wird 1 Mk. von jeder verschifften Tonne Kerne und jedem Faß Oel erhoben. Auch erwarten Könige und Häuptlinge an des schwarzen Mannes Weihnachtstag (Yams- oder Ernte-Fest) im September ein Geschenk

(dash) zu erhalten. Die Zölle werden nur selten an das Landesoberhaupt selbst — es gibt auch meistens kein allerseits anerkanntes —, sondern an diesen oder jenen Häuptling des Landungs- und Verschiffungshafens bezahlt. Der Häuptling sollte dann rechtmäßig einen Teil an den König abliefern, doch geschieht dies fast nie. Es ist das eine von jenen die Schwarzen allein betreffenden Angelegenheiten, in welche sich die Kaufleute nur ungern hineinmischen.

Meinungsverschiedenheiten und sogar ernstliche Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten und den eingebornen Königen oder Häuptlingen gehören zu den häufigsten Ereignissen des hiesigen Lebens. Eine der schlimmsten Maßregeln, welche solch eingeborner König dem europäischen Kaufmann gegenüber anwenden kann, ist die Unterbindung des Handels. Stellt der König einen mit seinem Stab ausgerüsteten Diener vor das Thor der betreffenden Faktorei, so bleibt dieselbe so lange verödet, bis das Einvernehmen — meistens durch einen dash — wieder hergestellt ist. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Könige und Häuptlinge wenigstens ebenso sehr, wenn nicht mehr, von den Kaufleuten abhängen, als diese von ihnen. Wären die Europäer unter sich einig, so würden sie ohne Widerrede und Widerstand das Land regieren; spielen sie doch trotz Konkurrenz und Eifersüchtelei eine weit größere Rolle als irgend ein König oder Häuptling des Togo- oder Povo-Gebietes. Nur in dem despotisch regierten und streng centralisierten Dahome bestehen in dieser Hinsicht andre Verhältnisse.

Der ursprünglich an dieser Küste betriebene Handel beschränkte sich auf Sklaven- und Tauschgeschäft. Beim Sklavenhandel wurden große Vermögen fast mühelos gewonnen und beinahe ebensoschnell verloren. Das damals noch geringfügige Warengeschäft lag in den Händen von Seeleuten, die mit den gangbarsten Artikeln herauskamen und so lange an der Küste umherfuhren, bis alles in Landes-Erzeugnisse umgesetzt war. Alle im Lande selbst ansässigen Firmen waren meines Wissens noch während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in den Händen von Portugiesen, die sich am besten auf den Verkehr mit den Eingebornen verstanden, dabei aber auch allmählich ihre weiße Hautfarbe und ihr Europäertum eingebüßt haben. In die Fußstapfen der nicht allzu energischen Potugiesen traten zuerst die Franzosen und ein wenig später die Engländer. Das

französische Haus Regis Aîné u. Komp. besetzte seit 1842 die meisten Plätze der Sklavenküste mit Faktoreien, die damals noch im alten Stil von weggelaufenen Kapitänen, Steuerleuten und Matrosen verwaltet wurden. Die Konkurrenz war gering, das französische Haus soll während der ersten Jahrzehnte dieser alten guten Zeit ganz fabelhafte Summen verdient haben. Noch heute gilt die Firma Regis Aîné als eine der reichsten und solidesten an dieser Küste. Ein ehemaliger Teilhaber der Firma gründete das Haus Cypr. Fabre u. Komp., welches heute, obwohl weniger reich als Regis Aîné, dennoch ebensoviel Faktoreien und einen ähnlichen Geschäftsumsatz besitzt wie Regis Aîné. Von den früher sehr bedeutenden englischen Firmen sind die meisten wieder entschlafen; auch das jetzt noch bestehende Haus F. u. A. Swanzy hatte früher mehr Faktoreien und war in jeder Hinsicht bedeutender als heute.

Während die Franzosen in ruhiger Arbeit die einmal erworbene Machtstellung zu behaupten vermochten, sind als Nachfolger der Engländer, in deren Sinne aber mit mehr Umsicht weiter arbeitend, die Deutschen aufgetreten. Nachdem schon 1828 die Baseler Missions-Gesellschaft in der damals dänischen, jetzt zu England gehörigen Goldküsten-Kolonie ihre Thätigkeit begonnen hatte, wurden 1856, d. h. kurz nach der Gründung der Norddeutschen Missions-Gesellschaft, die ersten Faktoreien von Friedr. M. Vietor Söhne an dieser Küste angelegt. Im Jahre 1880 traten Wölber u. Brohm an dieser Küste auf und zur Zeit sind zwischen der englischen Goldküstenkolonie und dem französischen Schutzgebiete von Porto Novo, also an dem teils unter deutschem Schutz stehenden, teils unabhängigen Teil der Sklavenküste, vier deutsche Firmen angesessen. Es sind das Friedr. M. Vietor Söhne, Bremen (Hauptfaktoreien in Quitta, Danoe, Lome, Bagida und Klein-Povo); Wölber u. Brohm, Hamburg (Lome, Klein-Povo, Groß-Povo), C. Gödelt, Hamburg (Quitta, Lome, Weida); Max Grumbach, Hamburg (Klein-Povo, Groß-Povo.)

Die Nachfolger der Portugiesen waren wie schon bemerkt Franzosen, die Nachfolger der Engländer waren Deutsche, die Deutschen aber sind an dieser Küste die einzige Nation, die nichts mit dem Sklavenhandel zu thun gehabt haben. Man kann das Jahr 1863 als dasjenige anführen, in welchem die überseeische Sklavenausfuhr von dieser Küste her aufgehört hat. Mensch-

lichkeitsrücksichten haben wenig mit dem Eingehen dieses blühenden Geschäftszweiges zu thun gehabt; die Sklavenausfuhr mußte aufhören, als nach und nach alle Absatzgebiete ihre Thore schlossen und die fernerhin verschifften Sklaven vollkommen unverkäuflich und damit wertlos wurden.

Ein portugiesischer Marquis erzählte mir über seine eignen Erfahrungen das folgende: „Im Jahre 1862, sagte er, kam ich mit einigem Vermögen von Portugal zur Sklavenküste, kaufte eine hübsche Anzahl Sklaven, befrachtete damit ein Segelschiff und fand, heimlich in der Nähe von Neu-Orleans landend, guten Absatz. Das zweitemal machte ich eine ebenso erfolgreiche Fahrt nach Brasilien, ich war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden, und beschloß nun einen Hauptschlag zu führen, nach dessen Gelingen ich mich von dem riskanten Geschäfte zurückgezogen haben würde. Ich kaufte gegen hohe Preise nicht weniger als 1400 kräftige Leute, charterte diesmal einen Dampfer und richtete den Kurs nach Kuba. Alles ging gut, wir landeten ohne bemerkt zu werden und traten den Marsch ins Innere an. So ging das einen Tag, einen zweiten Tag, einen dritten; mißgünstige Leute müssen aber wohl Anzeige bei den Behörden gemacht haben, denn an jenem vierten Tage, als wir das mündlich vereinbarte Ziel erreichen sollten, nahte es sich — trapp, trapp, klirr, klirr. Berittene spanische Karabineros waren uns auf den Fersen, an Entrinnen war nicht zu denken, und um Leben und Freiheit zu retten, gab ich alle die Hunderte von Schwarzen, zu deren Ankauf ich mein ganzes Vermögen verwandt hatte, für freie Passagiere aus. Ich war Bettler, und ähnlich wie mir ist es vielen andern ergangen. Es ruhte kein Segen auf diesem Geschäft, es war zu viel mündliche Abmachung und zu wenig Schriftliches dabei. Ich habe seit meinem Mißgeschick durch langsame, ruhige Arbeit einige tausend Pfund Sterling erspart und diese machen mir mehr Freude, als jenes fürstliche Vermögen, das ich damals schon in der Tasche zu haben glaubte."

Auch heute noch könnte man an der Sklavenküste und namentlich in Dahome jede beliebige Anzahl von Sklaven — etwa zum Preise von 80 Dollars oder 380 Mk. für kräftige junge Männer oder hübsche Jungfrauen — erstehen, auch heute noch könnte man dieselben bei einiger Heimlichkeit ungehindert und ungestraft verschiffen, aber es fehlen die Absatzgebiete, und

so bleibt der auch jetzt noch bestehende Sklavenhandel auf Afrika selbst beschränkt.

Seit man begonnen hat, an Stelle jener ehemaligen Kapitäne und Matrosen, die häufig weder lesen noch schreiben konnten, berufsmäßige Kaufleute nach Afrika herauszusenden,

Ein „Clerk".

wählt man dazu gewöhnlich junge Männer im Alter von 20 bis 25 Jahren. Vor dem 20. Jahre, so meint man, sei die Entwickelung des Körpers noch nicht so weit abgeschlossen, daß derselbe den Unbilden des Klimas widerstehen könne, nach dem 25. Jahre würden sich aber die alsdann schon anspruchsvoller

Gewordenen nur schwer an die Entbehrungen und all die fremdartigen Seiten des hiesigen Lebens hineinschicken können. Die in Deutschland abgeschlossenen Verträge mit den angehenden Afrikanern lauten durchweg auf 3 Jahre, während die englischen Kaufleute an den Oel-Flüssen (den Mündungen des Niger) bloß 2 Jahre und alle englischen Offiziere und Beamten bloß 1 Jahr in Afrika zu bleiben brauchen. Manche Deutsche lassen sich, wenn ihre ersten drei Jahre abgelaufen sind, mit höherer Stellung und höherem Gehalt abermals anwerben, wie denn ein Haupt-Agent nicht weniger als 28 Jahre im Lande geblieben ist. Im großen und ganzen aber findet man, während bei den Franzosen vorwiegend Leute im reiferen Mannesalter angestellt sind, unter den Deutschen bloß solche, deren Lebensalter zwischen dem Anfang der Zwanziger und der Mitte der Dreißiger liegt. Tüchtige junge Leute erhalten oft schon nach ganz kurzer Zeit eine eigne Faktorei und damit die beste Gelegenheit, sich zu selbständigen Kaufleuten heranzubilden.

Aber auch hier in Afrika klagt man über allzu reichliches Angebot; junge Leute, die in Deutschland keine Stelle finden können, tragen für 1200 Mk. jährlich ihre Dienste zu Markt, ohne afrikanische Verhältnisse und afrikanisches Klima in Rechnung zu ziehen. Glücklicherweise haben bisher die mangelhaften Verkehrsverhältnisse und der Umstand, daß alle Neuangestellten bereits von Hamburg oder Bremen aus engagiert werden, einen Zustrom von beschäftigungslosen Leuten verhindert, und es ist sehr zu wünschen, daß namentlich durch die Presse solche Leute, welche die Absicht haben sollten, ohne Stellung nach Westafrika herauszukommen, eindringlich gewarnt würden. Wenn sie nicht mit sehr reichlichen Geldmitteln versehen sind, wird völliger Untergang ihr sicheres Los sein. Die den nach Afrika Herauskommenden gezahlten Anfangsgehälter pflegen nicht sonderlich hoch zu sein; es muß aber dabei berücksichtigt werden, daß Wohnung, Essen und teilweise auch Getränke völlig frei sind. Die in Westafrika lebenden englischen Kaufleute erhalten Tafelgelder und müssen dann selbst sehen, wie sie damit auskommen; bei den Deutschen aber ist der Haushalt einer jeden Faktorei Sache der Firma. Von den deutschen Kaufleuten, die in Westafrika Stellung finden wollen, verlangt man in erster Linie eine ausreichende Kenntnis des Englischen, ebenso wie von den Franzosen die Kenntnis des Portugiesischen. Unter

den Eingebornen der Küste spricht kaum ein einziger gut Englisch oder Portugiesisch, diejenigen Sprachen, mit deren Hilfe man versuchen muß, sich verständlich zu machen. In Lome, Bagida und Klein-Povo überwiegt die Kenntnis des Englischen; in Porto Seguro, Agué und Weida die Kenntnis des Portugiesischen; in Groß-Povo halten sich beide Sprachen die Wage. Auch verstehen die Eingebornen in der Nähe von Porto Novo einige Brocken Französisch. Der Versuch, den Eingebornen das Deutsche beizubringen, ist absichtlich niemals gemacht worden. Die deutschen Kaufleute verfolgen in dieser Hinsicht dasselbe System wie die Niederländer in Insel-Indien; es würde ihnen unbequem sein, wenn die Arbeiter und Diener, von denen sie den ganzen Tag hindurch umringt sind, die Sprache verständen, in der sie selbst sich unterhalten. Auch gibt es außer den Missionaren an der englischen Goldküste keinen Deutschen in diesem Lande, welcher der Sprache der Eingebornen vollkommen mächtig wäre: jedermann kennt ein wenig davon, namentlich die Zahlen, aber niemand spricht sie fließend.

Unterstützt werden die in Westafrika thätigen europäischen Kaufleute von eingebornen Kommis, die sehr häufig farbige Portugiesen oder sonstige Mulatten sind. Man nennt diese Kaufleute von geringerer Güte „Native Clerks“ oder auch bloß „Clerks“, ein Ausdruck, der niemals von einem Weißen, sondern bloß von Schwarzen oder Farbigen gebraucht wird. Diese Clerks, von denen gewöhnlich einer im Laden, einer für die Außensachen im Hofe, einer zum Kernemessen und einer zum Oelmessen angestellt ist, schreiben bisweilen eine sehr schöne Handschrift, rechnen auch ganz gut, gelten aber fast ausnahmslos als unehrlich. Die Waren im Laden, die ein solcher „Native Clerk“ verkaufen soll, werden ihm laut ganz genauer Aufnahme überwiesen, und er wird für alles Fehlende verantwortlich gemacht, dennoch aber pflegt an allen größeren Plätzen ein Weißer das Ladengeschäft zu beaufsichtigen. Geöffnet sind die Läden und die Faktoreien überhaupt von 6—12 und von 2—5 oder 6 Uhr, und namentlich am Vormittag, wenn die aus dem Inneren kommenden Handelsweiber zu erscheinen beginnen, entwickelt sich dort ein reges Leben. Mit diesen Handelsweibern und Handelsmädchen, die für ein freundliches Lächeln und ein Glas Genever gar nicht unempfänglich sind, muß man sich auf möglichst freundschaftlichen Fuß stellen, und es heißt,

daß die Franzosen stets etwas billiger als alle übrigen einkauften, weil sie sich auf diese Kunst am besten verständen.

Bisweilen werden auch eigens dafür bestimmte Kommis ausgesandt, um die Händlerinnen aus den Dörfern, wo sie zuletzt übernachtet haben, zu dieser oder jener Faktorei zu bringen.

Wie ich aber schon früher bemerkt habe, wechselt der Geschäftsumsatz an den einzelnen Plätzen ganz außerordentlich; zu Zeiten kommen die öltragenden Weiber in ganzen Trupps und wieder zu andern Zeiten läßt sich keine einzige blicken. Ebenso geht es mit der als Verkehrsstraße dienenden Lagune; bisweilen ist dieselbe bei Klein- und Groß-Povo ganz voll von Handelskanoes, bisweilen aber auch wie ausgestorben.

Was die an der Küste der Povo-Länder ansässigen Kaufmannsfirmen betrifft, so finden wir in Klein-Povo: Friedrich M. Victor Söhne: (Herr Reimann, Herr Hille, Zweigfaktoreien in Badji und Degbenu); Wölber und Brohm (Hauptagent Konsul Randad, Herr Bertheau, Herr Schramm, Zweigfaktoreien in Badji und Degbenu); Max Grumbach oder Hansafaktorei (Herr Eccarius, Herr Durchbach); Cypr. Fabre u. Co. (3 Weiße, denen auch die Zweigfaktorei in Porto Seguro unterstellt ist, unter ihnen der Konsularagent Herr Cantaloup). Die Firma Regis Aîné u. Co. ist durch einen Mulatten (eins der Häupter der politisch einflußreichen d'Almeidafamilie) namens Aite vertreten, der als Kommissionsagent 10 Prozent vom Bruttoertrag erhält. Von schwarzen Engländern (Sierra-Leone-Leute), die selbst nach Europa verschiffen, würden S. B. Cole, Gladstone Cole und D. W. Munday zu nennen sein. Die bedeutendsten eingebornen Händler sind Creppy u. Gomaz, Albert Wilson, Charles Wilson, Manuel d'Almeida, Francisco d'Almeida, Joaquim d'Almeida sowie die Frauenzimmer Mensavi und Agbegbe.

In Agué gibt es keine deutschen, französischen oder englischen Kaufleute, aber wohl ganz ansehnliche Faktoreien von S. B. Cole (ein Sierra-Leone-Neger), von John Ahy (einem Eingebornen), von Olympio (einem brasilianischen Mulatten, der früher Sklavenhändler in Porto-Seguro war), und von Garcia (einem Portugiesen, der früher auf einem Sklavenschiff angestellt gewesen ist).

Groß-Povo zählt vier Firmen, die alle auch wieder Zweigfaktoreien zu Abanage und „im Busch" (im Innern) haben.

Es sind das: Wölber u. Brohm (Herr Callerholm, Herr Beck), Max Grumbach (Herr Wolff, Herr Eggers), Regis Aîné u. Co. und Cypr. Fabre u. Co. (die beiden französischen Firmen haben zusammen fünf weiße Angestellte).

Wie aus obiger Zusammenstellung der Kaufmannsfirmen ersichtlich, finden wir an der Sklavenküste neben den Weißen auch Sierra-Leone-Neger als Handelstreibende, weswegen ich über diese letzteren hier einige Mitteilungen einflechten möchte. Denselben Versuch, den die Amerikaner mit Liberia gemacht haben, die Negerrasse ohne vermittelnde Uebergänge urplötzlich zu europäischer Kultur emporzuheben, haben die Engländer in Sierra-Leone angestellt. Der Erfolg wird verschieden beurteilt; im allgemeinen gelten die Pflänzlinge des Negertreibhauses von Sierra-Leone, welche sich, die Ehrfurcht vor dem Weißen untergrabend, immer häufiger an dieser Küste zeigen, als menschliches Ungeziefer. Denjenigen Sierra-Leone-Leuten, welche sich zu der Rolle selbständiger exportierender und importierender Kaufleute emporgeschwungen haben, ist Unternehmungsgeist ganz gewiß nicht abzusprechen, aber ihr Geschäftsbetrieb gleicht jenen Kleidermagazinen, die heute voll von unbezahlten Waren pilzartig emporsprießen und morgen bankerott sind.

In England wird auf ein schwarzes Gesicht hin sehr leicht Kredit gewährt, namentlich wenn der schlaue Schwarze den humanen Gedanken, welcher die Gründung von Sierra-Leone veranlaßt hat, nach Gebühr zu verwerten weiß. Nach Afrika zurückgekehrt, verkauft der Schwarze seine Waren etwas billiger und kauft die Landeserzeugnisse etwas teurer als alle übrigen. Da das aber nicht bis in alle Ewigkeit so fortgehen kann, so muß er binnen einiger Zeit abermals nach London oder Liverpool reisen, um eine neue Firma zu finden, die ihm Kredit gewährt. Die erste Firma befriedigt er alsdann auf Unkosten der zweiten und wiederholt dieses Spiel, so lange es eben angeht. Bei den Weißen sind diese Sierra-Leone-Leute wegen ihrer Unverschämtheit, bei den Kru-Jungen wegen ihrer Ungerechtigkeit unbeliebt. Es war eine zeitlang unter den Sierra-Leone-Leuten Sitte, mit ihren Krus, sobald deren Vertragsjahr sich seinem Ende näherte, Streit anzufangen und unter nichtigen Vorwänden den Lohn und die ausbedungene freie Rückfahrt zu verweigern. Unter den Eingebornen, deren Sitten und Sprache sie besser als die Weißen verstehen, haben die Sierra-Leone-

Leute bisweilen einigen Einfluß. Ihrer Kleidung nach rechnen sie sich zu den Weißen, wie sie denn zum wenigsten an Sonntagsnachmittagen Stiefel tragen und bisweilen mehr Sorgfalt auf ihre Toilette legen, als die Europäer selbst. Während unter den eigentlichen Eingebornen keine europäische Nation gründlicher verhaßt ist als die Engländer, machen alle von englischer Viertels- oder Achtels-Bildung angekränkelten Neger und fast alle Farbigen (soweit sie nicht von portugiesischer Abkunft sind) eine kräftige Propaganda für Großbritannien, beten in den wesleyanischen Kapellen der noch freien Gebietsteile für die Königin Viktoria und gebärden sich, als ob es selbstverständlich sei, daß die ganze nicht europäische Welt zu England gehöre.

Da für die Frage der weiteren Erschließung des neuen deutschen Schutzgebietes, wie überhaupt der Sklavenküste für den Handel das Klima von Bedeutung ist, so möchte ich über dasselbe noch einige Mitteilungen anschließen, zu denen ich außer meinen eigenen Beobachtungen die eingehenden schriftlichen Aufzeichnungen der in Agué thätigen katholischen Missionare (Mission Africaine de Lyon) benutzt habe.

Von allen Kennern Westafrikas wird behauptet, daß das Klima des Togo- und des Povo-Gebietes weit weniger schlimm sei als dasjenige von Senegambien, Sierra-Leone und Liberia; thatsächlich sieht man hier anstatt der bleichen Gesichter jener nördlicheren Gebietsteile ebenso frische Wangen wie bei uns. Des weiteren spricht es zum Vorteil des hiesigen Klimas, daß (außer den Pocken, die einmal unter den Schwarzen gewütet haben, aber sich nicht auf die Weißen übertrugen) noch niemals eine Epidemie hier geherrscht hat, während doch das gelbe Fieber sowohl nordwestlich von hier in Senegambien als auch weiter östlich in Bonny große Verheerungen angerichtet hat. Immerhin besitzt auch das hiesige Klima seine Tücken und hat noch niemand, der längere Zeit im Lande blieb, wieder losgelassen, ohne daß er die Krallen des Wechselfiebers gefühlt hätte. Eine Akklimatisation, welche vor neuen Angriffen des Wechselfiebers schützte, gibt es anerkanntermaßen nicht; die Eingebornen leiden ebenso gut am Wechselfieber wie die wenigen schon seit Jahrzehnten ansässigen Europäer. Die ersten Anfälle sind allerdings die schlimmsten, und wer schon einmal ein paar Jahre hier zugebracht und dann zur Kräftigung eine

Reise nach Europa gemacht hat, verträgt, wenn er zurückkommt, das Klima viel besser, als während seines ersten Aufenthalts an dieser Küste. Mir persönlich ist, trotzdem ich stundenlang in der schlimmsten Sonnenglut marschierte und vielfach trotz des Nachttaues unter freiem Himmel schlief, das hiesige Klima bisher ganz vortrefflich bekommen, was zum Teil auch von der fortwährenden Aufregung und Körperbewegung herrühren mag.

Mehrere Herren, die ungefähr gleichzeitig mit mir herausgekommen sind, haben aber schon stärkere Fieberanfälle gehabt. Das beste Kennzeichen des nahenden Fiebers sind heiße, trockene Hände; wer, sobald er einige Flüssigkeiten zu sich nimmt, zu schwitzen beginnt, hat gewiß kein Fieber. Des weitern folgen große Müdigkeit, Unlust zur Arbeit, Appetitmangel, gelbliche Gesichtsfarbe und schließlich Erbrechen von Galle, nach deren Entfernung die vom Fieber Befallenen sich wohl noch matt, aber dennoch wohler fühlen. Bier begünstigt die Gallenbildung, und ich habe mehrfach beobachtet, wie auf den Genuß einiger Glas Bier am folgenden Tage ein kleiner Fieberanfall folgte. Es ist aber nicht gesagt, daß ein Fieberkranker auch immer bettlägerig sein müsse; manche Leute haben Energie genug, trotz Müdigkeit, Kopfschmerz und Schüttelfrost nach wie vor ihrer Berufsthätigkeit obzuliegen. Der Missionar Père Menager von Ague, der sich bei 11jährigem Aufenthalt an dieser Küste viel mit ärztlicher Thätigkeit abgegeben hat, glaubt, daß es verschiedene Arten von Fieberkeimen gebe, die ihren ungünstigen Einfluß namentlich dann auszuüben begännen, wenn durch Naßwerden beim Umschlagen eines Bootes oder bei irgend einer andern Gelegenheit ein besonderer Anlaß dazu geboten wird.

Eine andre Form, in welcher die zahlreichen Krankheitskeime, die der Körper in sich aufnimmt, wieder ausgeschieden werden, sind jene Beulen, die man in Deutschland, wenn ich nicht irre, Schweinsbeulen nennt. Diese Beulen sind eben so häufig wie das Fieber, ja, manche Leute sind, namentlich an den Beinen, aber auch am Kopfe und an den Armen, über und über damit bedeckt. Dabei scheint insofern ein gewisser Zusammenhang zwischen Beulen und Fieber zu bestehen, als das Vorhandensein von Beulen nach vieljähriger Erfahrung das Fieber ausschließt.

Von den Krankheiten der Eingebornen ist eine, die man Krokro nennt (eine mildere Art von Flechten), sehr ansteckend

und findet sich auch bei Europäern. Die übrigen sehr zahlreichen Hautkrankheiten der Eingebornen scheinen aber weniger ansteckend zu sein. Auch die schwarzen Pocken übertragen sich nicht direkt von Negern auf Weiße oder umgekehrt, wohl aber durch die Vermittelung von Mulatten. Eine fast bloß bei den Schwarzen sich findende und sehr schmerzhafte Krankheit ist der Guineawurm, der sich meistens in der Kreuzgegend, aber unter der Haut rund um den Körper herum windet und durch allmähliches, sehr vorsichtiges Aufrollen (damit der Kopf nicht abbricht) entfernt werden muß.

Meine Ankunft an dieser Küste erfolgte im Oktober, als nach Beendigung der großen Regenzeit der Ueberschuß an Feuchtigkeit schon wieder verschwunden war. Schon im September beginnt der Himmel wieder wolkenfrei zu werden, und Leute, die das Klima von Grund aus kennen, halten die beiden Monate September und Oktober, die sich zwischen die große und die kleine Regenzeit einschieben, für die angenehmsten des ganzen Jahres. Die Nächte sind alsdann verhältnismäßig kühl und die Tage zwar warm, aber doch nicht übermäßig heiß. Gegen Ende Oktober beginnt die kleine Regenzeit, die bloß in einigen Dutzend über ein paar Wochen verteilten Regenschauern zu bestehen pflegt. Wenn diese Regenzeit ausbleibt, sollen die Tornadostürme besonders heftig und die Fieberanfälle besonders häufig sein. Im November pflegen sich kurz vor Eintritt des Harmattans oder Wüstenwindes einige Stunden vor Sonnenaufgang starke durchnässende Nebel zu zeigen, Nebel, die mir bei meinen Ausflügen ins Innere besonders lästig gewesen sind. Zu Anfang Dezember setzt gewöhnlich der von Norden kommende Landwind (Harmattan) ein und pflegt, obwohl sehr unregelmäßig und mit großen Unterbrechungen, etwa sechs Wochen lang zu wehen. Am Tage ist alsdann — und augenblicklich weht schon gerade ein Vorläufer des echten Harmattan — bei großer Trockenheit und lästigem (sonst hier gänzlich fehlendem) Staube die Hitze sehr groß. Die Nächte aber sind so kühl, daß Leute, die durch sehr langen Aufenthalt im Lande verweichlicht worden sind, sich davor fürchten. Der starke Umschlag in der Temperatur ruft leicht Erkrankungen hervor oder bringt verborgene Krankheiten zum Ausbruch.

Uebrigens bleibt der Harmattan, während dessen (im Dezember, Januar und auch noch im Februar) die an dieser Küste

so sehr gefürchtete Brandung am schwächsten ist, in manchen Jahren ganz aus. Im Januar dauert der Harmattan fort und der Februar gleicht wieder den beiden Monaten September und Oktober. März und April sind die Zeit der häufigen Tornados, die aber in einigen Jahren mit unregelmäßiger Witterung gerade während dieser Monate völlig ausgeblieben sind. Die stärksten Tornados gibt es stets einige Wochen vor Eintritt und nach Schluß der Regenzeit. Dabei ist es nachts schwül und am Tage wenigstens nichts wärmer als in der Nacht. Alle Tornados — bei deren Herannahen das Barometer nicht fällt, das Thermometer aber um etwa 5 Grad Celsius sinkt — kommen von Ost und Südost und verraten sich durch einen hellen Bogen am Horizont, nach dessen Wahrnehmung den Schiffen bisweilen kaum noch Zeit bleibt, die Segel zu reffen. Trotzdem werden die Tornados wohl Segelschiffen, aber niemals Dampfschiffen gefährlich; an Heftigkeit stehen sie weit hinter den Cyklonen Ostasiens zurück.

Im Anfang Mai pflegt die von den Schwarzen „Winter" genannte große Regenzeit zu beginnen und den Juni, Juli und August hindurch anzudauern. Die ersten Regen fallen im Innern viel früher als an der Küste. Man darf nicht glauben, daß es etwa Monate lang unaufhörlich regne. Die stärksten Regengüsse, während deren bisweilen das Geschäft in Palmöl und Palmkernen gänzlich stockt, bleiben in manchen Jahren ganz aus und erstrecken sich selten über mehr als zwei Monate. Das Wetter ist während der Regenzeit naßkühl, aber gerade die neuen Ankömmlinge, deren Körper sich noch nicht mit den hohen Wärmegraden vertraut gemacht hat, finden diese Temperatur und diese Witterung am angenehmsten. Uebrigens walten betreffs Eintritt, Dauer und Stärke der Regenzeit in verschiedenen Jahren die größten Verschiedenheiten. In einigen Jahren ist auch die große Regenzeit fast ganz ausgefallen. Manche Europäer halten den Monat Juni für besonders ungesund, andre hinwiederum die ersten Wochen nach Schluß der Regenzeit, wenn der Boden noch nicht wieder aufgetrocknet ist. Die Witterung ist im Juni, Juli und August milde, bei durchgängig sehr frischer Brise und äußerst heftiger, von Kaufleuten, Negern und Seeleuten gleich sehr gefürchteter Brandung.

Die täglichen Schwankungen der Temperatur sind mit Ausnahme jener vier bis sechs Wochen, während deren alljährlich

schwarzen Nachbarn sehr häufig, mit den Weißen fast niemals im Streite liegen. Häufig genug muß auch ein einzelner Europäer viele Meilen abseits von allen Angehörigen seiner eignen Rasse mitten unter Schwarzen leben.

Und dennoch und trotz alledem fühlen sich die Weißen hier vollkommen sicher. Jenes Gefühl des Unbehagens, welches den Neuankommenden bei dem Bewußtsein des Alleinstehens unter all diesen Schwarzen ergreift, verliert sich, sobald man die Verhältnisse näher kennen lernt, schon nach wenigen Wochen. Daß die Weißen fast ohne Schutz seitens ihrer betreffenden Heimatländer hier zu leben vermögen, daß ihre Sicherheit und diejenige ihres Eigentums nur in seltenen Fällen von den Schwarzen bedroht wird, muß außer der verhältnismäßig friedlichen Sinnesart des Negers dem Gefühle, daß die Europäer unentbehrlich seien, und dem thatsächlichen Dasein eines, wenn auch sehr rohen und urwüchsigen Rechtsschutzes zugeschrieben werden.

Unentbehrlich sind dem Neger die europäischen Kaufleute, weil die Häuptlinge von ihnen ihre hauptsächlichsten Einnahmen, die Zölle beziehen, weil sie allein dem Volke jene europäischen Waren liefern, deren es nicht mehr entraten kann, und vor allem, weil der beliebteste Erwerbszweig aller Küstenneger, nämlich der Zwischenhandel, ohne die Thätigkeit der an der Küste lebenden Kaufleute gar nicht denkbar wäre. Was den thatsächlich, wenn auch nicht in europäischem Sinne vorhandenen Rechtsschutz anlangt, bestehen zunächst gewisse, von altersher überlieferte Rechtsbegriffe, an denen das Volk sehr strenge festhält. Auch gibt es in den Königen und Häuptlingen eine von den Weißen gar nicht selten angerufene vollstreckende Behörde, und schließlich schreckt auch die Gewißheit, daß auf die eine oder andre Weise fast stets Vergeltung geübt wird, wenigstens ebensosehr von dem Wege des Verbrechens ab, wie in Europa die Aussicht auf gesetzmäßige Bestrafung. Jene Art von Selbsthilfe, wie sie hierzulande geübt wird, ist, wenn auch mancherlei Roheit dabei mit unterläuft, dennoch ziemlich frei von jenen Ausschreitungen, die man anderwärts als die notwendigen Folgen jeder Selbsthilfe zu betrachten pflegt.

Bisweilen greift die Selbsthilfe zu recht seltsamen Mitteln. Es ist allgemeiner Landesbrauch, daß jemand, der eine ausstehende Forderung auf eine andre Weise nicht einzutreiben vermag, ein Mitglied der Familie des Schuldners gefangen nimmt

und so lange festhält, bis die Schuld bezahlt ist. Den Schuldner selbst gefangen zu nehmen ist man zwar berechtigt, doch wird dies als zwecklos betrachtet, da ja gerade er durch die Gefangennahme eines Familienmitgliedes gezwungen werden soll, die nötigen Geldmittel flüssig zu machen. Ist der Schuldner von anderm Stamme als der Gläubiger, so ist letzterer auch schon zufrieden, wenn er irgend ein Stammesmitglied des Schuldners in seine Gewalt bekommt. Wie groß oder wie klein die geschuldete Summe sein möge, so verbietet es dennoch eine humane Einschränkungsklausel, daß mehr als ein Geisel gefangen genommen werde. Hat etwa der Gläubiger das Unglück, bloß die Schwiegermutter zu fangen, auf die der Schuldner vielleicht weniger Wert legt, so ist dennoch mit der einmaligen Handlung des Gefangennehmens sein Anspruch auf diesen Rechtsweg erloschen. Ein zweites Mal darf er um einer und derselben Summe willen nicht mehr zum Menschenfang seine Zuflucht nehmen. Auch dem Europäer, für den die Eintreibung seiner Forderungen überhaupt sehr schwierig ist, steht der oben geschilderte Rechtsweg offen; aber aus schon früher erwähnten Gründen macht er fast niemals davon Gebrauch.

Fehlen einem Schwarzen, der keine Zahlung erhalten kann, die Mittel und die Macht, ein Familienglied seines Schuldners gefangen zu nehmen, so verfällt er auf die seltsamsten andern Mittel. Hörte ich doch in Gbome-Markt, wie ein sich halb wahnsinnig gebärdender Mann stundenlang aus Leibeskräften schrie und brüllte, weil er durch diese zarte Andeutung die übrigen Dorfbewohner zu moralischem Drucke gegenüber einem säumigen Schuldner veranlassen wollte. Von einem Weißen wurde mir erzählt, daß er seine Krus, sobald sie gestohlen hatten, dadurch zum Geständnis gebracht habe, daß er ihnen Rotwein oder sonst etwas nach ihrer Ansicht schlecht Schmeckendes (Rotwein mit Karbolsäure soll besonders geeignet sein) zu trinken gab unter der Behauptung, das sei Medizin, an der sie sterben würden, wenn sie lögen. Meistens habe das Geständnis nicht lange auf sich warten lassen.

Das Strafgesetz der Eingebornen, wenn man sich so ausdrücken darf, beruht auf dem Grundsatze „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Blut verlangt wieder Blut. Ist ein Schwarzer erschossen worden und hat man etwa 3 oder 4 Kugeln in seinem Rücken gefunden, so steckt auch der Rächer 3 oder 4 Kugeln in

den Lauf seiner Flinte und sucht den Mörder genau an derselben Stelle zu treffen, wo die Kugeln in des Ermordeten Körper eingedrungen waren. Zielt er nach Landesbrauch so schlecht, daß der Schuß fehlgeht, so ist damit jeder weitere Anspruch auf Rache oder Bestrafung erloschen: der Mörder ist frei.

Es leuchtet ein, daß diese in ihrer Art ganz humanen Rechtsbegriffe der Eingebornen nur in seltenen Fällen auch dem Europäer zu gute kommen werden. Anstatt dessen wirkt der Weiße ein andres und sehr schwer wiegendes Gewicht in die Wagschale der Gerechtigkeit: das ganz ungeheure und dennoch dem auf thönernen Füßen stehenden Riesen gleichende Vorrecht der hellen Hautfarbe. Man mag noch so sehr für die Gleichheit aller Menschen schwärmen, so wäre es dennoch Wahnsinn, an diesem Vorrechte der weißen Hautfarbe zu rütteln; auf ihr allein beruht alle Aussicht auf eine dereinstige höhere Kulturentwickelung Afrikas. Der Neger ist ein Kind, das zum Strolche wird, wenn man ihm die Achtung vor Vater, Mutter und allem Höherstehenden nimmt. Der Neger pflegt in seiner bilderreichen Sprache das Gefühl der eignen Unterordnung so auszudrücken, daß der Fetisch des weißen Mannes stärker sei als derjenige des schwarzen; der für den Weißen jedenfalls recht angenehme Einfluß seines mächtigen Fetisch bringt es unter anderm mit sich, daß zwar häufig genug als Boten benutzte Kru-Leute ausgeraubt werden, aber niemals dann, wenn sich bei ihnen auch nur ein Weißer befindet. Mehrmals, wenn ich im Begriffe stand, in der Hängematte von diesem zu jenem Platze zu reisen, bat man mich, Kassetten mit Bargeld tragende Krus unter meinen Schutz nehmen zu wollen, weil sie auf diese Weise vollkommen sicher seien.

Das Verhältnis des Weißen zu den Eingebornen ist in den freien, noch nicht von englischer Heuchelei und After-Humanität angekränkelten Landesteilen dasjenige des Vaters zu seinen Kindern. Solange man ihn nicht durch künstliche Agitation verhetzt hat, achtet der Neger den Europäer und namentlich den Deutschen, in dessen Gerechtigkeitsgefühl er weit mehr Vertrauen setzt, als in dasjenige seiner eignen Stammesgenossen. Anderseits kann nicht geleugnet werden, daß, während Diebstahl von Schwarzen gegen Schwarze sehr streng geahndet wird, die gegen Weiße verübte und erfolgreiche Aneignung fremden Eigentums

als nicht entehrend gilt. Die Grundregel für die Behandlung des Negers scheint nur dahin zu lauten, daß man weder allzu vertraulich, noch aus Nachlässigkeit allzu milde, aber auch jedenfalls nicht ungerecht sein darf; gütige und gleichmäßige Behandlung, sowie ein gelegentlicher, aber ganz von oben herab gemach-

Ein Europäer mit seiner eingebornen Frau.

ter Scherz erhalten den Schwarzen bei guter Laune. In seiner Natur liegt ohnehin eine gute Portion urwüchsiger Komik, und so ungeheuer ihm auch der Weiße imponiert, so lacht er doch gern über alles, was ihm noch fremd ist. Der Umstand, daß der Neger seine Sprache nicht versteht und nicht verstehen soll,

erhöht das Ansehen des Deutschen gegenüber demjenigen des Engländers. Es ist ein, allen mit den Negern auf gleicher Bildungsstufe stehenden Völkern gemeinsamer Zug, daß sie nach Aneignung der ersten und dürftigsten Brocken europäischer Kultur auch schon den Gipfel dieser Kultur erklommen zu haben und von dort aus mit Dünkel auf die Weißen herabsehen zu dürfen glauben. Das gilt in erster Linie von dem „gebildeten" Ungeziefer, der Sierra-Leone-Neger; aber es gilt in bescheidenerem Maßstabe und in fast burlesker Form auch von den sonst so bescheidenen Kru-Leuten. Ihr schauderhaftes Pidjin-Englisch gilt ihnen als die Summe aller Sprachkunst. Kommt ein wirklicher gutes Englisch sprechender Neuling hierher, so pflegen sie zu sagen: „them masser no use, him no sabe English at all" (der Masser taugt nichts; er versteht ja gar kein Englisch).

Auffallenderweise zeigt sich die gelegentliche Unverschämtheit des Negers am seltensten als Anwendung seiner Ueberlegenheit an körperlicher Kraft. Ich vermag mir dieses Rätsel nicht anders zu erklären, als daß es den Schwarzen einem Weißen gegenüber vollkommen an Mut gebricht. Wo einmal solch kräftiger Neger hinschlägt, da wächst kein Gras mehr; aber im Gebrauch ihrer Riesenkräfte, deren sie sich gar nicht bewußt zu sein scheinen, sind die Leute ganz merkwürdig und auffallend ungeschickt. Jeder gewaltsame Zusammenstoß zwischen einem einzelnen Weißen und einem einzelnen Schwarzen endet ohne Unterschied und ohne Ausnahme mit der beinahe sofortigen Niederlage des letzteren. Es ist hierzu gar nicht einmal notwendig, daß der Weiße besonders kräftig oder gewandt sei. Man ist neuerdings ganz und gar von dem Grundsatze, rohe und ungebildete, aber körperlich kräftige Leute, etwa ehemalige Matrosen u. s. w., hierher zu schicken, zurückgekommen, weil es sich herausgestellt hat, daß unter allen Dingen, die ein Europäer besitzen mag, die seiner eignen ähnelnde Muskulatur dem Neger am allerwenigsten imponiert.

Häufig genug habe ich gesehen, wie unter der Hand eines verhältnismäßig schwachen Weißen irgend ein baumstarker Schwarzer mit Grazie zum Magazine heraus und die Treppe hinunter flog; drunten angelangt, wurde der Neger wohl noch ein bißchen unverschämt, aber dabei blieb es auch. Als sich einmal zwei Schwarze eine grobe Fahrlässigkeit hatten zu schulden kommen lassen, schritt der mich begleitende Kaufmann energisch auf sie

zu und teilte, trotzdem jeder der beiden Sünder ein Schwert in der Hand trug, ein paar schallende Ohrfeigen aus. Um etwaiges Unglück zu verhüten, griff ich zum Revolver, aber mein Begleiter lachte über diese unnötige Vorsicht, deren es bei ungebrochenem moralischem Uebergewichte des Weißen nicht bedurft habe.

Solche Bestrafungen würde der Neger nicht so ruhig hinnehmen, wenn nicht tief in seiner Seele das Gefühl lebte, daß sie gerecht und ganz in der Ordnung sind. Der Schwarze, der seiner nachlässigen und sanguinischen Natur gemäß leicht und gern sündigt, versteht sehr gut die Notwendigkeit der Strafe und hat ein äußerst feines Gefühl für gerechte und ungerechte Bestrafung. Während die erstere ohne jeden Gedanken an Rache ihn bloß aufmerksamer, fleißiger und liebevoller macht, ist die ungerechte Bestrafung oder auch nur eine Bestrafung, deren Grund er nicht ganz genau kennt, das beste Mittel um seinen Charakter zu verderben und zu verbittern. Es gibt allerdings auch Schwarze, die bei ungerechter Züchtigung sich einbilden, das sei für ein andres Mal, als die gerechte Strafe zufällig ausgeblieben war. Aber solche Naturen sind selbstverständlich eine Ausnahme.

Nur in einem Falle vergißt der Neger häufig genug jede Unterordnung und zwar, wenn er halbwegs betrunken ist. In diesem Zustande ist er eine wahrhaft fürchterliche Bestie, die man am leichtesten durch völlige in tiefen Schlaf übergehende Trunkenheit unschädlich macht. Glücklicherweise ist solche Unmäßigkeit unter Negern weit seltener als unter andern halbwilden Völkern; der Schwarze trinkt und schmaust mit vielem Behagen, aber ihn viehisch betrunken zu sehen, ist eine Ausnahme.

Der Neger steht dem amerikanischen Indianer gegenüber, wie ein pflanzenfressendes Tier (etwa der Elefant) dem fleischfressenden. Er ist träge, sehr häufig diebisch und lügnerisch, und zeigt wenigstens bei dem heutigen Mangel an Erziehung und Mannszucht nicht gerade sehr viel Mut. Aber böswillig ist er ebensowenig wie aus purem Vergnügen grausam. Die auch beim Neger sich findende Grausamkeit gegen Tiere ist mehr passive Gefühllosigkeit als die sehr aktive Quälsucht des Indianers. Der Neger wird niemals mit Willen und Bewußtsein ein Tier martern, aber er wird auch nur selten die Leiden eines

gefangenen oder sterbenden Tieres verkürzen. Hühner und Enten, die zum Markte gebracht werden, befestigt man mit den Beinen an einen Stock und schleppt sie, während der Kopf nach unten hängt, tagelang mit sich herum. Auch sollen die schwarzen mohammedanischen Metzger von Ague äußerst brutal sein. Für das Verhältnis des Negers zur Tierwelt ist es bezeichnend, daß man niemals auch nur ein Kind mit den Haustieren spielen sieht. Nicht viel anders als zur Tierwelt stellen sich die Neger bisweilen zu ihren eignen Stammesgenossen. Als bei Klein-Popo einmal einige Zeitlang besonders viele Leute von den Haifischen aufgefressen worden waren, veranstaltete man große Fetisch-Faxen. Mit Schaudern sahen damals die Weißen, wie ein zum Strande fliehender Mensch, der als Opfer ausersehen war, dort buchstäblich zu Tode geprügelt wurde.

Die Stellung, welche die Weißen an der freien noch unabhängigen Küste einnehmen, würden sie kaum zu behaupten vermögen, wenn ihnen nicht in den Kru- oder auch den Accra-Leuten ebenso fleißige wie gehorsame Arbeiter zur Verfügung stünden. Die moralische Ueberlegenheit des Europäers beruht nicht zum geringsten Teil darauf, daß er, was die notwendigsten Arbeitskräfte anbelangt, von den Landesangesessenen unabhängig ist. Die Krus sind völlig in seiner Gewalt. Er kann sie prügeln oder prügeln lassen, er kann ihnen durch Kürzung an dem stets für einen Monat rückständigen Lohne Geldstrafen auferlegen und was dergleichen mehr ist. Der Kru-Mann weiß das sehr wohl und leistet selbst der härtesten Bestrafung gegenüber fast niemals Widerstand. Wie sollte auch ein Kru-Mann der strafenden Hand seines Herrn entgehen? Auf einem Dampfer kann er nicht so leicht entkommen, und wenn er landeinwärts entfliehen wollte, würde er binnen kürzester Zeit eingefangen und als Sklave verkauft werden. Kru-Leute fürchten sich deshalb weit mehr vor den Eingebornen, als vor dem strengsten und härtesten Europäer.

Das gewöhnlichste unter allen Vergehen, die hier zur Bestrafung kommen, ist der Diebstahl. In einer Nacht weckte mich ein auffälliger Lärm. Zum Hofe der Faktorei eilend fand ich, daß die Kru-Leute einen Dieb ertappt hatten, wie er gerade mit einem Hemde in der einen, einem Tuche in der andern Hand entwischen wollte. Die Krus hielten den Dieb wohl fest, wagten aber nicht ihm etwas zuleide zu thun, und erst als

einer ihrer weißen Herren herbeikam, wurde der schwarze Spitzbube mit einem eisernen Ringe um den Hals an eine Kette gelegt. In dieser Weise blieb er ein paar Tage „in Untersuchungshaft", bis man ihn nach einer tüchtigen Tracht Prügel mit dem landesüblichen Rochenschwanze wieder laufen ließ. Er hatte nach Art aller, in Ausreden sehr findigen Schwarzen bis zum Schlusse die Unverschämtheit, zu behaupten, daß er sich, als man ihn um 2 Uhr nachts mit dem gestohlenen Gute ertappte, bloß Feuer für seine Pfeife habe holen wollen.

Wenn Landesangesessene sich beim Diebstahle auf frischer That erwischen lassen, bindet man sie am folgenden Morgen an einen Baum und läßt sie, da die Krus allein sich fürchten würden, im Beisein eines Europäers mit einem gewöhnlichen Stocke oder in schweren Fällen mit dem elastischen, tiefe Striemen auf der Haut zurücklassenden Rochenschwanze durchpeitschen. Es ist das thatsächlich weniger hart und grausam als es klingt; der Neger, der für moralische Bestrafung durchaus unempfindlich ist, kann in körperlicher Hinsicht eine gute Portion vertragen, er selbst würde, wenn er die Wahrheit sagen wollte, jede von einem Europäer verhängte Züchtigung noch als sehr milde ansehen. Die Krus, die man nur bei leichteren Vergehen vom eignen Hauptmann bestrafen läßt, werden, wenn sie stehlen oder sich sonst eines schweren Verbrechens schuldig machen, zu den eingebornen Königen oder Häuptlingen gesandt, dort in Ketten gelegt und nicht gerade sanft behandelt. Manche Europäer verhängen überhaupt niemals selbst eine Strafe, sondern wenden sich in allen Fällen an die Häuptlinge, die für ein Geschenk recht gern zu diesen kleinen Dienstleistungen bereit sind.

Es gehört zu den Rechtsanschauungen des Negers, daß der Bestohlene den auf frischer That ertappten Dieb ohne weiteres töten darf. Erschießt jemand nachts einen Einbrecher, so wird der Leichnam morgens mit dem Gestohlenen vor das Thor der Faktorei gelegt und ein Häuptling zur Konstatierung des Falles herbeigerufen. Stirbt aber ein Dieb bei der später über ihn verhängten Züchtigung, so thut der betreffende Europäer gut daran, an einen andern Ort zu gehen, weil die Familie des Verstorbenen ihm sonst wenn möglich Gift beibringen würde. Es geschieht das durch Ueberredung oder Bestechung des Kochs, so daß, wer zwei Köche hat, weniger zu befürchten braucht. Die Fetischpriester gelten als wahre Meister der Giftmischerei

und man behauptet, daß sie aus Alligatorgalle (dem hauptsächlichsten Bestandteile aller Neger-Gifte), aus Strychnin und der feingehackten glasartigen Faser des Bambusrohrs sowohl über kurz als auch nach ziemlich langer Zeit wirkende Gifte herzustellen verständen. Greift der Neger dem Weißen gegenüber zu dem äußersten Mittel der Vergiftung, so handelt es sich entweder um Frauen oder um schwere Beleidigung, wie denn z. B. gleich hintereinander drei Agenten einer französischen Faktorei vergiftet worden sind. Weit häufiger wird das Gift bei den Streitigkeiten der Eingebornen untereinander angewandt. Von einem 27 Köpfe zählenden Trupp Krus starben einmal binnen wenigen Wochen 23 und zwar alle unter den gleichen Symptomen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie von den übrigen vergiftet worden waren, weil diese sich ihrer Kleider zu bemächtigen hofften. Wer aber hätte in diesem Lande, wo es keine Leichenschau und keine Obduktion gibt, den Beweis der Vergiftung erbringen wollen? Eine so unglaublich große Rolle in Afrika das Gift spielt, so bleiben doch fast alle diese Verbrechen unbestraft.

Andre Strafen als Prügeln, Tod oder Verkäufe in die Sklaverei sind an der Sklavenküste unbekannt und in der That sind sie auch unter Negern die einzig wirksamen. Das barbarische Abhauen einzelner Körperteile ist hier nicht üblich, höchstens wird ab und zu ein Arm durch jene Art von Gottesgericht, welche in dem Eintauchen in siedendes Oel besteht, verunstaltet. Prügel sind diejenige Strafe, die dem Neger ohne irgendwie dauernd zu schaden am meisten zu Herzen geht. Protestantische sowohl wie katholische Missionare haben mir mit seltener Einmütigkeit versichert, daß ohne Prügel, die in wunderbarer Weise seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten schärften, mit dem Neger nicht auszukommen sei. Tod und Verkauf in die Sklaverei sind Strafen, die einzig und allein von den Häuptlingen oder dem Familienrate der betreffenden verhängt werden. Da es bisweilen vorkommt, daß Leute beim Brett- oder Ballspiele, wenn sie ihr sonstiges Hab und Gut verloren haben, Mitglieder ihrer Familie zum Pfande setzen, so wird solch schwarzes Schaf schließlich gemäß einem Beschlusse des Familienrates in die Sklaverei verkauft. Sklaven nämlich besitzen nicht mehr jenes Recht über ihre Familienmitglieder, welches dem freien Manne zusteht. Aus ähnlichem Grunde töten die Anglo-Leute unverbesserliche Schuldenmacher.

Noch wäre jener Beſchränkung des Eigentumsrechts zu gedenken, laut welcher es in Klein- und Groß-Povo nicht geſtattet iſt, ein Haus abzubrechen oder irgend etwas, was jemals mit dem Grund und Boden verwachſen geweſen iſt, außer Landes zu nehmen. In Weida erſtreckt ſich dieſe Vorſchrift auch auf alle Mobilien, ſofern dieſelben nicht zum direkteſten perſönlichen Gebrauch beſtimmtes Privateigentum ſind. Man darf ſoviel man nur immer will ins Land bringen, aber nichts, was nur halbwegs den Charakter von Waren hat, wieder hinaus.

Streitigkeiten zwiſchen Europäern und Eingebornen werden meiſtens durch Vergleich geſchlichtet, aber häufig genug kommt es auch zu großen Palavers oder Volksverſammlungen, bei denen den Königen und Häuptlingen, obwohl dieſelben anerkannte Richter über ihr Volk ſind, dennoch die Kaufleute als Gleichberechtigte gegenüberſtehen. Bisweilen haben ſich die Könige die Gerichtsbarkeit auch über die Weißen beizulegen geſucht, ohne daß dieſelbe jemals anerkannt worden wäre. Das Wort palaver (von dem ſpaniſchen palabra), mit dem hier ſo ziemlich alles und jedes bezeichnet wird, bedeutete urſprünglich eine Verhandlung zur Beilegung von Zwiſtigkeiten; nach und nach hat es aber ganz und gar die Bedeutung unſrer „Angelegenheit“ oder „Frage“ angenommen. Who sabe horse palaver heißt „wer verſteht ſich auf Pferde?“ und them rum-palaver settled „wir haben das Rum-Geſchenk ſchon erhalten.“

Sobald einer der einheimiſchen Könige oder Häuptlinge eine Botſchaft an die Kaufleute zu ſenden hat, wird als Beglaubigung, im Stile der früher bei uns gebräuchlichen Siegel oder Siegelringe, des Königs oder Häuptlings Stock mitgeſandt. In ähnlicher Weiſe geben die Kaufleute einem Boten den eignen Stab mit. Ob man dabei der Anſicht huldigt, daß die Zugehörigkeit der teilweiſe ſehr wertvollen Stöcke im ganzen Land bekannt ſei, iſt mir unbekannt. Dieſe Sitte des Stab-Sendens ſteht im Togo-Land und im Königreich Dahome noch in voller Blüte; in den Povo-Ländern iſt ſie zwar nicht ganz verſchwunden, aber doch ſeltener geworden.

Alles in allem und trotz der barbariſchen Formen ſteht die Rechtspflege in den unabhängigen Gebietsteilen höher als in den engliſchen. Was man in der Goldküſtenkolonie in dieſer Hinſicht zutage fördert, iſt ein Hohn auf jede Gerechtigkeit. Weiße und Schwarze ſollen dort gleiche Rechte haben und dieſer

praktisch undurchführbare Grundsatz, der, wenn er durchführbar wäre, jede Kultur vernichten würde, wird von Leuten gehandhabt, die man zur Westküste wie zu einer Versorgungsanstalt herausgesandt hat. Während meiner Anwesenheit in Accra saßen im dortigen Gefängnisse ein Deutscher und zwei englische Kaufleute, die, weil sie aus allerdings nicht zu rechtfertigenden Gründen einen mischblutigen Polizisten geprügelt hatten, auf 6, beziehentlich 18 Monate ins Zuchthaus gesteckt worden waren.

Das Bild der Rechtszustände an der Sklavenküste würde unvollständig sein, wenn ich nicht dem an derselben noch bestehenden Sklavenhalten Erwähnung thäte.

Die Sklavenausfuhr über See ist an dieser Küste heimlich bis vor wenigen Jahren (1863) betrieben worden, und noch heute leben viele ehemalige weiße und schwarze Sklavenhändler (Mensa von Porto Seguro, Pedro Quadjo, Garcia, Marques d'Andrada u. s. w.). Die Sklavenausfuhr verschwand nach und nach gänzlich, weil die Absatzgebiete (hauptsächlich Nordamerika, Kuba, Brasilien, die portugiesischen Besitzungen und der mohammedanische Orient) immer mehr zusammenschrumpften und schließlich der außerafrikanische Bedarf an Sklaven aufhörte. Zwangsmaßregeln allein und kreuzende Kriegsschiffe würden der Sklavenausfuhr kaum so schnell das Lebenslicht ausgeblasen haben. Uebrigens ist Sklavenausfuhr von innerafrikanischem Sklavenhandel zu unterscheiden, welcher fast in ganz Guinea, so auch beispielsweise an der Sklavenküste und namentlich in Dahome, noch immer schwunghaft betrieben wird. Auch an der übrigen Küste, in Klein-Povo, Groß-Povo, Porto Seguro, Be, Togo u. s. w., besitzen alle wohlhabenderen Leute ihre Sklaven, aber, wenn überhaupt, werden diese heutigestags nicht mehr in der Oeffentlichkeit verkauft.

Alle Sklaven an der Küste sind von den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen durch Kauf erworben worden. Die meistgeschätzten Sklaven kommen aus Dahome und kosten 80 Doll. (320 Mk.) für ein junges Mädchen oder einen jungen Mann. Aeltere Leute oder unerwachsene kosten bloß 40—50 Doll. Bisweilen kommen Händler mit Gold und Sklaven bis nach Lome, und zwar teils vom Sklavenmarkt Sallaga, teils durch englisches Gebiet hindurch aus dem Aschantiland. Auch in Groß-Povo, Agué u. s. w. werden noch zuweilen Sklaven verkauft. Diesem Sklavenhandel der Eingebornen untereinander ist kaum

abzuhelfen. Selbſt die Krus bringen Sklaven von Kap Mount mit herunter. Wer ſollte ſich auch darum kümmern, ob dieſe Geſtalten, die alle gleich ausſehen, Sklaven oder Freie ſind?

Als ich zum Beſuch bei den Miſſionaren von Agué war, wurden wir bei Tiſche von einem poſſierlichen kleinen Knaben bedient, der einige Tage vorher von den Patres gekauft worden war. Der Knabe wird ſelbſtverſtändlich in der Miſſion erzogen werden und dann frei ſein. Jene wenigen Weißen dagegen (es befindet ſich darunter kein Deutſcher), welche noch im alten Stil Sklaven halten, werden aufs tiefſte verachtet. Es iſt auch für den Weißen gar nicht ſchwer, ſo viel Sklaven zu kaufen, als er nur immer will, aber dieſelben wieder zu verkaufen, dürfte für den Europäer dennoch heutigestags unmöglich ſein.

Alle Sklaven im Togo- und Povo-Gebiet ſind Hausſklaven, die ſehr gut behandelt werden und ein äußerſt ſorgenloſes Phäakenleben führen, das von ihrem Standpunkte aus dem Leben unſrer deutſchen Fabrikarbeiter vorzuziehen iſt. Ihre Kinder dürfen nicht verkauft werden und ſind überhaupt keine Sklaven mehr, ſondern als Leibeigene eine niedere Art von Familienmitgliedern. Es gibt Sklaven, die ſelbſt wieder Sklaven halten. Eigentlich hätte alsdann der Herr das Recht, den Lohn für die Arbeit der Sklaven ſeiner Sklaven ſelbſt in Empfang zu nehmen. Iſt aber der freie Herr, wie das häufig vorkommt, in nähere Beziehung zu einer Angehörigen eines ſeiner Sklaven getreten, ſo läßt man denſelben ſchalten und walten, als ob er ein Freier wäre. Auch die „Boys“ oder Stewards vieler Europäer ſind Sklaven, der Lohn wird entweder ſofort an den Herrn oder auch den Sklaven ausbezahlt, welche alsdann einen Teil an ihre Herren abzugeben haben.

Die Miſſionare von Agué ſind der Anſicht, daß eine plötzliche Abſchaffung der noch beſtehenden Hausſklaverei und des noch beſtehenden innerafrikaniſchen Sklavenhandels, falls ſolche plötzliche Abſchaffung überhaupt möglich wäre, ein Fehler ſein und ſich gerade gegen jene ihrer Freiheit Beraubten richten würde, deren Los in Europa ſo ſehr bedauert wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß überall, wo die Sklaverei einmal in großem Stil eingeführt geweſen iſt, ihre Abſchaffung das Los der Sklaven zunächſt nur verſchlimmert hat. In Braſilien wurden die Sklaven früher verhältnismäßig milde behandelt,

aber seit keine Sklaven mehr geboren werden und alle neugebornen Kinder frei sind, sucht man aus ihrer Arbeitskraft, ohne sich um die Erziehung zu kümmern, soviel wie nur irgend möglich herauszuschlagen. In andern Ländern haben die Sklaven, die gewohnt waren, wie die Kinder in den Tag hinein zu leben, gar nichts mit ihrer neu gewonnenen Freiheit anzufangen gewußt und sind in das bitterste Elend geraten. In Jamaika hat das allzu plötzliche Ende der Sklaverei den gänzlichen Verfall der ehedem so blühenden Kolonie und einen geradezu unbeschreiblichen Grad von Faulheit mit sich gebracht. Etwas ähnliches zeigt sich auch in Dahome. Die als Sklaven betrachteten Gefangenen, mit denen der König von seinen jährlichen Kriegszügen zurückkehrt, stehen sich sehr übel dabei, daß der Absatz so schlecht ist, denn seit sie nicht mehr verkauft werden können, werden sie in viel größerer Anzahl als früher hingerichtet. In Dahome behandelt man die Sklaven überhaupt viel härter als im Togo- und Povo-Gebiet oder an der Goldküste.

Die Sklaverei ist hierzulande ein Bedürfnis, welches befriedigt werden will. Um die Sklaverei gründlich zu beseitigen, müßte man das Bedürfnis nach Sklaven beseitigen, d. h. die Eingebornen zur Arbeit erziehen. Solange das nicht geschieht, bleiben, wie das Beispiel der englischen Goldküste zeigt, alle gesetzlichen Maßregeln ohne Erfolg. Wenn aus dem unabhängigen Gebiet ein Sklave zur englischen Goldküste nach Quitta flieht und den Schutz des dortigen Kommandanten anruft, so ist er frei. Aber in Quitta und Accra selbst gibt es Sklaven in Menge. Dieser Widerspruch erklärt sich daher, daß, wenn ein Sklave von Quitta oder Accra beim englischen Kommandanten seine Freiheit beanspruchen wollte, die Rache sofort nachfolgen würde. Das wissen die Sklaven sehr wohl.

Daß sich, trotzdem die Hausſklaverei sogar in den englischen Kolonien noch weiterblüht, dennoch die Verhältnisse recht gründlich geändert haben, dafür liefern die in Weida sehr zahlreichen und umfangreichen Ruinen jener „Barracones", in denen früher die Sklaven zur Verschiffung bereit gehalten wurden, den besten Beweis. Die heute noch bestehende Form der Sklaverei ist gewiß ein Uebel, aber kein so großes, als man in Europa anzunehmen geneigt sein dürfte.

Elftes Kapitel.

Das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei.

(Die vielgefürchtete Brandung. — Ankunft eines Dampfers. — Die Minas-Neger und ihre dreizackigen Ruder. — Kampf zwischen Mensch und Natur. — Kentern der Boote. — Der letzte und schlimmste Brecher. — Elende Postbeförderung. — Die Einrichtung eines Faktoreigebäudes. — Die Wohnung der Krus. — Die Kleidung der Weißen. — Schwarze Frauen.)

Die Ostseite des südatlantischen Ozeans ist ein ruhiges, angenehmes, durchaus nicht tückisches Gewässer. Trotz starker Brandung, welche durch die Bildung der Küste veranlaßt wird, ist das Meer dort selten sehr unruhig. Obwohl der Strand ganz flach ist, so findet sich doch in nicht allzu großer Entfernung tiefes Fahrwasser ohne alle Sandbänke, Riffe u. dgl., so daß die Schiffe ziemlich dicht am Lande fahren können. Bloß an der Mündung des Volta-Flusses (englische Goldküste) hat sich eine ziemlich weit ins Meer hineinreichende Sandbank abgelagert. Auch ragt bei Danae und Porto Seguro je ein Felsen aus der Brandung empor, welche bisweilen darüber hinwegsaust.

Die vielgefürchtete Brandung ist am schlimmsten im Mai, Juni, Juli und August und am ruhigsten während des Harmattan-Windes im Dezember, Januar und Februar; während die Extreme sich vielfach verschieben und vielen Schwankungen unterliegen, kann man als Regel annehmen, daß die Brandung während drei Monaten sehr stark, während 6 Monaten schwächer und während 3 Monaten ganz schwach ist. Je 3 Tage vor

und nach dem Neumond ist die Brandung stets besonders heftig. Obwohl die Wellen an dieser Küste nicht gerade sehr hoch sind und die Brandung auch nicht, wie an felsigem Gestade, himmelhoch emporspritzt, so ist der Verkehr zwischen dem Strande und den Schiffen dennoch sehr schwierig, und zwar teils wegen des sehr flachen Strandes, teils auch weil keinerlei durch die Brandung hindurchgebaute Dämme oder Pfahlgerüste das Landen erleichtern. Wahrhaft berüchtigt ist der zahllosen dort sich ereignenden Unglücksfälle wegen der Strand von Adda (Goldküste) und Weida (Dahome); verhältnismäßig noch am leichtesten ist das Landen bei Accra (Goldküste), Quitta und Klein-Povo (Sklavenküste). Man pflegt an dieser Küste gewöhnlich von drei Brechern zu sprechen, die nicht zeitlich aufeinander folgen, sondern räumlich hintereinander liegen, und von denen der Landbrecher der schlimmste ist. Aber zur Harmattanzeit gibt es bisweilen gar keine Brecher oder höchstens einen, und anderseits erhöht sich die Zahl zur Regenzeit nicht selten auf 4, 6 und noch mehr.

Für gewöhnlich ist der sandige Strand solcher Orte, wie Lome, Bagida, Klein-Povo u. s. w., völlig menschenleer; bloß schwarze Schweine und Schweinchen sieht man bisweilen dort luftwandeln. Die Boote der Faktoreien liegen umgestürzt mit dem Kiel nach oben unter höchst primitiven Binsendächern.

Welches Leben aber, sobald das Aufsteigen einer Flagge am Signalmaste dieser oder jener Faktorei das Nähern eines Dampfers verkündet! Da die Ankunft von Schiffen und namentlich von Dampfern das einzige Ereignis ist, welches, von gleicher Wichtigkeit für alle, den gewöhnlichen Verlauf des hiesigen Lebens unterbricht, so sind aller Augen auf das Entdecken des winzigsten am Horizonte sich zeigenden Segelpünktchens, der kleinsten Rauchwolke eingeübt. Sobald erst der Ruf „ein Dampfer!“ laut geworden ist, stürzen in fieberhafter Eile, mit riesigen Fernrohren bewaffnet, alle Weißen zur Veranda. Zunächst bleibt noch Raum genug zu Vermutungen. Ist es ein gewöhnlicher Segelkasten oder wäre es etwa gar ein Kriegsschiff? Doch nein, die Takelage ist zu schwach, also bloß ein Segler! Aber dicht dahinter steigt jetzt ein leises, duftiges Wölkchen auf. Die Frage, ob Segler oder Dampfer, ist zu gunsten der letzteren Ansicht entschieden. Aber welcher? Ein ganz gemeiner Wochen-Engländer oder der bloß einmal im Mo-

nat erscheinende vornehmere Landsmann? Noch eine Viertelstunde und die graue Farbe des Schiffskörpers ist deutlich erkennbar. Es ist ein von Hause kommendes Woermannsches Schiff, „die Professor" oder „die Karl", wie man sich hier, dem englischen Sprachgebrauch folgend, auszudrücken pflegt. Schon zeigen alle Faktoreien ihre betreffende Nationalflagge und, durch einen Glockenschlag benachrichtigt, sind die verschiedenen Kru-Trupps mit dem Hinunterrollen der Boote beschäftigt. Ein eingeborner Kommis ist zu der neben dem Flaggenstocke befindlichen hölzernen Plattform hinaufgestiegen und hißt, je nach den ihm von der Veranda aus zugerufenen Befehlen, die verschiedensten Signale.

Inzwischen herrscht an Bord des ankommenden Dampfers ein nicht weniger reges Getriebe. Noch ehe die Ankerkette gerasselt hat, eilt, stolz einen glühend gemachten Draht schwingend, der Hauptmann der an Bord befindlichen Kru-Leute zu der kleinen Schiffskanone und ein scharfer Knall verkündet den Weißen und Schwarzen am Lande, was sie schon längst wußten, nämlich die Ankunft des Dampfers. Je nachdem man bloß Ladung löschen oder einnehmen will, werden auch vom Dampfer aus Signale gemacht. Betreffs dieser ergehen sich dann, während die Weißen am Lande hastig das Signalbuch nachschlagen, die Schwarzen in allerlei kühnen Vermutungen. Da bekommt man ein solch wunderbares Englisch zu hören, wie z. B. „them steamer go sleep here for night time" (der Dampfer will hier schlafen), oder „them steamer him be hungry too much" (der Dampfer ist gar zu hungrig), oder gar „him belly be full too much" („sein Bauch ist voll", d. h. er kann keine Ladung mehr nehmen).

Jetzt endlich ist die Zeit gekommen, die Boote ins Wasser zu schieben. Aber vorher möge mir noch ein Wort über die Bootsleute und ihre Ausrüstung gestattet sein. Außer den Krus verwendet man an der Sklavenküste bisweilen auch Landesangesessene, sowie Accra-Leute (Minas-Neger). Die letzteren gelten in ganz Westafrika als die geschicktesten Bewältiger der Brandung. Es sind einzelne darunter, die mit ihrer gewaltigen Muskulatur, besonders an Brust und Armen (auffallenderweise haben sie sogar Waden), einer aus Bronze gegossenen Statue des Herkules gleichen. Bei einigen findet man beinahe kaukasische Gesichtszüge und gar keinen unangenehmen Ausdruck.

Die Farbe ist ein stark glänzendes und äußerst dunkles Braun, ähnlich der dunkelsten Bronze. Die Krus, die doch auch nichts weniger als schwach sind, erscheinen diesen Leuten gegenüber als Knaben. Doch muß dabei bemerkt werden, daß ein großer Teil der Krus auch erst kaum dem Knabenalter entwachsen ist. Was das Arbeitsgeräte dieser Ruderer anbelangt, so findet man von der Goldküste an und weiter südostwärts nicht mehr die langen Streichruder von Senegambien und Liberia, sondern ganz kurze, höchstens 3—4 Fuß lange und fast wie Neptuns Dreizack geformte Ruder, die sich bei der Bewältigung der Brandung besser bewähren sollen.

Da so sehr viele Boote umschlagen, so werden an einigen Orten, wie z. B. bei Cutanu (Dahome) Dynamitpatronen ins Wasser geworfen, um die Haifische zu betäuben. Zu gewissen Zeiten, namentlich von Ende Mai bis Anfang August, kommen die Haifische des Laichens wegen in großen Scharen zur Küste, und es gibt dann beim Umschlagen der Boote häufig genug tödliche Verletzungen; in allen übrigen Monaten gehört jedoch glücklicherweise das Erscheinen von Haifischen zu den Seltenheiten. Fragt man den Hauptmann eines jener Kru-Trupps, die, auf den richtigen Augenblick wartend, neben den bis zur Wasserlinie gerollten Booten stehen, ob man undurchnäßt an Bord und wieder von Bord an Land gelangen könne, so wird er mit der stehenden Redensart „this not my palaver, this be God's palaver" (das liegt in Gottes Hand) antworten. Uebrigens schlagen die Passagierboote zwar häufig genug, aber immerhin seltener um, als die schwerer zu handhabenden, mit Waren vollgepfropften.

Kurz vor dem Abschieben der Boote beginnen die Hauptleute mit ihren wunderbar scharfen Augen die Wasserfläche zu mustern und dabei zu zählen. Sie wissen durch langjährige Erfahrung ganz genau, welche am Horizonte sichtbar werdende Welle den stärksten Brecher abgeben wird. Sobald gerade eine den Strand bespülende Welle das Abschieben des Bootes erleichtert, stemmen sich die Leute mit aller Kraft dagegen und springen, sobald das Boot flott ist, mit ihren dreizackigen Rudern hinein. Nun beginnt einer der interessantesten Kämpfe zwischen Mensch und Natur, ein Kampf, den der unbeteiligte Zuschauer nicht müde wird, stundenlang zu beobachten.

Wer einmal am Meeresufer gelebt hat, der weiß, daß

Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern.

jede Welle in dem Grade, wie ſie ſich dem Lande nähert, an Breite abnimmt und an Höhe zunimmt, bis ſie ſich ſchließlich überſtürzt und bricht. Das Boot, welches gerade unter eine ſich brechende Welle zu liegen kommt, wird voll Waſſer geſchlagen oder umgeworfen. Der Hauptmann muß alſo das Boot ſo lenken, daß, wenn eine Welle herannaht, die einen ſtarken Brecher geben wird, das Boot entweder noch weit genug davon entfernt oder aber ſchon über die Stelle hinüber iſt, wo die Welle ſich brechen wird. Aus dem Geſagten kann man es ſich erklären, weshalb die Ruderer in dieſem Augenblicke auszuruhen ſcheinen und ſchon im nächſten ihre dreizackigen Ruder mit ſolcher Gewalt ins Waſſer tauchen, als ob ihr Leben davon abhinge. Die Ruder dieſer Leute ſind ſo kurz, daß ſie ſich beim Gebrauche derſelben nicht bloß über das Boot lehnen, ſondern auch, um die Waſſerfläche zu erreichen, namentlich bei hochgehender See, ein wenig bücken müſſen. Und da dies alles im ſtrengſten Takte geſchieht, ſo gewährt ſolches Boot mit den wilden Geſtalten der nackten, ihre Dreizacke ſchwingenden Herkuleſſe einen ganz abenteuerlichen Eindruck.

Kommt ein Boot auf der Höhe eines Brechers quer zu liegen, ſo wird es in den meiſten Fällen umgeworfen. Aber noch ehe das geſchieht, pflegen die Ruderer, um nicht zerſchmettert zu werden, herauszuſpringen, wobei es allerdings auch vorkommt, daß ſie nach der falſchen Seite ſpringen. Aber auch hierbei iſt weniger Gefahr, als wenn ſie ſitzen blieben, weil der einzelne Menſch ſo ſchnell unterſinkt, daß das umſchlagende und auch dann ſchwimmende Boot ihn, wenn er einmal heraus iſt, kaum mehr erreicht. Während der kurzen Zeit, ſeit ich an dieſer Küſte bin, habe ich doch wenigſtens ein Dutzend Boote auf dieſe Weiſe kentern ſehen. Für die nackten Ruderer iſt, wenn ihnen nicht von dem umſchlagenden Boote ein Arm oder Bein zerbrochen wird oder wenn nicht gar Haifiſche in der Nähe ſind, weniger Gefahr dabei, als man glauben ſollte. Den Weißen, der ſich etwa in einem umſchlagenden Boote befinden ſollte, laſſen rechtſchaffene Kru-Ruderer, namentlich wenn er ihr Herr iſt, nur ſelten im Stich. Ich habe manche Hauptleute (head-men) geſehen, die mit Gefahr ihres eignen Lebens ihren Herrn gerettet hatten. Der Weiße ſelbſt wird ſich, auch wenn er ein noch ſo guter Schwimmer iſt, in der Brandung nur ſchlecht zu helfen wiſſen. Die Krus tragen ihn aber

ſchwimmend und watend ans Land, mögen ihnen dabei noch ſo viele Spritzer um den Kopf ſauſen.

Es gibt keinen, längere Zeit an dieſer Küſte weilenden Europäer, der nicht ſchon ein oder mehrere Male ins Meer geſchleudert (capsize iſt der techniſche Ausdruck) worden wäre. Es geht dabei nicht immer ſo glatt ab, wie oben geſchildert. Herr Leuze konnte einmal, als ſein Boot kenterte, nicht aufgefunden werden, bis ein zufällig am Strande ſtehender Franzoſe auf den Gedanken kam, daß er ſich vielleicht noch unter dem mit dem Kiel nach oben im Landbrecher liegenden Boote befinde. Als man zu dem Boote vordrang, über das beſtändig die Brandung hinwegſauſte, fand man Herrn Leuze ohnmächtig, aber unverletzt; die unter dem umſchlagenden Boote zurückgebliebene Luft hatte ihn gerettet.

In Weida verunglückten während meines dortigen Aufenthaltes zwei Accra-Leute. Dem einen wurde, als er aus einem landenden Boote herausſprang, der Bruſtkaſten eingedrückt, dem andern, der in einem herausfahrenden Boote ſaß, wurde von einem hereinkommenden Boote ein Bein abgeſchnitten. Das hereinkommende Boot befand ſich nämlich gerade auf der Höhe eines Brechers, als das herausgehende tief unten an deſſen Fuße lag. Und faſt ohne daß die Inſaſſen beider Boote ſich geſehen hatten wurde das hereinkommende Boot quer über das andre hinübergeſchleudert.

Wenn auch das Löſchen der Ladung eines Dampfers nur in Ausnahmefällen durch die Stärke der Brandung gänzlich verhindert wird, ſo gehen doch dabei unglaublich viele Boote in Stücke, ſo daß immer und immer wieder neue herausgeſandt werden müſſen. Waren und Paſſagiere können, wenn die Brandung bloß halbwegs ſchlecht iſt, nur halb oder ganz durchnäßt das Ufer erreichen. Bei der Verpackung vieler Waren iſt auch ſchon von vornherein darauf Bedacht genommen, daß ſie nötigenfalls ſchwimmend das Ufer erreichen müſſen, wie denn z. B. die kleinen, in ungeheuren Mengen hierher geſandten Fäßchen (Kegs) Pulver ſich wenigſtens bei einem bloß kurze Zeit andauernden Bade als waſſerdicht zu erweiſen pflegen. Briefe wickelt man hier gewöhnlich in waſſerdichtes Wachstuch ein und verkupfert ſie auch wohl (wie das in Accra und Adda ſtets geſchieht) in kleinen Faſtagen.

Es iſt ſehr viel leichter, vom Schiffe her durch die Bran-

dung ans Land als hinauszukommen, namentlich deshalb, weil die hereinkommenden Boote Brise und Seegang mit sich haben. Die Hauptleute lieben es ganz besonders, wenn sie von der See her kommen, ihr Boot auf einer breiten Welle sozusagen an Land reiten zu lassen. Da aber die Welle schneller läuft als das Boot, so muß, um möglichst lange aus solcher Gelegenheit Nutzen zu ziehen, mit den Rudern flott nachgeholfen werden. Dabei saust das Boot, umzischt von dem Schaume der Brandung, wie ein Pfeil dahin und gewährt vom Lande her gesehen einen herrlichen Anblick.

Aber kurz vor dem Landen muß wieder Halt gemacht und hübsch aufgepaßt werden, denn der Landbrecher ist unter allen der schlimmste. Der Hauptmann mustert dann wieder einmal ganz genau die Umgebung. Ist der richtige Zeitpunkt gekommen, so läßt man das Boot mit aller Kraft, deren man fähig ist, in stumpfem Winkel auf den Strand laufen. Und kaum hat sich der Passagier von dem Stoß, der ihn beinahe von seinem Sitze herunterschleuderte, wieder aufgerichtet, so sind auch schon alle 10—12 Ruderer mitsamt dem Hauptmann ins Wasser gesprungen, reißen ihn, ehe er sich dessen versieht, aus dem Boote und schleppen ihn ans Land. Es steht ja bloß ein Zeitraum von wenigen Sekunden zur Verfügung, wenn nicht der nächste Brecher den Passagier durchnässen soll. Dann aber — das weiß der Schwarze sehr gut — gibts, wenn überhaupt einen, geringeren dash (Trinkgeld). Manche Leute an der englischen Goldküste, namentlich Missionare, haben sich aus Europa Bräute, die sie nie vorher gesehen hatten, herüberschicken lassen. Nun aber denke man sich das unvergleichlich schöne Bild, wenn solch triefende Braut aus den Armen der Schwarzen in diejenigen ihres nie vorher gesehenen Bräutigams sinkt. Und doch war den Schwarzen — man sagt mit Zuhilfenahme einer Puppe — vorher ganz genau beschrieben worden, wie sie die weiße Frau herausheben, anfassen und tragen müßten. Was aber versteht solcher Schwarze von dem Begriff „Dame". Bei den Negern besteht zwischen Mann und Weib weder in Kleidung noch in Behandlung ein so wesentlicher Unterschied wie bei uns.

Wer sich, ohne selbst den Versuch gemacht zu haben, überzeugen will, was es heißt, durch eine schwere Brandung zu fahren, der braucht bloß die ankommenden Boote, in denen

kein Fleckchen mehr trocken ist, oder die von Schweiß und Seewasser triefenden bronzefarbenen Leiber der Schwarzen zu betrachten. Auf dem kurzgeschorenen Wollhaar der Neger funkeln alsdann große und kleine Wassertröpfchen, aber naß wird dasselbe ebensowenig, wie es die Flaumfedern der Enten werden.

Wer etwa recht schnell das Fieber bekommen will, braucht bloß ein paar Mal durch die Brandung zu fahren und seine Kleider am Körper trocknen zu lassen. Zu bedauern sind deshalb die armen Verschiffungs-Kommis, die sich, wenn irgend möglich (aber bei sehr schlimmer Brandung doch auch nicht immer) an Bord der einlaufenden Dampfer begeben.

Beim Ausladen der Boote muß die größte Eile entwickelt werden, weil, wenn die See nicht außergewöhnlich gut ist, beständig Spritzer über die Ladung herübersausen.

Die von Eisenreifen zusammengehaltenen Ballen mit Manufakturwaren, die großen und schweren Fässer mit Tabak, die Säcke mit Salz (das aber bloß von Segelschiffen herausgebracht wird) werden also förmlich aus den Booten herausgerissen. Ein wenig Nässe schadet nichts, aber sobald erst einmal ein Faß mit Tabak zu schwimmen beginnt, ist sein Inhalt so gut wie verloren. Ich habe gesehen, wie aus solchem Faß eine kaffeeartige Brühe herauslief und der ganze Inhalt in schnell improvisierter Auktion für einen Schleuderpreis an einen einheimischen Händler verkauft wurde. Auch sah ich einmal, wie ein Boot, das einen zur Heimat zurückkehrenden Trupp Krus und deren ganzen in Waren bestehenden Jahresverdienst trug, noch im letzten Brecher umschlug. Die Krus schwammen ans Land, aber ihr Jahresverdienst war verloren.

Beim Verschiffen macht es besonders viel Mühe, die schweren Oelfässer, deren jedes Boot zwei aufnimmt, hineinzurollen. Man legt dabei das Boot ein wenig auf die Seite. An denjenigen Plätzen, wo nicht Krus, sondern Landesangesessene als Ruderer verwandt werden, zahlt man für jede Fahrt einen Dollar, und wenn es auf der Hin- und Rückfahrt Waren zu befördern gibt, $1^1/_2$ Dollars. Zwanzig Fahrten in einem Tage gelten, da die Dampfer selten näher als eine halbe Seemeile Entfernung vom Lande liegen, bei sehr schwacher Brandung als eine vorzügliche Leistung. Auch Passagiere zahlen beim Landen, wenn sie für sich allein ein Boot beanspruchen, einen Dollar.

Eine der schwächsten Seiten des hiesigen Handels- und Verkehrslebens ist die Beförderung der Post, die aller denkbaren Willkür und Unregelmäßigkeit unterliegt. Mit deutschen Dampfern gehende Briefe werden mit 20 Pfennig-Marken beklebt oder es wird, wenn solche fehlen, eine Bemerkung auf dem Briefe angebracht, laut welcher der Empfänger nicht wie sonst bei unfrankierten Briefen das doppelte, sondern bloß das einfache Porto zu zahlen hat. Briefe, die mit englischen Dampfern gehen, kosten 6 d (50 Pfennige). Es kommt aber bei diesen englischen Dampfern häufig genug vor, daß die Briefe an ganz Unberechtigte ausgehändigt werden, die alsdann wie noch kürzlich ein Engländer zu Bagida die Auslieferung der Briefe verweigern, falls man ihnen nicht so und so viel Dollars dafür zahle.

Die schönsten Faktoreien an der Goldküste gehören der „Baseler Missions-Faktorei", die schönsten an der Sklavenküste dem Bremer Hause Friedr. M. Vietor Söhne. Alle Faktoreien, die deutschen sowohl wie die französischen, sind nach einer und derselben Schablone angelegt; bei der nachstehenden Beschreibung habe ich besonders die Bremer Faktoreien von Bagida und Klein-Popo, deren Gast ich für längere Zeit gewesen bin, im Auge.

Zur Anlage einer Faktorei gehört ein sehr umfangreiches Grundstück; das deutsche Wort „Gehöft" kommt dem Begriff einer Faktorei noch am nächsten. Schon vor dem Beginn der Bauten umgibt man das Grundstück, welches die Faktorei darstellen soll, mit einem soliden Bretterzaun und pflanzt häufig auch noch eine Kaktushecke rund herum. Es wird besonderer Wert dauf gelegt, daß die zahlreichen Gebäude rings herum am Zaune liegen, damit der Hof frei bleibe und leicht übersehen werden könne. Besondere Schwierigkeiten verursacht sowohl beim Bauen wie beim späteren Verkehr in der Faktorei jener knietiefe Sand, der überall an der Küste zu finden ist. Man hat versucht, mit Benutzung des aus dem Inneren bezogenen roten Thons wenigstens quer über die Höfe der Faktoreien hinüber solidere Fußpfade anzulegen; die Ergebnisse haben aber der aufgewandten Mühe nicht entsprochen. Doppelt unangenehm ist der Sand in den Höfen der Faktoreien, weil er, wenn nicht völlig von Stroh- und Holzabfällen rein gehalten, überall dort, wo der Einschluß des salzhaltigen Meereswassers nicht mehr zu verspüren ist, von Sandflöhen wimmelt. Diese unange-

nehmen Insekten, die im vorigen Jahrzehnt von Brasilien her eingeschleppt worden sein sollen und sich immer weiter an dieser Küste verbreiten, werden Chikas oder Mamitossus genannt. Sie bohren sich mit besonderer Vorliebe unter die Nägel der Zehen, aber auch an andern Stellen des Fußes ein und verraten sich dann durch einen schwarzen Punkt und ein leichtes Gefühl des Juckens. Sobald man dergleichen merkt, wird einer der schwarzen Hausknaben herbeigerufen, um mit einer Nadel das gar nicht schmerzhafte Werk des Herausziehens zu beginnen; später reibt man, um etwa zurückgebliebene Eier der Insekten zu zerstören, Tabaksasche in die kleine Wunde hinein.

Zu den Außengebäuden einer Faktorei gehören die Magazine für Oel, Kerne, Salz u. s. w., ein besonderes, gewöhnlich aus Wellenblech mit Holzverschalung gebautes Pulver-Magazin, eine unter freiem Himmel angebrachte, von einem Dach aus Palmblättern überschattete Einrichtung zum Oelkochen, eine zementierte Tenne zum Trocknen der Palmkerne, eine der Feuersgefahr wegen abseits vom Wohnhaus liegende Küche sowie eine beliebige Anzahl von Taubenschlägen, Affenhäusern, Hühnerstiegen u. s. w. In allen mir bekannten Faktoreihöfen sind Kokospalmen angepflanzt worden, auch wimmeln dieselben von Hühnern, Riesen-Enten, Tauben, Perlhühnern, Zibetkatzen, Hunden, Affen und anderm Getier. Am häufigsten sieht man die in keinem Zoologischen Garten Europas fehlenden Hundsaffen, etwas seltener sind jene schwarzen Affen, deren langhaariges Fell für die Muffe von Damen, die in Trauer sind, sehr gesucht wird. Die Nachtruhe störendes Ungeziefer ist mit Ausnahme der Moskiten hierzulande sehr selten, und zwar deshalb, weil die in keinem Hause fehlenden Kakerlaken das Aufkommen von Flöhen oder Wanzen verhindern. Auch die Moskiten und sonstigen fliegenden Insekten haben einen erbitterten Feind in jenen possierlichen und ganz harmlosen Eidechsen, die zu Dutzenden und Hunderten in jeder Faktorei zu finden sind.

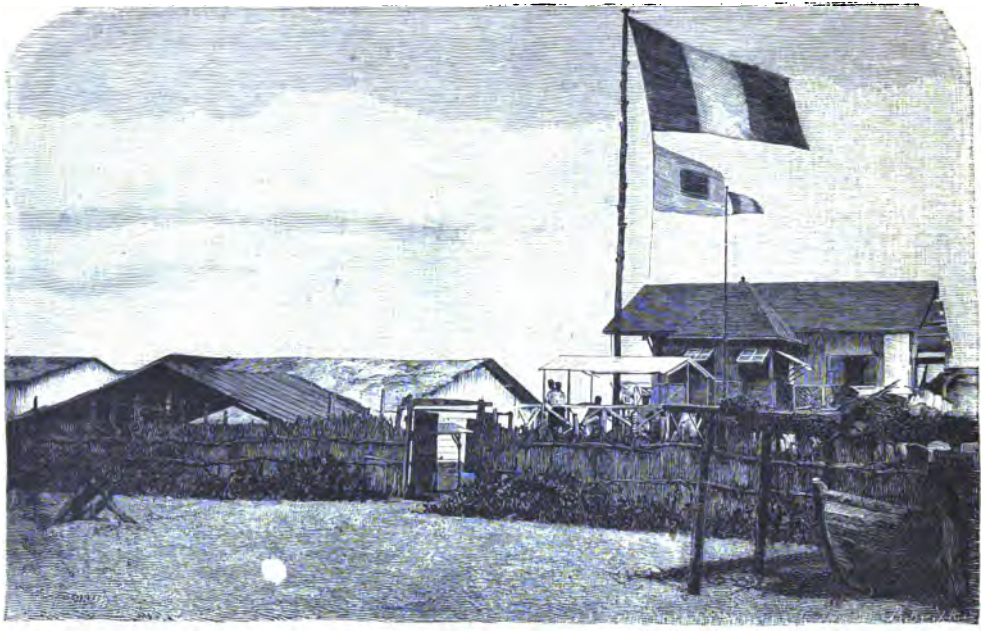
Wenn irgend möglich, erbaut man aus Gesundheitsrücksichten die Wohnhäuser der Faktoreien zweistöckig. Das Erdgeschoß enthält den Laden, das Kontor und die Vorratsräume für wertvollere Waren, besonders Manufakturwaren; das erste Stockwerk, um welches rund herum eine von Pfeilern getragene Veranda läuft, dient den Weißen nach Erledigung der Geschäfte als Aufenthaltsort. Man findet dort ein Wohnzimmer, in dem

gleichzeitig gespeist wird, und zwei bis drei Schlafräume. Die einstöckigen Faktoreigebäude von Lome sind, weil dort alles noch vorläufig ist, viel einfacher eingerichtet. Auch hier läuft rund um das Haus herum eine Veranda, auf der sich abends die Hausknaben ihre Schlafmatten ausbreiten, aber diese Veranda umschließt bloß zwei Räume, nämlich einen auch als Warenlager dienenden Laden und ein andres Zimmer, in dem gelesen, geschrieben, gespeist und geschlafen wird. In solchen Zimmern haben wir bisweilen bis zu vier Personen übernachtet, wie denn überhaupt der an dieser Küste Reisende es für ein großes Glück und eine große Aufmerksamkeit ansehen muß, wenn man im stande ist, ihm ein eignes Zimmer zur Verfügung zu stellen. Fenster mit Glasscheiben gibt es in Lome noch nicht, ihre Stelle nehmen hölzerne Laden ein, die am Tage offen stehen und bloß nachts geschlossen werden.

Das Material zum Bau dieser größtenteils aus Holz bestehenden Häuser wird fertig zugeschnitten aus Europa herübergesandt; nur die schweren Balken entnimmt man dem „Agobim“ genannten und sehr dauerhaften Holze der Fächerpalme. Als die ersten Faktoreien an dieser Küste gegründet wurden, hat es viel Mühe gekostet, mit einheimischen Werkleuten den Bau europäischer Häuser zu stande zu bringen. Auch heute noch klagt man über die Nachlässigkeit und das geringe Verständnis der eingeborner Schreiner, aber ein wenig hat die Sache sich doch unter dem Einflusse der von der Baseler Mission gegründeten Handwerkerschulen gebessert. Vor allem gibt es hier, wo man zum Versand des Oels so sehr vieler Fässer benötigt (Dauben und Reifen kommen aus Europa), recht tüchtige Küfer. Daß das Bauen hierzulande nicht billig sein kann, ist einleuchtend; man behauptet, daß das Wohnhaus der Bremer Faktorei zu Klein-Popo nicht weniger als 60 000 Mk. gekostet habe. Und dennoch erweisen sich diese Häuser der mangelhaften Fundamentierung und der Einflüsse des Klimas wegen nicht als dauerhaft; wenn nicht alle kleinen und kleinsten Ausbesserungen so rasch wie möglich vorgenommen werden, verfallen sie sehr schnell. Die aus Quadern von rotem Thon hergestellten Mauern und Wände wiederstehen dem Klima vortrefflich, wenn man sie sorgsam verputzt; aber sobald erst einmal das Regenwasser einen Eingang gefunden hat, ist dem Verfalle kaum mehr Einhalt zu thun.

Die Möblierung der westafrikanischen Häuser ist mit Ausnahme der Rohrmöbel und Moskitonetze vollkommen europäisch. Obwohl man behauptet, daß unter allen Küstenplätzen besonders Bagida seiner Moskitos wegen berüchtigt sei, so habe ich selbst mich doch niemals eines Moskitonetzes bedient, sondern jeden Abend diese beengende, unsern Himmelbetten ähnelnde Einrichtung recht sorgsam entfernt. Und doch speisen zur Regenzeit, wenn die Moskitenplage am schlimmsten ist, manche Leute sogar unter dem Netze zu Mittag. Die Kru-Jungen, die ihre nackten Glieder viel weniger gut gegen Insektenstiche schützen können, schlafen, wenn es gar zu arg wird, am Strande, wo die Seebrise alle Moskiten verscheucht. Klein-Popo hat, obwohl dicht an der Lagune gelegen, die wenigsten Moskiten; am schlimmsten fand ich die Plage in der Nähe der Schilfdickichte von Lebbe, Gbome und Seva.

Mit Ausnahme der Sonntage verkündet jeden Morgen um $5\frac{1}{2}$ Uhr, d. h. kurz vor Sonnenaufgang, ein Glockenschlag, daß die Zeit des Arbeitens gekommen sei. Man nimmt dann bloß eine Tasse Kaffe, weist den Kru-Leuten ihre Arbeit an und setzt sich gegen 8 Uhr zum gemeinsamen Frühstück nieder. Um 12 Uhr folgt das zweite Frühstück und hinterdrein eine kleine Siesta. Aber schon um 2 Uhr sind die Kaufleute wieder vollauf in Thätigkeit, sei es im Hofe, wo Oel und Kerne gemessen werden, sei es im Laden, wo vom Anker bis zur Stecknadel alles und jedes zu finden ist, wonach das Herz eines Eingebornen sich sehnen mag. In einigen Faktoreien wird um 5 Uhr, in andern erst um 6 Uhr geschlossen. Es folgt, falls nicht die Bücher abgeschlossen oder Briefe nach Europa geschrieben werden müssen, die Zeit der Erholung und des Vergnügens. Man nimmt gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr die Hauptmahlzeit ein und macht dann Besuche in andern Faktoreien, um bei einem Glase Bier, Rotwein, Sherry oder Kognak mit Wasser den Gang der Geschäfte, persönliche Angelegenheiten und die neuesten Kunststücke des Kochs (d. h. Kunststücke nach der negativen Seite hin) zu besprechen. Die äußerste Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Gesprächsstoffes ist für zwei oder drei gebildete Leute, die Woche um Woche und Monat um Monat außer dem Umgang mit Schwarzen bloß auf sich selbst angewiesen und außerdem sogar noch Konkurrenten sind, eine wahre Kalamität. Das Leben pulsiert hier an der Sklavenküste in volleren Schlägen als in



Die Faktorei von Fabre & Cie. in Groß-Popo.

Liberia, aber leider wirft auch die sehr stark entwickelte Konkurrenz viel dunkle Schatten rings um sich her. Hierin liegt eine Gefahr, vor der ich meine lieben und wackeren Landsleute warnen möchte. Von dieser Küste Abschied nehmend, möchte ich ihnen noch zurufen: „Haltet stets so brav wie bisher zusammen, vergeßt nie, daß legitime Konkurrenz euch nimmermehr verhindern darf, in allen nicht geschäftlichen Dingen Hand in Hand zu gehen."

Je nachdem sie sich müde gearbeitet haben oder etwa einen Gast bewirten, suchen die in Westafrika lebenden Europäer entweder recht früh oder auch ziemlich spät ihr Lager auf. Aber unausgesetzt wird man daran erinnert, daß das hiesige Leben sich doch einzig und allein um Handel, Geschäft und Sicherheit der Faktorei dreht. Kurz nach Dunkelwerden wird in einigen Faktoreien eine große, den ganzen Hof beleuchtende Lampe angezündet, und in allen Faktoreien ohne Ausnahme sind die nächtlichen Wächter angewiesen, bei ihren Rundgängen beständig auf eine leere Flasche oder Blechkiste zu klopfen. Stockt dieses für den Neuling recht fremdartige Geräusch auch nur wenige Minuten, so kann man gewiß sein, daß der alsdann aus dem Schlaf aufwachende Verwalter der Faktorei hinauseilen wird, um die Ursache der Unterbrechung zu ergründen. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß die meisten Firmen beinahe gar nicht auf die Ausrüstung ihrer Faktoreien mit guten und modernen Waffen bedacht gewesen sind. Den Agenten und jungen Leuten kann das füglich nicht zugemutet werden. Und doch hängt die Sicherheit einer Faktorei häufig genug von dem bloßen Vorhandensein von Waffen ab, ohne daß dieselben benutzt zu werden brauchten.

Die zu jeder Faktorei gehörigen Kru-Trupps schlafen meistens innerhalb und bloß in sehr seltenen Fällen außerhalb der Umzäunung. Falls einmal besonders viel Arbeit vorliegt, werden auch einheimische Arbeiter und zwar Männer und Weiber untermischt zu einem Lohne von Mk. 0.75 bis Mk. 1.— gemietet, aber da diese Leute sowohl träger als unbescheidener sind, so gibt man in jeder Hinsicht den Krus den Vorzug. Die einzelnen Trupps, von denen jede Faktorei einen, wenn nicht zwei hat, bestehen aus 10 bis 12 Ruderern und je einem ersten und einem zweiten Hauptmann. Als Schlafstätte dient irgend ein leeres Magazin, welches alsbald durch die in keiner Kru-Kaserne feh-

lenden Zeichnungen von Dampfschiffen und jene täglich gemachten Striche, welche als Kalender und Zeitmaß dienen, bemerkbar wird. Obwohl die Krus im Dienste der Europäer sehr schnell alle möglichen Dinge (nur nicht das Christentum) auffassen und erlernen, so ist doch von dem Augenblicke an, wo sie ihre geliebte Heimat wieder betreten, dieser Firniß völlig verschwunden. In gleichem Umfange findet sich diese Anhänglichkeit an die Heimat und ihre Sitten bei keinem andern Negerstamme. Auch wenn ein Kru-Trupp sich einmal ausnahmsweise auf länger als ein Jahr verdingen sollte, so kehrt er in der Zwischenzeit doch stets wieder einmal in die Heimat zurück. Und wie sie sich auf diese Heimreise freuen! In Lome sah ich das am Abend vor der Abreise gefeierte Abschiedsfest eines heimkehrenden Trupps. Während auf einer leeren Kiste der Takt dazu geschlagen wurde, tanzten die schwarzen Teufel bei magischem Mondlichte einen cancanartigen und gliederverrenkenden, aber doch ganz rhythmischen Tanz. Der kleine Koch, einer der fröhlichsten unter allen, machte die tollsten Sprünge. War er jemals müde, so legte er sich platt auf die Erde, um schon nach wenigen Augenblicken wieder aufzuspringen und sich dem allgemeinen Reigen wieder anzuschließen. Der zweite Hauptmann dieses Trupps war schon vorher in die Heimat entsandt worden, um — fernerhin selbst als erster Hauptmann — eine neue Mannschaft anzuwerben und hinauszubringen. Als diese Leute anlangten, war das Erste, was man mit ihnen vornahm, die Aufzeichnung der schon vorhandenen oder die Verleihung neuer Namen. Alle Kru-Leute, deren wahre Namen zu schwer auszusprechen sind, haben außerdem noch englische „noms de guerre". Bei dieser seltsamen Art von Taufe geht es etwa wie folgt zu:

„Wie heißt du denn?" fragt der Weiße. — „Erbsensuppe!" antwortet der Schwarze. — „Und du?" — „Seebrise." — „Und du?" — „Affenschwanz."

Der vierte in der Reihenfolge hat noch keinen Namen und mein Landsmann schlägt, mich lächelnd ansehend, den Namen „Schmetterling" vor. „All right, Masser," erwidert der Schwarze, „my name be butterfly" (sehr schön, Herr, ich werde Schmetterling heißen). In dieser Weise geht es weiter fort, ich notierte mir die Namen Pfannkuchen, Sonntag, Weinglas, Papagei, Theetopf, Napoleon, Bratpfanne, Fünfgroschen, Fliegende Wolke, Bismarck und Moltke. Mit den zwei letzten, meinte der Ver-

walter der Faktorei, könne ich es schon wagen, durch die schlimmste Brandung zu gehen.

Da die Krus der Togo- und Povo-Sprache nicht mächtig sind, so unterhalten sie sich mit den „gebildeteren" Eingebornen in einem Englisch, dessen Stil der obigen Namengebung ziemlich nahe steht. Man wird dabei häufig genug solche Dinge wie here be my brother, him be girl („hier ist mein Bruder, aber er ist ein Mädchen," anstatt „hier ist meine Schwester"), oder he live for die („er lebt um zu sterben," anstatt „er liegt im Sterben") u. s. w. zu hören bekommen. Der Himmel der Kru-Leute ist Essen und Trinken, obwohl man von ihrer Kost durchaus nicht behaupten kann, daß sie luxuriös wäre. Es ist etwas Außerordentliches für den Kru-Jungen, wenn er auch nur 3 D. (25 Pfg.) für seinen täglichen Unterhalt ausgibt. Dabei stehen die Kru-Leute in dem Rufe, alle mögliche Dinge zu essen, vor denen wir Abscheu haben, mit besonderer Vorliebe auch die frisch geschlachteten Tieren abgezogenen Häute, die sie in der Erde halb verwesen lassen und alsdann in kleine Stücke schneiden, um eine stark gepfefferte Suppe davon zu kochen.

Obwohl unter den einzelnen Kru-Trupps Streitigkeiten häufig genug sind, halten dieselben doch andern Schwarzen gegenüber treu zusammen. Bei jeder Kleinigkeit, die sie außer Fassung bringt, appellieren diese Leute, nicht ohne sich starker Uebertreibungen schuldig zu machen, an den Weißen, als an ein höheres Wesen. Als ich zu Gast in der Bremer Faktorei von Klein-Povo wohnte, erschien plötzlich vor meinem Schreibtische ein Schwarzer mit einem riesigen, ganz verrosteten Säbel und der seltsamen Zumutung, daß ich in dem zwischen den Kru-Trupps zweier Faktoreien ausgebrochenen Streite als Vermittler dienen möge.

Was die Stellung des Untergebenen zu seinem Herrn anbelangt, so wird die landläufige Ansicht von der Treue und Anhänglichkeit des Negers, die uns von Amerika her überkommen ist, hier für unzutreffend erklärt. Dennoch aber habe ich Beispiele, daß auch hier solche Neger, die abseits von ihrer Heimat unter und mit Europäern leben, sich selbst in höchster Gefahr treu und anhänglich erweisen. An dem Zaune einer deutschen Faktorei, die über und über mit Pulver gefüllt war, wurde Feuer angelegt, welches der aufwachende Hauptmann der Kru-Leute erst bemerkte, als es zu spät war, um an die Mög-

lichkeit des Löschens denken zu können. Er eilte in das Zimmer seines schlafenden Herrn, der sich, aufspringend und beinahe nackt, durch die Flammen hindurch in den nahegelegenen Wald rettete. Der Neger eilte zurück, um auch noch die Kasse zu retten. Aber es war zu spät, das Gebäude flog in die Luft und mit ihm der treue Schwarze.

Der Haushalt einer jeden Faktorei ist die vollendetste Junggesellenwirtschaft, die man sich nur denken kann. Als Köche erfreuen sich die Leute von Accra, namentlich die in den Schulen der Baseler Mission unterrichteten, des besten Rufes. Da aber diese nur schwer zu haben sind, begnügt man sich mit einheimischen Köchen, die notdürftig Brot backen, Suppe kochen und Hühner braten können. Eignes Nachdenken darf von diesen Schwarzen nicht erwartet werden und wenn der Europäer nicht selbst beaufsichtigend mitwirkt, werden ihm Tag für Tag die nämlichen Speisen vorgesetzt werden. Zur Bedienung bei Tische und zur Reinigung des Hauses und der Zimmer gibt es für jeden Weißen je einen „Boy" (Knaben) von 10 bis 15 Jahren. Das hiesige Klima macht bequem und einen Fremden mutet es zuerst ganz wunderlich an, wenn man abends einen „Boy" in sein Zimmer schickt, der die Stiefel ausziehen und die Kleider für den folgenden Tag zurechtlegen soll. Mir ist es stets viel lieber gewesen, mich selbst zu bedienen, besonders wenn ich sah, wie viel Augendienerei diese Boys treiben, von denen sehr viele Sklaven sind. Sie sorgen sehr gut für die Interessen ihres Herrn, wenn derselbe dabei steht, und sehr schlecht, wenn er entfernt ist.

Die Kleidung der hier lebenden Weißen ist viel einfacher und sorgloser als diejenige der schwarzen Sierra-Leone-Leute. Im Hause tragen sie ein Strohkäppchen und draußen in der Sonne den Helm. Bei der Arbeit tragen sie wollene Unterjacken, weiße Beinkleider und rote Leibbinden, wozu beim Ausgehen noch Hemd und Rock hinzukommen. Kragen und Manschetten werden als überflüssig erachtet. Nachts legt man ebenso wie in Indien die weiten, Bygamas genannten, Unterhosen an. Als das wesentlichste Kennzeichen, durch welches sich die Kleidung des Weißen von derjenigen des Schwarzen unterscheidet, gelten dem Neger die Stiefel; es gilt als der schlimmste Schimpf für einen Weißen, wenn man ihn durch gewaltsames Ausziehen der Stiefel zwingt, barfuß zu gehen.

Ein durchaus nicht unbedeutender Teil der für längere Zeit hier lebenden Kaufleute ist nach Landesbrauch mit eingebornen Frauen verheiratet; bloß den Angestellten einer einzigen mit der Mission in Verbindung stehenden Firma ist dies ausdrücklich untersagt. Das Heiraten ist hier, wie allenthalben unter Negern, eine Geld- und Geschäftssache. An die ihre Töchter anbietenden Eltern wird für Jungfrauen ein Geschenk von 16 Dollars in Geld und 6 bis 8 Dollars in Waren gemacht, so daß also der Besitz einer Jungfrau auf etwa 100 Mk. zu stehen kommt. Zu den Hochzeitsfeierlichkeiten, wenn man dieselben so nennen darf, versammelt sich die ganze Familie der jungen Frau, um die sogenannten „Customs" zu begehen, die in Tanzen und übermäßigem Genusse von Bier und Rum bestehen. Das Verhältnis der weißen Kaufleute zu ihren schwarzen Frauen ist in den Augen des Volkes ein vollkommen legitimes ohne jeden entehrenden Beigeschmack. Diese Frauen sind keine bezahlten Dirnen, sondern gehören durchweg den ersten Familien des Landes an. Außer dem geringen an die Eltern bezahlten Kaufpreise braucht der weiße Mann bloß in mäßiger Weise für den Unterhalt seiner schwarzen Frau zu sorgen. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die bessere Behandlung, die im Gegensatze zu allen übrigen Weibern den Frauen der Weißen zu teil wird, dabei ihre Rolle spielt, so gilt es unter den Eingebornen doch auch in jeder übrigen Hinsicht als Ehre, die Frau eines Europäers zu sein. Diesem Ideengange entsprechend zeigt man an der Sklavenküste eine große Vorliebe für die in der Gestalt von Mulatten sich darstellende Verbesserung der Rasse, während man im Kamerungebiete gerade umgekehrt auf reine Rasse sieht und alle neugebornen Mischlinge tötet.

Die schwarzen Frauen wohnen nicht bei ihren weißen Ehegatten, sondern gehen jeden Morgen in einer Kleidung, die sich durch verhältnismäßigen Luxus von der ihrer Mitschwestern unterscheidet, in ihr Dorf zurück, um erst abends wieder zur Faktorei zu kommen. Die Weißen pflegen mit ihren schwarzen Frauen bloß dann gemeinsam zu speisen, wenn sie fieberkrank sind und sich von denselben verpflegen lassen.

Die Kleidung der von den Weißen Auserwählten ist diejenige der übrigen jungen Frauen, ausgenommen, daß zu dem kurzen Hüftentuche noch ein andres toga-ähnliches, beim Ausgehen über die eine Schulter geschlagenes Gewand hinzukommt.

Perlen und sonstiger Schmuck umgeben Nacken und Handgelenke. Auch möge man nicht glauben, daß dürftige Kleidung in allen Fällen die Toilettenkosten auf das geringste Maß herabsetze; ich habe Mädchen gesehen, die nichts weiter als eine um die Hüften gewundene Schnur Korallen und Perlen trugen und deren Tracht dennoch kostspieliger war als das eleganteste, mit echten Spitzen besetzte Seidenkleid. Der Frisur ihres kurzgeschorenen Haares und der Pflege des Mundes widmen die schwarzen Frauen besondere Sorgfalt; sie haben fast stets einen stabartigen Zahnstocher aus einer gewissen Holzart, die gleichzeitig als Zahnbürste und als Zahnpasta dient, zur Hand und verwenden zehnmal mehr Zeit auf die Pflege ihrer Zähne, als ein Europäer dies thun würde. Leute aus dem niederen Volke reiben sich wohl ab und zu den Körper mit Palmöl ein, die Vornehmen aber und namentlich die Frauen der Europäer mit wohlriechender Salbe und Sandelholz. Ihr nackter Oberkörper sieht dann häufig so aus, als ob er mit Kreide beschmiert wäre.

In Bezug auf gutes und schlechtes, hübsches und häßliches Aussehen herrscht unter Negern fast noch eine größere Verschiedenheit als unter den Europäern. Dem Neuankommenden mißfällt die ganze Rasse, aber nach und nach findet er Figuren und Gesichtszüge heraus, die gar nicht so übel sind. Ich habe manche Photographien mit den Bildnissen europäischer Kaufleute und ihrer eingebornen Gefährtinnen gesehen. Letztere erscheinen aber auf allen diesen Bildnissen weit vorteilhafter als in Wirklichkeit. Für besonders hübsch gelten die einer gut beanlagten und nicht schlecht entwickelten Rasse angehörigen Togo- und Povo-Mädchen.

Die Geistes- und Charakterbildung der schwarzen Lebensgefährtinnen ist nicht so vernachlässigt, als man denken sollte; während sie sich anfänglich wie wilde Tigerkatzen gebärden, besänftigt sich allmählich ihr Nervensystem, und es tritt eine natürliche Anlage zu harmlosem Scherze hervor, die den von der Geschäftsarbeit ausruhenden Weißen manche heitere Stunde bereitet. Da die schwarzen Frauen nicht englisch sprechen, so sind ihre Gatten gezwungen, sich mit der Togo- und Povo-Sprache zu beschäftigen, die sie im Verkehre mit ihren Frauen am leichtesten und angenehmsten erlernen, um sie dann später im Geschäfte auch auf nutzenbringende Art anzuwenden.

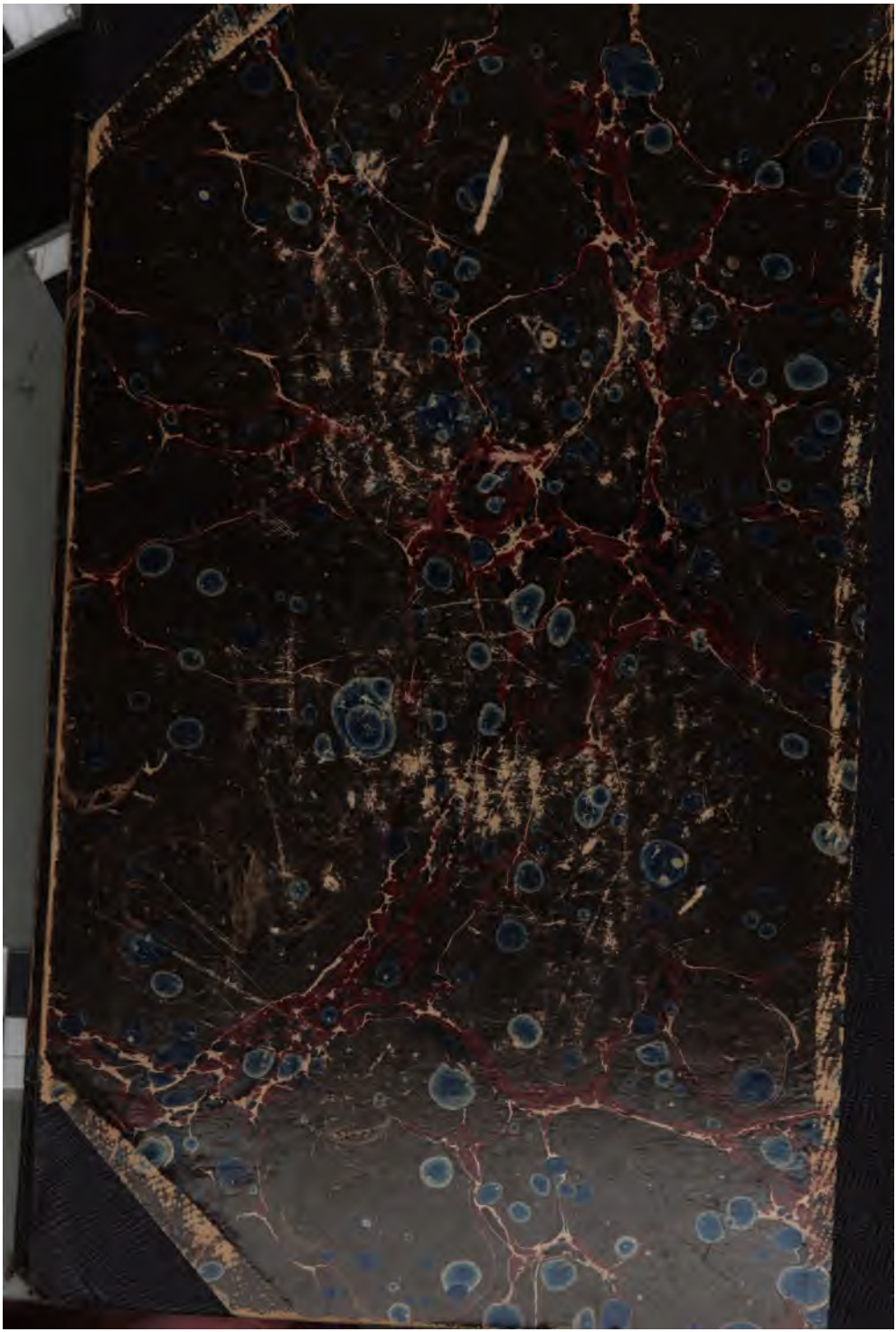
Als ich einmal einen Kaufmann, der sogar eifersüchtig, sehr

eifersüchtig auf seine schwarze Gefährtin war, fragte, wie er denn mit einem Wesen leben könne, das an Geistes- und Herzensbildung so tief unter ihm stehe, erwiderte er: Bringt es nicht die Gewohnheit mit sich, daß man einen treuen, anhänglichen Hund zu lieben beginnt? Und anhänglich, wenn auch nicht immer treu sind diese Frauen. Als ich das letzte Mal fieberkrank war, hat dieses arme Geschöpf fünf Nächte hindurch schlaflos an meinem Lager gesessen, zeitweise unterstützt von dem Hauptmann meiner Kru-Jungen, und als es endlich wieder frei in meinem Kopfe wurde, da war das erste Gefühl, dessen ich mir bewußt wurde, daß eine zitternde Hand liebevoll über meine mit Schweiß bedeckte Stirne strich.

To avoid f DOVER INSTITUTION ned on
k should b

DT 582 .Z62 C.1
Das Togoland und die Sklavenku
Stanford University Libraries
3 6105 035 905 483

DT
582
.Z62

Date Due

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305